

Gustav Schröer

DIE LEUTE AUS DEM DREISATALE


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



MEINEN KINDERN

GUSTAV SCHRÖER

DIE LEUTE AUS DEM DREISATALE

ROMAN



EDMUND HUYKE VERLAG IN LEIPZIG

37.–41. Tausend

Satz der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig
Gedruckt bei Gustav Gerstenberger, Chemnitz
Einbandentwurf von Paul Hartmann, Leipzig

VORGESCHICHTE

Hof Tröge stand auf der linken Seite des Dreisatales und Hof Zorge ihm gegenüber auf der rechten. Zwischen ihnen schäumte die Dreisa. Die kam aus den Waldschluchten am Ilgenkopfe. Wenn ihr der Sommer die Kraft genommen, dann raunte sie wie eine, die hinterhältig auf die Stunde wartet, da sie wieder ihren Gelüsten leben kann. Schwoll sie nach grauen Regentagen, in denen die Tropfen gleichmäßig in langen Strähnen niedergegangen waren, dann klang ihre Stimme wie langgezogene, hallende Trompetenstöße. War aber im Gebirge ein wildes Wetter über die Berghäupter gerast, oder war im Frühjahre der Schnee von heute zu morgen geschmolzen, dann jauchzte sie. Das war ihr das Rechte, heidi, heido, kopfüber, krach gegen den Block, daß er taumelte, Gischt auf den Lippen, schlagende Arme und Gebrüll.
Die wilde Dreisa hatte sich ein tiefes Bett gerissen, und das trennte, eine natürliche Grenzmark, die Liegenschaften der zwei Höfe, die an den Lehnen emporkletterten, Wiesen, wo die Hänge steiler waren, und Ackerland, wo sie sich flacher breiteten.
Die Wälder standen wie Mauern auf den Simsen der Talwände und griffen droben mit beiden Händen in das Land hinaus.
Hof Tröge und Hof Zorge waren verlorene Posten vor dem Gebirge. Das Dreisatal schnitt, eine krause Rinne, tief hinein, und von rechts und links sprangen zahllose schmälere

Rinnen aus Waldesdunkel ein. Das ganze Gebirge war ein einziger dichter Nadelwald ohne zusammenhängende Siedelungen. Auf schmalen Wiesenstreifen an rinnenden Wassern wohnten die Köhler, etliche mit Weib und Kind, andere allein.
Das Wild schritt auf verschwiegenen Pfaden durch den Forst. Die Hirsche fegten ihre Geweihe an den Bäumen, daß die bluteten, und die Rehe ästen auf Hängen und Niederungen, über die in Sommertagen eine bunte Pracht ausgeschüttet war.
Der Wind fing sich in den Schluchten und bellte gegen die Felsen. An Sommerabenden ging ein Wehen durch die Wälder wie Harfenklang, und in Winternächten saßen sich die Eisjungfrauen auf silbernen Sesseln gegenüber und erzählten Mären.
Ein schmaler Pfad führte aus dem tiefer gelegenen Lande herauf in das Dreisatal. Die Höfe ihrerseits hatten sich etliche Wege nach den Feldern und Wiesen gebahnt.
Niedrig und breit und altersgebräunt sahen die Holzhäuser aus ihren klaren Fensteraugen in das große Schweigen, und der Wanderer, der fremd und zur Nachtzeit das Tal erreichte, wunderte sich, daß ihn von den Hängen her Lichter grüßten. Er hatte längst vermeint allein zu sein, da er die letzte größere Siedlung gute zwei Stunden hinter sich gelassen.
Es war in der Zeit, in der die Eisenbahnen anfingen, lebhafter durch die Lande zu rollen. Der Herbst rüttelte an den Bäumen, Sonne und Frost tupften ihre Zeichen gelb und rot auf die Blätter, und der Wind stieß kalt über die Hänge.
Auf einem Acker, der zum Zorgehofe gehörte, pflügte ein halbwüchsiger Junge. Er war von gedrungenem Bau, hatte einen runden, dicken Kopf, kluge, braune Augen, und das Haar stand kurz und straff auf dem Scheitel. „Hüh", rief er den Gäulen zu. Die setzten sich gemächlich in Bewegung, zogen an, der Pflug wühlte, und die Schollen legten sich

braun und glänzend auf die Seite. Wenn der Pflug das Feld überquert, standen die Pferde; denn sie wußten, daß ihr Lenker nun eine kurze Ruhepause eintreten ließ. Der setzte sich einen Augenblick auf den Pflug, zog ein Büchlein aus der Tasche, schlug es auf, da, wo er das Zeichen eingelegt hatte, überlas eine Stelle zwei- dreimal, klappte das Buch zu und wendete die Pferde. Die Breite hinüber wiederholte er dann, was er gelesen. So kam ein wunderliches Durcheinander heraus. „Irret euch nicht; Gott läßt ... Hüh doch! ... Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch, ... Lotte, bist du denn ganz verrückt, — Wüste! Hü! ... denn was der Mensch säet, das wird er ernten.“ So drei- viermal, dann war er drüben, die Pferde hielten wieder, und Bernhard Zorge tat wie vorhin.

Er bereitete sich zur Aufnahme ins Lehrerseminar vor, ging jede Woche dreimal den zwei Stunden weiten Weg hinab ins Dorf zu Lehrer Weigelt und empfing von dem, was er ihm zu geben vermochte, rechnete, lernte allerlei von Erdteilen und Ländern, schrieb Aufsätze und ließ sich unterweisen im Glauben. So nannte es Lehrer Weigelt: Unterweisung im Glauben, und drei Stunden lang hatten sie sich hinter den Spruch gekniet, der nach des Lehrers Meinung das Wesen des Glaubens verdeutlichte wie kein zweites Wort. „Es ist aber der Glaube ...“ Das müsse man auseinander halten: gewisse Zuversicht des, das man hoffe und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht, aber es münde beides auf dasselbe hinaus, sei wie eine große Lichtkrone, in deren Schein man das Unbegreifliche stellen müsse. Dann sei nichts mehr unklar oder auch unwahrscheinlich; denn wo das Verstehen aufhöre, da nehme einen der Glaube gleichsam an der Hand, etliche kühne Flügelschläge, und man sei darüber hinaus.

Der Mann redete mit heißem Eifer; sein langer, weißer Bart zitterte, und die Lippen zogen die Luft einwärts, als schlürften sie. Die lebhaften, grauen Augen blitzten über den starken Tränensäcken, er legte eine feine, schmale Hand

auf das Bibelbuch, saß da, hehr wie Gottvater selber und sagte: „Junge, du hast einen Beruf erwählt, der dir zwar viel Enttäuschungen, aber doch auch das Schönste bringen wird, das das Leben zu geben hat. Sieh: einhundertachtzig Taler habe ich, dazu den Dezem und die Stolgebühren, ein Dach über dem Kopfe, durch das es regnet und drei Morgen Land. Das ist alles und ist im Grunde wenig mehr als ein Bettel, aber wenn ich noch einmal zu wählen hätte und alles wüßte, was ich heute weiß, ich würde doch wieder — Schulmeister. Du wirst es einmal leichter haben; denn du wirst als deines Vaters Einziger Mammon genug mitkriegen. Es hätte gut und gerne dazu gereicht, daß du studiertest, aber du willst Lehrer werden. Recht, Junge, es ist so groß wie irgendein anderes, nur nicht so reich an Ehren und Lohn. Die Ehren wirst du drüben kriegen", er wies mit dem Finger in die untergehende Sonne, „und den Lohn gibt dir dein Herz. — Gott befohlen, grüß den Vater und die Mutter."
Bernhard Zorge ging heim, im Sommer gegrüßt von reifendem Segen, im Frühjahr getragen von Verheißungen, die auf lauen Winden ritten, im Herbste umweht von müden Abschiedssängen. Kommenden Winter sollte der Junge so Ende November ganz zu Lehrer Weigelt ziehen und bei ihm bleiben bis Ende Februar. Da war die Aufnahmeprüfung ins Seminar. Weihnachten gedachte er für drei oder vier Tage ins Vaterhaus zurückzukehren; dann sollte er sich wieder hinter die Bücher setzen. Lehrer Weigelt wollte hernach im Februar mit seinem Zögling zur Prüfung fahren.
Bernhard Zorge prüfte sich auf dem Heimwege mit nie erlahmendem Eifer selber. Er sah einen langen Tisch vor sich, daran an die acht bis zehn Herren saßen, die grimmig dreinschauten und ihre Blicke bis in die Seele des Prüflings bohrten. „Zorge, sagen Sie uns doch eben, wo steht das Evangelium des Sonntags Jubilate? — Schwapp, da war es. — Erzählen Sie uns ein wenig über die Rechtfertigungslehre des Augustinus. — Bernhard Zorge schnurrte. — Gut. Da

wir einmal bei der Erbsünde sind: Welches sind die Teile des Sakramentes von der heiligen Taufe? — In Religion haben Sie bestanden. — — Darauf rückte sich ein anderer die Brille zurecht: Rechnen. — Das große Einmaleins und Einsineins bis zur Fünfundzwanzig konnte Bernhard Zorge im Schlafe. Wenn ihn die Mutter früh um halb drei am Arme gerührt hätte: „Bernhard, wieviel ist wohl achtzehn mal dreiundzwanzig", dann hätte er ohne Besinnen geantwortet: „Vierhundertundvierzehn", hätte sich auf die andere Seite gedreht und weitergeschlafen.
So prüfte er sich in allen Fächern, stellte sich die verzwicktesten Aufgaben, die geradezu Fallen waren, und hatte dabei nur den einen Verdruß, daß er die Antwort immer mit der Frage zugleich vor sich auftauchen sah.
Er war in allem gut beschlagen, am besten aber in der Glaubenslehre. Etliche hundert Sprüche, alle Evangelien und Episteln der Sonn- und Feiertage, etwa hundert Kirchenlieder. Sein Gedächtnis war wie eine ungeheure Kommode mit unzähligen Fächern. In denen herrschte eine gute Ordnung, und der Herr der Kommode griff nie fehl, zog nie einen verkehrten Schub auf. Das scheinbar Schwierigste war ihm Spiel. Was weißt du vom Wesen Gottes? Schub auf. Erstes Gebot, Selbstzeugnis, Spruch, Liedervers, Beweis aus der heiligen Geschichte. Alles fein gebündelt, eins auf dem andern. Wenn man das erste Gebot wegnahm, dann kam darunter der Spruch, unter dem der Liedervers und so weiter. Das legte er sauber wieder aufeinander wie Zettel, rechts heraus, daß zuletzt die Beispiele oben darauflagen, drehte es um, wenn er fertig war, schlang den Faden wieder um das Bündel, schob den Schub zu, die Feder schnappte, alles lag wieder sauber geordnet bis zum nächsten Gebrauche. Bernhard Zorge hatte über das Wesen Gottes gesprochen, verstand, an jedem Orte, zu jeder Zeit, vor jedem Menschen wieder davon zu reden. Es lag alles fein geordnet im Schube, er brauchte ihn nur aufzuziehen, und er griff nie fehl.

Eines beunruhigte seinen regen Geist. Er grübelte zuweilen wirklich, hatte ganz merkwürdige Gedanken, sah den Gottessohn mit einem milden Gesicht neben sich stehen, fühlte, wie der ihm die Hand auf die Schulter legte, ihm in die Augen sah und sagte: „Junge, Junge, die Weigelts Brigitte, die Ostern konfirmiert wird, hat doch ein paar Prachtzöpfe, und wie sie dich gestern über die Wiesen jagte! Ja, und die braunen, guten, lachenden Augen und das flinke Mundwerk, und wie sie mit ihrem Vater redete: ‚Ach, Vater, du sagst, wir sollen Gott lieben wie ein Kind seinen Vater liebt, und hernach redest du wieder vom Fürchten. Ich fürchte mich nicht vor ihm, falle ihm am Abende, wenn ich schlafen gehe, um den Hals, gebe ihm einen Kuß, wie dir auch, und — schlafe. Fertig.' — Denk, Bernhard Zorge, so sagt das Mädel. Woher hat sie das bloß, und wie denkst du darüber?" — Da war der Herr Jesus weg, der grübelnde Junge stand unter einer feinästigen Birke, in der eine Blaumeise schaukelte und war betrübt, daß er so Gotteslästerliches gedacht. Bei nächster Gelegenheit redete er dann mit dem alten Weigelt darüber, das heißt, er enthüllte ihm seine törichten Gedanken nicht ganz, machte viele Umwege, ehe er auf den Kern der Sache kam, fühlte mit Angst, daß der Frevel größer wurde, indem er von seinen Gedanken redete, und war nicht befriedigt, wenn der Lehrer seine milden Augen auf ihm ruhen ließ. „Junge, das ist der Versucher. Dem mußt du alle guten Sprüche um die Ohren hauen, ein streitbarer Held."

Der streitbare Held war ein ehrlicher, vollsaftiger Junge, dem einer ein Würgehalsband um den Hals gelegt.

Und der Tag kam, an dem der Mensch die Stacheln des Würgehalsbandes grausam im Fleische fühlte.

*

Bernhard Zorge machte sein Examen, bestand es glänzend, lachte hernach übermütig und sagte: „Ich wäre mit der Hälfte dessen ausgekommen, was ich weiß", worauf Lehrer

Weigelt die Freude damit dämpfte, daß er sagte, man lerne für das Leben, nicht für die Schule. Bernhard Zorge aber schob trotzdem vorerst alle Kästen in seiner Gedächtniskommode noch einmal extra fest zu und achtete es nicht, daß auf der glänzenden Platte zuletzt gar Staub lag.
Als er nach der Prüfung mit Lehrer Weigelt durch die Straßen der Stadt ging und in einem Schaufenster eine kleine Brosche liegen sah, auf der Glaube, Liebe und Hoffnung in Kreuz, Herz und Anker sinnvoll vereinigt waren, da blieb er stehen und sagte: „Das möchte ich der Brigitte mitbringen." Der Lehrer aber zog ihn weiter. „Mein Kind steht vor der heiligen Konfirmation, seine Gedanken sollen nicht geblendet werden durch den Goldglanz, und es soll sein Herz überhaupt nicht an das Irdische hängen." Als aber der Lehrer darauf im „Blauen Hecht" hinter einem Teller Schweinefleisch saß, da schlich Bernhard hinaus, war eine Weile verschwunden und drückte hernach auf dem Heimwege öfters verstohlen an die Hosentasche, in der ein Bällchen Seidenpapier knisterte, und dann und wann stach ihn etwas ins Bein, war's der Glaube, war's die Liebe? Das ließ sich nicht feststellen.
Zur Konfirmation trug Brigitte den Schmuck zwar nicht, aber als sie am Dienstag darauf zu den Zorges kam, da prangte er am Ausschnitt des rosafarbenen Kleides, und als Zorges Mutter sagte, das sei ein feines Stück, da nickte das Mädchen lebhaft. Ja, es sei fein, und sie freue sich jeden Tag daran.
Das Mädel hielt es überhaupt mit dem Freuen. Sie lachte nur einmal am Tage, das heißt, so lange, als eben der Tag lang war, und wenn sie nicht mit den Lippen lachte, so gewiß mit den Augen. Ach, und was sie alles sah, hörte und erlebte, wie sie den steifen, überklugen Bernhard ins Fabulieren und Träumen hineinjagte! Gar nicht, als sei sie konfirmiert und müsse nun lange Kleider tragen. Sie stand an dem erwachenden Schlehenstrauche und sagte, er sei rich-

tig ein Stück aus Dornröschens Hecke, morgen wollten sie Dornröschen spielen, sie sei die Prinzessin und der Bernhard sei der Prinz.
Das Spiel war gar nicht übel und gefiel sogar dem weisheitbeladenen Bernhard Zorge, der die mächtige Kommode im Kopfe trug, und als das Dornröschen schlafend mit geschlossenen Augen unter der Hecke lag, ganz tief drinnen, da kroch der große Junge darunter, achtete es nicht, daß sich ihm ein Dorn grob in die Hand grub, als wolle er sagen: Das laß dir ja nicht einfallen!, neigte sich, entgegen der Abmachung, nach der er das Dornröschen an der Hand nehmen sollte, und drückte einen Kuß auf die jungen Lippen. Da sprang das Mädchen auf, war blutübergossen, arbeitete sich aus der Hecke heraus und zürnte, der Bernhard sei ein Spielverderber. Der lachte. Es stehe doch im Märchen, daß der Prinz das Dornröschen wachgeküßt habe. Das konnte Brigitte nicht leugnen, dazu war sie zu gerecht. Freilich stünde es im Märchen, aber sie hätten es anders ausgemacht und überhaupt, morgen ginge sie heim. Es war ihr aber damit nicht so ernst, als sie tat. Eine halbe Stunde später gab sie dem Jungen einen derben Klaps auf die Schulter: „Fang mich!" und wirbelte davon wie der Wind.

•

Bernhard Zorges Vater war ein großer, hagerer Mann mit bartlosem Gesicht. Es war ihm ein Strich durch die Rechnung, daß sein Junge einen „geistlichen" Beruf erwählt, aber da er nun einmal die Gaben dazu zu haben schien, so fand sich der Vater damit ab, gab dem Drängen von Weib und Kind nach und legte sein eigenes Wünschen beiseite. Es war ein Sich-drein-ergeben ohne Freude. Dafür freute sich sein Weib um so mehr. Die war klein und rundlich, lebhaft und gütig, stolz auf den Jungen und sah dessen Zukunft in einem wohltuenden, roten Lichte. Dabei ging sie sogar so weit, daß sie die sonnige Brigitte Weigelt, die doch auch aus „geistlichem" Stande war, in verträumten Stunden

als junge Frau Schulmeister Zorge in irgendeinem behaglichen Häuslein unter Linden neben einem Dorfkirchlein hausen sah. Das war etwas anderes, als wenn man sich den Jungen auf dem Zorgehofe in der Einsamkeit des Dreisatales dachte und neben ihm Anna Haberkorn, des Rainbauern Haberkorn Tochter aus dem Dorfe drunten. Dahin ging des Vaters Wünschen. Die Anna Haberkorn auf den Hof und der in des Jungen Händen. Sie, die Zorges, hatten ein gutes Vermögen und eine Wirtschaft, auf der nicht ein Pfennig Schulden lastete, aber die Haberkorns waren ihnen weit über. Die Väter hatten es hinter einer langhalsigen Flasche auf dem Markte mit vorsichtig tastenden Fingern, wobei jeder nur in Andeutungen redete, um sich keine Blöße zu geben, besprochen, und — da machte der Junge einen Strich durch die Rechnung und tollte draußen mit Schulmeister Weigelts Flederwisch herum. Das Brigittchen war gewiß ein feines Mädelchen, zur Schulmeisterin paßte sie schließlich auch, aber gegen Anna Haberkorn ... Nein. Die Haberkorn war eckig, hoch aufgeschossen, langsam im Gehen und Stehen, aber das wuchs sich alles aus.

Der Tag, an dem Bernhard aus dem Elternhause gehen sollte, war da. Er stand vor dem Vater, der hinter dem Tische saß. Des Jungen Gedanken flogen längst hinab ins Tal, rasteten noch ein Stündchen bei Brigitte Weigelt und marschierten leichtfüßig weiter. Der Alte aber riß sie zurück, wie man junge Pferde zusammenreißt, daß sie sich auf die Hinterhand setzen.

„Junge, also nun gehst du. Ich hab' mich drein gefunden, weil es doch immerhin ein geistlicher Beruf ist. Hättest du ein Doktor oder ein Advokat werden wollen, dann hättet ihr mich nicht klein gekriegt. Da es aufs Geistliche hinausgeht, muß man's nehmen als von Gott. Nun gehst du. Ich sage nicht, daß du fleißig sein und dich recht halten sollst. Darüber rede ich gar nicht erst. Aber — wenn einmal der Tag käme, an dem du mir sagen müßtest, Vater, ich kann nun

doch nicht so, wie ich dachte, dann machen wir einen dicken Strich durch alles was war. Du gehst auf den Hof und — —' Also, wie gesagt. Ausgemacht? Die Hand her, Junge! Darüber gibt es kein Reden."
Wie das Gehirn doch zu arbeiten vermag! Da stehen sie nebeneinander, Brigitte Weigelt und Anna Haberkorn, Morgenröte und grauer Abend. Anna Haberkorn heiraten? Ach, der Vater sagt ja gar nichts von Brigitte Weigelt. Nur: Schulmeister werden. Natürlich werde ich Schulmeister und dann ... „Ja, Vater, abgemacht."
„Ist gut. Ich werde dich nicht knapp halten. Gehe mit Gott, Junge."
Die Mutter fiel ihm um den Hals und weinte. Dann tat sich die Tür vor ihm auf, mit der Tür die Welt,
Unterwegs noch ein Aufenthalt bei Vater Weigelt. Eine tiefgründige, fromme Abschiedsrede, die nur den Fehler hatte, daß sie zu lang war. Dann legte ihm Weigelt die Hände aufs Haupt: „Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang. Ich habe guten Samen auf deinen Herzensacker gesät, wache, daß der Teufel nicht Unkraut dazwischen wirft."
Bernhard Zorge stand schon unter der Tür, da brachte er endlich die Frage über die Lippen, wo Brigitte sei. Der Alte wandte sich ins Haus zurück. „Brigitte, Bri—git—te! — — Sie muß ausgegangen sein. Leb wohl, Bernhard."
Da ging er mit hängendem Kopf davon, jetzt erst Abschiedsweh spürend. Hinter den Weiden am Bache, da, wo man das Dorf nicht mehr sehen konnte, aber huschte es im weißen Kleidchen hervor, lachte und hatte ein silbern Tröpflein in den Augen, reckte eine schmale Hand hin, und um die Lippen zuckte es.
„Leb wohl, Bernhard."
Dem aber wuchs der Mut gewaltig, das Abschiedsweh war vergangen wie Schnee im Frühlingswinde. „Leb wohl, Brigitte", und er nahm ihr Köpfchen zwischen seine derben Hände, drückte einen Kuß auf die Lippen, der braune Schei-

tel ruhte einen Augenblick an seiner Schulter, dann sprang Brigitte über den Graben und — kicherte oder weinte sie? —

Ein lebendiges Jahr, in dem die Gedächtniskommode guten Dienst tat. Die Fächer schnappten auf und zu, schnapp, schnapp. Bernhard Zorge griff nicht fehl, wohl aber baute er auf die Kommode einen Aufsatz, wieder mit lauter Fächern.

Sonnige Ferien, in denen einer im Schweiße auf Feldern und Wiesen daheim schaffte, in denen er pflügte oder — neben einem plaudernden Mädchen in der Laube saß und sich darüber wunderte, wie klug sie war, obwohl sie sich beharrlich weigerte, mehr zu lernen, als sie aus der Schule hinausgetragen. Sie kamen nach der Weise der halben Kinder, die gerne das Größte zwischen die Finger nehmen, auch auf Gott und göttliche Dinge zu sprechen, und Brigitte Weigelt wurde damit viel leichter fertig, als der schwerblütige Bernhard Zorge, hatte keine Gedächtniskommode mit vielen geordneten Bündeln, hatte aber einen Zauberstab in den Händen, klopfte gegen graues Gestein und ließ lebendige Quellen aufspringen.

So tat sie und wußte nicht, daß sie die erste war, die dem Jungen die ganze gehütete Ordnung durcheinander warf, so daß er hernach mit geschürzten Lippen davor kniete und alles wieder mühsam aufeinander legen mußte.

Der zweite, der mit rauher Hand hinein griff, das war der Oberlehrer Mann. Er war erst neuerdings an das Seminar versetzt worden, hatte den Religionsunterricht und schien Bernhard Zorge ein förmlicher Wüterich zu sein.

„Schnarren Sie Ihre Sprüche nicht so daher", schnauzte er den Eifrigen an. „Sie tun ja, als wollten Sie mit dem Herrgott Schuhplattler tanzen." Und ein andermal: „Welches Unglückshuhn hat Sie denn vorgebildet? Mensch, Sie haben ja lauter Knöpfe im Gehirn. Wenn Sie auf einen drükken, dann schnarrt das Uhrwerk los. Die halbe Bibel können Sie auswendig, aber Religion haben Sie nicht im Leibe!"

Das traf den jungen Menschen schwer. Bernhard Zorge grübelte, verglich, prüfte, lag Nächte wach auf seinem Lager. Wie der Oberlehrer von Gottes Sohn redete! Da wanderte er durch die Städte und Dörfer, einer, der in hartem Ringen stand, sich durch würgende Zweifel kämpfte, niemals ein Fertiger war bis ans Kreuz, da er klagte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"
Es kamen harte Wochen. Wie es in Bernhard Zorge krachend zusammenbrach, wie der reichlich achtzehnjährige Junge heulend auf seinem Bette lag: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — Wie er sich an andere anklammern wollte: „Hilf mir!" Und der eine lachte und sagte: „Was bist du für ein alberner Kerl. Ich gehe heute zur Anne, komm mit. Mensch, das ist Religion." Der andere setzte eine fromme Miene auf: „Glaube, so wirst du selig." Und Bernhard Zorge: „Ich will es ja, aber wie soll ich es anfangen?" „Das muß jeder mit sich selber ausmachen." Der dritte: „Es ist eine trübe Zeit. Der Oberlehrer ist strafweise hierher versetzt worden, weil er ein Freidenker ist." „Aber das ist er ja gar nicht. Man fühlt es doch, wie ernst er es nimmt, und wie es ihm aus dem Herzen kommt. — Ob ich ihn einmal aufsuche?" „Mensch, er schmeißt dich die Treppe hinab."
Es brach und brach in dem jungen Menschen, der den dikken Kopf vorneigte wie ein Stier, sich wehrend, an sich reißend, was ihm fest und gut schien, um auf halben Trümmern neu zu bauen. „Soll ich einmal zu dem Oberlehrer gehen, soll ich es nicht?"
Da kam ein Tag, an dem er nicht mehr zu dem Manne gehen konnte. An des Oberlehrers Flurtür hing eine Schiefertafel: Bin nicht zu Hause. — Er hätte aber daheim sein müssen; denn er hatte Unterricht. Der Hausdiener im Seminar stieg durch das Flurfenster, schloß die Tür von innen auf und er und der Direktor gingen in die Wohnung, durch die Arbeitsstube, die Wohnstube, in die Schlafstube. Da lag der

Oberlehrer auf der Matratze, die Betten lagen auf der Diele. Da lag er — und war keines natürlichen Todes gestorben, und auf dem Tische lag die aufgeschlagene Bibel.
Oberlehrer Mann wurde begraben. Ein Arzt hatte durch seine Unterschrift verbürgt, daß der Tote geistesgestört gewesen war, die Kirche gewährte ihm alle Ehren, die sie den Abgeschiedenen zu erweisen vermag, und aus der Rede des Geistlichen ging es klar und unanfechtbar hervor, daß ein guter, getreuer, frommer Mann zwar gestrauchelt, im Straucheln aber sozusagen dem Herrgott in die Arme gefallen sei. Die Seminaristen sangen: Auferstehn, ja auferstehn wirst du, gingen dann am offenen Grabe vorüber und jeder warf eine Handvoll Erde hinab. Bernhard Zorge trat als Letzter an das Grab. Sein runder Kopf zitterte, er umkrallte die Erde, seine Lippen schoben sich vor und waren blutleer; in der Stirn hatte der junge Mensch eine tiefe Querfalte; die Augen krochen in das Haupt zurück, und als er vom Grabe schritt, taumelte er. Da trat einer der Lehrer, ein jüngerer, blonder, schlanker Mann, der etliche Schmisse auf der linken Wange hatte, unauffällig an ihn heran. „Ist Ihnen übel, Zorge?"
„Danke, nein, Herr Doktor."
Doktor Ranke kehrte unter die am Grabe Versammelten zurück, Bernhard Zorge ging den Kameraden nach. Als sie draußen vor dem Friedhoftore waren, trat einer an ihn heran.
„Zorge, gehst du mit in den Adler? Heute fragt keiner nach uns."
Er antwortete nicht und ging einsam unter dem Haufen.
Daheim saß er hernach allein in seiner Stube, hatte den linken Ellenbogen aufgestützt, den dicken Kopf auf die Hand gelegt und starrte vor sich hin. Wie sah es in seinem Inwendigen aus! Lauter Trümmer. Alle Schübe und Kästen der feinen, blank polierten Kommode herausgerissen, alle Bündelchen verstreut. Man konnte nicht sagen, daß sie zer-

fetzt gewesen wären, die Unordnung war nicht einmal so groß, daß man sich nicht schließlich wieder hätte herausfinden können — da lag das erste Gebot gebündelt, dort die Apostelgeschichte, daneben die vierte Bitte —, die ganze Kommode hätte sich wieder reinigen und einrichten lassen, aber der, dem sie einst so lieb war, der hatte müde Hände, sah auf das Durcheinander und sagte bitter: „So, nun wäre ich fertig. Da liegt's im Drecke, und was jetzt wird, das weiß ich nicht."
Er hatte lange gesessen, da klopfte es, und ohne auf das Herein zu warten, trat Doktor Ranke über die Schwelle. Der war das Urbild eines gesunden Germanen, blauäugig, blond, breit, lebte immer in einer behaglichen, inwendigen Ruhe.
Bernhard Zorge war aufgesprungen. „Tag, Zorge", grüßte Doktor Ranke, freundlich und in kameradschaftlichem Tone. „Warum sind Sie nicht mit den anderen gegangen?"
„Ich mochte nicht, Herr Doktor."
„Sie sehen so verstört aus. Was ist denn mit Ihnen los?"
„Nichts, Herr Doktor."
Doktor Ranke setzte sich auf einen Stuhl neben ihn, warf seinen Hut auf Zorges Bett, daß er drüben an die Wand kollerte, legte dem Seminaristen die Hand auf die Schulter und sagte: „Dann sind es Oberlehrer Manns Tod und sein Begräbnis, die Ihnen zu schaffen machen."
„Ja", bekannte der junge Mensch.
Doktor Ranke rückte einen Schritt heran und sah ihm in die Augen. „Zorge, sehen Sie in mir jetzt nicht Ihren Lehrer, sondern Ihren Kameraden. Ich bin nur zehn Jahre älter als Sie, und Sie sind auch kein Kind mehr. Es wird uns näher bringen, wenn ich Ihnen sage, daß auch ich zwei Tage lang aus allen Fugen gerissen war. Nun habe ich mich wieder zurechtgerückt und denke, daß ich auch Ihnen helfen kann."
Der junge Zorge vermochte vorerst nicht, den Abstand, der zu seiner Zeit zwischen Lehrer und Schüler als das einzig

Wahre und Würdige galt, mit raschem Satze zu überspringen. Als ihm aber der andere ermunternd die Hand von drüben entgegenstreckte, da setzte er an zum Sprunge und kam hinüber. Nun breitete er vor dem Lehrer, der mit ernsten, verstehenden Augen neben ihm saß, aus, was ihn bewegte. Wie er von dem alten Weigelt gelernt habe, fraglos hinzunehmen, was in Gottes Wort verkündigt wurde, wie ihm auch der leiseste Anhauch einer Kritik frevelhaft erschienen wäre und ihm Gewissensnot gemacht, wie er sich reich gedünkt, das Kindergefühl vor Gott zwar nicht habe aufbringen können, es aber auch nicht eigentlich entbehrt habe, und wie Oberlehrer Mann alles zusammengehauen: Religion haben Sie nicht. Nun meine er selber, er habe sie wahrhaftig nicht gehabt. Aber was denn nun? Irgend was müsse doch nun nachkommen. Es sei da so vielerlei. Vor allen Dingen: Er werde mit des Oberlehrers Tode nicht fertig.
So griff der junge Mensch all seine Not aus dem Herzen heraus.
Doktor Ranke sah auf ihn mit sonderbar wägenden Augen.
„Ihr Vater ist Bauer?"
„Ja."
„Wo?"
„In dem abgelegenen Dreisatale."
„Da sind Sie aufgewachsen?"
„Ja."
„Und haben viel mit sich selber ausgemacht?"
„Nein. Es war alles ganz klar und fest in mir."
„Und auf einmal so. Sozusagen ein Nichts. Weniger als nichts, schlechter. Ja, ja. Armer Kerl. — Zorge, die Stunde kommt für jeden ehrlichen Menschen. Und der Oberlehrer? Heute kann ich Ihnen nur sagen, daß der ein grader, aufrechter Mann war, der eine scharfe Klinge führte. Er hat Ihnen getan, wie er vielen getan hat, aus einer schweren Verbitterung und Vereinsamung heraus. Keiner verstand ihn und ging mit ihm. Daraus kam seine Schroffheit. Und

der Mann hatte doch ein goldenes Kinderherz. Zorge, — der Mann hat einen langen, langen Kampf geführt. Zuletzt hat er die Herrschaft über sich verloren. Das nenne ich geistesgestört."

„Aber er hatte doch die Bibel aufgeschlagen, wie sie sagen."

„Das hatte er und hatte einen dicken, roten Strich unter das Wort gemacht: Mein Gott, ich traue auf dich."

Über Bernhard Zorges Wangen rann eine dicke Träne.

„Herr Doktor, eine Frage noch: Wie will er — drüben auskommen?"

„Zorge, Junge, ehrlicher, lieber Mensch! — Wie will er drüben auskommen? — Was soll ich Ihnen nun sagen? Mit ein paar Bibelsprüchen ist da nicht zu helfen. Wir müssen von vorne anfangen. Kommen Sie zu mir, so oft Sie mögen, dann wollen wir zusammen versuchen, wie weit wir kommen. Ich kann Sie nicht in Ihrer Not sitzen lassen. Das wird entweder Heuchelei oder Unglauben. — Eins noch: Warum sind Sie nicht einmal zu Oberlehrer Mann gegangen?"

„Wie konnte ich das? Der Riffert sagt, er würde mich die Treppe hinunter geschmissen haben, und er hatte recht."

Doktor Ranke lehnte sich zurück und atmete tief. „Darunter hat der Mann so gelitten. Unter diesem Abstand, den zu überbrücken keiner wagt und der nicht Mensch zum Menschen kommen läßt. Daß Sie den Mut nicht aufbrachten, zu ihm zu gehen! Sie hätten den Himmel gefunden, wo Sie die Hölle wähnten, hätten einem einsamen, verbitterten Menschen eine unsagbare Freude gemacht, ihn — ach Gott, wer kann's wissen —, vielleicht von dem furchtbaren Schritte zurückgehalten und hätten sich selber wiedergefunden. Daß Sie nicht zu ihm gingen! — Jetzt kommen Sie mit mir. Über das andere reden wir später."

Scheu und unbeholfen ging Bernhard Zorge neben seinem Lehrer. Sie durchschritten eine Gartenpforte, der Wind rüttelte an den kahlen Ästen hoher Linden und Ahorne, eine Klingel schrillte durch das Haus. Doktor Ranke stieg leicht-

füßig die Treppe hinauf, öffnete die Flurtür und eine schlanke, junge Frau, ein Kind auf dem Arme, trat ihnen entgegen.

„Guten Tag, Lieselotte", grüßte der Doktor, nahm ihr das Kindchen ab, küßte es, „guten Tag, mein Mädelchen. — Lieselotte, da ist der junge Zorge. Den habe ich mir heute mal vorgebunden. Er hat einen dicken Kopf und möchte damit durch die Wand. Davor will ich ihn bewahren. Es wäre schade um den Schädel. Kommen Sie rein, Zorge. — Hei, was ist es bei uns schön warm, Frau. Lang doch mal den Tobak her. Hier, Zorge. Na, nur nicht zieren. Morgen sitze ich wieder im Glashause, und ihr schmeißt mit Steinen nach mir. Heute wollen wir uns mal friedlich begegnen. — Reiten will mein Mädelchen? Hopp, hopp, Reiter, wenn er fällt, da schreit er."

Kein einziges, irrendes Sonnenstäubchen draußen, graue Luft, schwer und regendrohend, im Zimmer eine angenehme Wärme, in bunten Farben blühende Teppiche, etliche gute Bilder an den Wänden, eine junge, schöne, schlanke Frau von natürlicher Vornehmheit, edel in Bewegungen und Linien und auf dem Stuhle — ein qualmender, unbeholfener junger Mensch, der nicht wußte, ob er die Beine anziehen oder ausstrecken sollte, der gerne, ach zu gerne, dem Mädelchen einmal über die seidenfeinen Härchen gestrichen hätte und sich doch nicht getraute, die Hand auszustrecken.

Es wurde Abend, die Lampe leuchtete, das Kind schlief. Frau Doktor Ranke setzte sich mit einer Handarbeit an den Tisch. Der Doktor fragte Zorge dies und das um sein Daheim, fragte nach dem alten Lehrer Weigelt, ob er Kinder habe. Ja, eines, die Brigitte! Was das für ein Mädchen sei? Wie alt? So, nun schon sechzehn Jahre? Ob sie denn manchmal zusammen gespielt hätten. Daheim nicht? Der alte Weigelt sei wohl ein strenger Mann gewesen? Wo sie denn dann gespielt hätten? So, um den Zorgehof. Was denn? „Ei, Zorge, Sie werden ja rot. Scheinen ja nette Sachen gewesen

zu sein." — „Ach, nur Dornröschen." — „Dornröschen? Hahaha, das ist ja gerade das Richtige. Und da waren Sie der Prinz und haben die Prinzessin wachgeküßt? Hahaha, Lieselotte, sieh doch bloß, wie er rot wird. Zorge, Sie Schwerenöter, tun, als müßten Sie lauter Zentnersteine schleppen, und ..."
„Es soll schon früher solche Leute gegeben haben", sagte Frau Doktor Ranke mit neckischem Lächeln.
Da lachte der Doktor abermals schallend auf. „Verzeih uns der selige Mann die Heiterkeit an seinem Begräbnistage. — Aber, Lieselotte, du wüstest ja förmlich in unserem Erziehungsgarten. — Schaff was zu essen, Frau, der Zorge hat einen Bärenhunger. Nicht? Na, dann habe ich ihn." —
Solch einen Abend gab es? Und solche Menschen, solche vornehme, fröhliche, kerngesunde Menschen? Ach, du armes, werdendes Jungmannentum, dem das Edelste und Beste und Bildendste verborgen bleibt, weil — der Abstand gewahrt bleiben muß, daß die Achtung nicht zum Teufel geht.
Beim Abschied sagte Doktor Ranke, Zorges Hand festhaltend: „Zorge, von jetzt ab haben Sie Einzelstunden bei mir. Ich werde es morgen dem Direktor und den Kollegen sagen, für den Fall, daß Sie einer mal abends auf der Straße trifft."
Da war der Bund zwischen zwei Menschen geschlossen, die einander so viel wurden, wie sich Menschen überhaupt werden können. Der junge Zorge kam wissenshungrig anfangs Abend für Abend, dann, als Doktor Ranke meinte, es werde zuviel, jede Woche zwei- oder dreimal. Der Doktor war ein feinfühlender, kluger Mann mit einem warmen Herzen und hatte sein Vaterland über alles lieb. Sie saßen zusammen über den Büchern, die die Geschichte der Völker kündeten, stellten die Geschehnisse untereinander in Zusammenhang und spürten dem Willen des Ewigen nach. Was waren es für fruchtbare, unsagbar schöne Stunden.
Weihnachten kam, Bernhard Zorge ging heim, jubelnden Herzens, das sich in Dank gegen Doktor Ranke nicht genug

tun konnte, traf Brigitte Weigelt, wies dem alten Lehrer sein glänzendes Zeugnis. Der schmunzelte und ließ es geschehen, daß sein mutterloses Kind nicht nur den Jugendfreund ein Stück Weges begleitete, sondern ihn auch nach dem Feste auf dem Zorgehofe besuchte. Da fuhren die zwei vom Hofe herab auf niedrigen Schlitten gegen die Dreisa hin, gingen miteinander auf den Trögehof, wo der einzige der Tröges, der Gottfried, nur zwei Jahre älter als Bernhard Zorge, ein einsames, dürres Jugendleben führte, spielten mit ihm allerlei Spiele und mußten sich auslachen lassen, weil sie so ungeschickt waren. Gottfried Tröge, der lange den Vater verloren hatte, war ein knochiger, breiter Mensch mit viereckiger Stirn, gesunden Zähnen und roten Ohren. Er stand ganz fest in seinen Stiefeln, redete vom Vieh und davon, wieviel der Nachbar gespart hätte, wenn der Bernhard nicht so dumm gewesen wäre, auf Geistlich studieren zu wollen. Und die Anna Haberkorn sei auch nicht ohne. Da sah Brigitte Weigelt Bernhard fragend in die Augen, und als sie hernach in der Dunkelheit miteinander wieder hinab gingen, hielt sie sich etliche Schritte abseits von ihm.
Bernhard Zorge aber gab Rechenschaft. So sei das mit dem Mädchen und so, aber er möge sie nicht. Ein für allemal nicht, und nun er Lehrer werde, habe der Vater auch seinerseits die stillen Wünsche beiseitegelegt. Da kam ihm Brigitte wieder um zwei Schritte näher, er nahm ihre Hand, und die jungen, herzig schönen Jahre gingen mit den beiden durch. „Ich hab' dich lieb."
Ein glücklicher, sonnendurchfluteter Mensch reiste nach Weihnachten zurück zu lieber Pflicht. Sie schürften weiter, die zwei, der klare, ruhige, wägende Doktor Ranke, der in tiefer Ehrfurcht vor dem Ewigen das Haupt neigte, und der Junge, in dem froh erwachendes Kraftbewußtsein und schlichte Bescheidenheit miteinander wuchsen.
Bernhard Zorge fühlte es nicht, wie ihm Stück für Stück unter den Füßen weggezogen und ersetzt wurde. Das aber

empfand er, daß ihn eine starke Hand in ein Land leitete, in dem eine herbe, herrliche, reine Luft wehte.
Ostern war vergangen. Bernhard Zorge war in der letzten Seminarklasse, stand breitbeinig und dickköpfig unter seinen Kameraden, sah den Lehrern offenen Auges entgegen, war lernfreudig und bescheiden, hielt aber doch dann und wann nicht mit einer Frage an die Lehrer, selbst nicht mit einem Widerspruch zurück, zwang sie mit freundlichem Gesicht, ohne allen Dünkel, Stellung zu nehmen zu dem, das er aufwarf. Er schrieb glückliche Briefe an Brigitte Weigelt. Der alte Lehrer, der von seinem Kinde in ihr Geheimnis eingeweiht worden war, freute sich, weil es nach menschlichem Ermessen geborgen war. Er nahm es mit demütigem Danke, zumal er so sachte an das Abschiednehmen denken mußte. —
Es wurden die Fächer für die Übungsschule verteilt. „Zorge, Sie haben Religion auf der Knabenoberstufe. Den zweiten Artikel."
„Jawohl."
Die Unterrichtsstunden begannen. Der Direktor kam oft, hörte zu, schüttelte den Kopf.
Wieder war der Direktor da. „Niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten." — Mit der Auferstehung kam Zorge gut zurecht. Die Höllenfahrt überging er. „Niedergefahren zur Hölle", fiel der Direktor ein. Zorge wandte sich ihm zu.
„Herr Direktor, ich bitte, darüber nicht sprechen zu müssen."
„Nanu. Darüber nicht sprechen? Ja — Zorge! — Sowas! Kommen Sie."
Draußen des Direktors zornbebende Stimme, dazwischen die ruhige des ehrerbietigen Seminaristen.
„Darüber wollen Sie nicht sprechen?"
„Ich kann nicht, Herr Direktor; denn — ich ... Ja, ich würde lügen."

Drei Stunden später war Bernhard Zorge aus dem Seminar entlassen. Doktor Ranke war zu der entscheidenden Konferenz nicht zugezogen worden.
Bernhard Zorge stand auf der Straße, verstört, inwendig verwüstet und riß doch zuletzt das Haupt in den Nacken, lief zu Doktor Ranke, sich mit ihm zu besprechen. Der gab ihm den Rat, an ein anderes Seminar zu gehen. Da wies ihm Zorge sein Zeugnis. Nach dem waren ihm die Pforten jeder anderen Lehrerbildungsanstalt verschlossen.
„Dann gehen Sie heim. Werden Sie ein Bauer und danken Sie Gott, daß Sie's werden können."
Heimgehen? Natürlich. Was denn sonst?
Er ging. Lehrer Weigelt war zu Tode erschrocken. „Davongejagt? Weshalb? Deswegen?" Der alte Mann zitterte, Tränen rannen ihm in den silberweißen Bart. „Junge, lieber, armer, darüber bist du gestrauchelt? Daß Gott! Nun gehe heim. Es ist recht, wenn du ein Bauer wirst."
Im Hausflur hing ihm Brigitte am Halse. „Mußt du nun die Anna Haberkorn ...?"
„Niemals."
Der alte Zorge stand unter der Haustür, als der Sohn daher kam, ging ihm keinen Schritt entgegen, pflanzte sich breitbeinig zwischen die Pfosten und fragte: „Hast du Ferien?"
„Nein, Vater."
„Deinem Gesichte nach bist du — — davongejagt."
„Ja, weil ich ..."
„Das ist egal. Nun willst du ein Bauer werden?"
„Ja."
„Gut. Es ist mir recht. Die Jahre auf dem Seminar werden dir nicht schaden. Wir müssen da aber gleich reinen Tisch machen. Das mit Schulmeister Weigelts Mädel ist aus. — Red' nicht. Ich hab' Augen im Kopfe. — — Willst du Anna Haberkorn heiraten? Nicht heute und morgen, aber wenn die Zeit dazu da ist?"
„Nein, Vater."

„Überleg dir das zweimal, Junge. Du bist kein Kind mehr. — — Denkst du an unsere Abmachung?"
„Ja, aber, Vater, das war doch..."
„Was denn? Kinderspiel? — — Nein, Junge, das war mir ernst. — — Hast du es mir in die Hand versprochen oder nicht?"
„Das habe ich, aber ..."
„Also."
„Vater!"
„Ja oder nein."
„Ich kann nicht, Vater."
„Komm wieder, wenn du es kannst." Der Bauer wandte sich in der Tür, zog sie hinter sich zu und schob den Riegel vor, daß er schnappte. Drinnen nahm er sein Weib mit hartem Griff am Handgelenk, zog sie in die Stube, schloß auch da die Tür zu und sagte: „Hier bleibst du. Ich will doch sehen, ob ich den Jungen nicht klein kriege. Du kannst nicht sagen, daß ich nicht getan hätte, was recht war. Er hat seinen Willen gehabt. Jetzt geht's wie ich will, oder — — —." Der Bauer setzte sich auf einen Stuhl, daß er unter ihm prasselte.
Bernhard Zorge stand draußen, hörte die Stimmen im Zimmer, wartete einen Augenblick, wog ein gutes Wort in sich, das er dem Vater geben wollte, schürzte die Lippen und — ging trotzig ins Tal hinab. An der Dreisabrücke begegnete ihm Gottfried Tröge. Der kam aus dem Tale von Hannelore Meinhardt, die sein Schatz war. Er fragte, was Bernhard daheim gemacht habe. Der schüttete sein Herz vor ihm aus. Gottfried aber lachte: „Sowas hat nun studiert! Du bist dumm, und dein Alter ist es auch. Davon, daß Jesus in die Hölle gefahren ist, kannst du nicht reden? Wie kann einer bloß so blöde sein! Wenn ich's verstünde, und es würde von mir verlangt, einen ganzen Tag redete ich darüber. Du kannst doch bei dir denken, was du willst. Und daß du die Anna Haberkorn nicht willst, das ist erst recht blöde.

Kannst's ja wissen: Ich habe es auch bei ihr versucht, aber sie ist nun mal auf dich aus, wie es scheint. Nun heirate ich mal die Hannelore Meinhardt. Sie hat es nicht so dick wie die Anna, ist mir auch reichlich klug, aber ich stelle sie schon ins Geschirr. — He, du, da fällt mir was ein. Ich will dir was sagen: Komm auf unsern Hof. Mensch, das wär 'n Spaß! Der Alte wird grün vor Ärger, und zuletzt gibt er klein bei."

Bernhard Zorge sah ihn verdutzt an, antwortete nicht, stürmte ins Tal, trat ins Schulhaus, blieb da. Brigitte Weigelt tröstete ihn. Sie war die geborene Trösterin. Ihr kluger Kopf sah viele Wege, ihr Kinderherz glaubte sich in gute, helfende Menschen hinein, und ihr sonnig Gemüt ließ helles Licht in das Dunkel fallen. Zuversichtlich wanderte Bernhard Zorge am andern Morgen weiter.

Drei Tage waren seit seiner Entlassung vergangen. Da trat er wieder in Doktor Rankes Haus, traf das Dienstmädchen allein, fragte, wo die Herrschaft sei und erfuhr, Doktor Ranke habe seine Stellung gekündigt, vorläufig Urlaub genommen und sei nun mit der Frau verreist. Soviel sie wisse, um ein neues Amt zu suchen.

Da rannte der junge Mensch davon, hinaus aus der Stadt, verkroch sich in einem Gebüsch und heulte wie ein Knabe. Doktor Ranke hatte seine Entlassung genommen! Um ihn, um ihn! Nun suchte er ein neues Amt, suchte, fand es nicht, hatte Weib und Kind, mußte mit ihnen darben. Alles, was ein törichtes, weltfremdes, junges Herz in stürmendem Liebhaben aufbaut. Das eigene, harte Los versank davor. Der arme Doktor Ranke! „Daß ich doch von der Höllenfahrt geredet hätte! Es ist ja ganz egal. Ich weiß doch, was der Alte haben will."

Er krallte die Hände in das Moos. Da stieg Brigitte Weigelt vor ihm auf. „Ach, du gläubiges Mädchen, es ist ja alles anders, als du es dir in deinem Köpfchen zurechtlegst. Die Menschen sind grausam, und der Herrgott — — der lacht dazu."

So schlug das Elend auf seine neunzehnjährige, ungefestigte Weisheit los, er fand keine helfende Hand. Eine andere nahm sich seiner an. Er ging in die erste beste Fuhrmannskneipe, sich mit seinen letzten Pfennigen ein Nachtessen und ein Lager zu erkaufen. Da saßen grobe, grade Kerle, die tranken, spielten und spuckten, nahmen ihn kameradschaftlich unter sich auf, zahlten ihm ein Glas und noch eins, lachten, weil er so verstört war, und luden ihn ein, am Spiele teilzunehmen. Er habe kein Geld, sagte er. Da warf ihm einer aus der Hosentasche eine Münze über den Tisch, wie sie ihm gerade in die Finger gekommen war. „Spiel, und wenn du gewinnst, dann gibst du mir's wieder." Zorge gewann geradezu lächerlich selbst die dümmsten Spiele. Eine Leidenschaft, von der er nie gewußt, erwachte, die Einsätze wurden höher, Bernhard Zorge gewann. Die anderen lachten grob und gönnten dem armen Teufel seinen Gewinn.
Am Morgen erwachte Bernhard Zorge mit schwerem Kopfe und hatte eine Menge Geld im Sacke. Er schämte sich, schlich noch einmal an Doktor Rankes Haus vorüber — da war das Mädchen dabei, die Vorhänge von den Fenstern zu nehmen —, ging zum Bahnhofe und fuhr irgendwohin.
So ist er drei Jahre durch die Welt gelaufen, hat gearbeitet als Kärrner, als Kutscher, am Bahnbau, in der Fabrik, ist heute reich gewesen durch verdienten Lohn, morgen ein Bettler durch das Spiel, war heute ein Bettler, weil er keine Arbeit fand, und morgen ein Krösus durch die Karten oder die Würfel. Auf und ab, aber immer sich über dem Abgrunde haltend, nie sich verlierend an das andere Geschlecht, sich nie verlierend an Betrug oder an den Branntwein, mit seinem Herrgott redend, wenn es ihn dazu drängte, dann und wann eine Kirche aufsuchend, immer ein wenig über den anderen. Immer Herr seiner selbst, nur nicht — beim Spiele. Er hat die Karten vom Tische gerissen und sie zerfetzt, hat dem Verlierer, der sein Letztes verspielt hatte, den

Gewinn über den Tisch geschoben und nicht gefragt, ob er von Eigenem dazu legte oder nicht, weil er wußte, daß dem daheim Weib und Kind hungerten, hat etliche damit inwendig wieder aufgerichtet und ahnte es nicht, hat die Karten ein halbes Jahr lang nicht angerührt, und ist doch dem Spiel wieder verfallen. An Brigitte hat er einen einzigen Brief in erschütternder Selbstanklage geschrieben. Die Antwort hat ihn nicht erreicht. Der alte Lehrer Weigelt hat die Hand auf den Brief gelegt: „Brigitte, einer, der so schreibt, der reißt sich wieder hoch. Glaube nur und verliere deine Fröhlichkeit nicht."
Brigitte hat das schwere Kunststück fertiggebracht, hat geglaubt und ist fröhlich geblieben.
Drei Jahre ist Bernhard Zorge durch das Leben getorkelt wie ein Betrunkener, obwohl er in der Zeit kaum ein einziges Mal wirklich zuviel getrunken hatte.
Da rief ihn eines Morgens einer an, der, blauäugig, blond und breit, seine drei Schmisse auf der linken Wange selbstsicher durch die Straßen trug.
„Zorge, ja, Mensch, Zorge, Sie sind es?"
„Ich bin es, Herr Doktor."
Die Worte jagen sich. Woher? Wohin?
„Sie gehen mit mir."
„Nein, ich gehe nicht mit Ihnen."
„Zorge, Sie müssen mit mir gehen."
„Ich muß schon lange nicht mehr."
Da nimmt Doktor Ranke mitten auf der Straße Zorge an den Schultern, hat einen feuchten Schimmer in den Augen und eine heiße Stirn. „Zorge, fühlen Sie denn nicht, was Sie mir auf die Seele laden? Ich war es doch, der Sie damals hineinjagte in das Elend. Ich bin verantwortlich für Sie. Wenn Sie wüßten, wieviel schlaflose Nächte mir das gemacht hat, wie oft mich meine Frau trösten mußte. Unser Mädelchen ist gestorben, gleich nachdem wir hierher übergesiedelt waren. Es war eine böse Zeit. Zorge, ich bitte

Sie, machen Sie es mir nicht so schwer. Wir können doch nicht auf der Straße stehenbleiben. Aussprechen aber müssen wir uns wenigstens. Sie können nachher immer noch tun, was Sie wollen."
Da ging Zorge mit ihm, saß an seinem Tische, der schönen, feinen Frau gegenüber. Es war ein heißes Reden. Der Doktor habe doch um seinetwillen die Stellung aufgegeben, und Zorge habe gemeint, daß ihm das bitter schwer geworden sei. Dann sei eines zum andern gekommen. Jetzt sei er Arbeiter, ein Lump sei er aber nie gewesen.
Da riß der Doktor seine beiden Hände an sich. „Sie sagen das so mit trockenem Halse, und es sind Jahre, um die wir Sie gebracht haben, es ist doch kein Dreck!" Er stieß die Hände von sich, rannte im Zimmer auf und ab, lehnte einen Augenblick an seines Weibes Schulter. „Lieselotte, ach wir Schulmeister!" stürmte auf Zorge zu: „So ein törichter Mensch! Das war ich Ihnen und mir und den achtzig jungen Menschen schuldig, die alle nach Luft schnappten. Jeder andere, dem Ihren ähnliche Fall hätte den Stein auch ins Rollen gebracht. Um meinetwillen haben Sie sich drei Jahre gestohlen. Daß Gott, daß Gott! Es war ja alles anders, ganz anders. Natürlich habe ich einen harten Strauß ausgefochten. Der aber mußte durchgekämpft werden. Natürlich habe ich in gerechtem Zorne mein Amt aufgegeben, aber als ich heimkam, war das Telegramm da, daß man mir die Stelle des Bibliothekars hier übertragen hatte, um die ich mich ein Vierteljahr zuvor beworben. Zorge, Sie haben gemeint, wir müßten uns mit der Not herumschlagen und sind in eine herrliche Freiheit gestürmt, zwei erlöste Menschen. Ach, Zorge, daß Sie mir das antun konnten! — Na, egal, jetzt habe ich Sie, jetzt halte ich Sie!"
Bernhard Zorge kam nicht wieder los und wollte es nicht. Doktor Ranke hatte die Stelle eines Hilfsarbeiters frei, setzte Zorges Anstellung durch, nahm ihn in seine Familie auf, und die zwei begannen aufs neue zu bauen und zu schürfen.

Fruchtbare, glückliche Tage, Wochen und Monate. Es war wunderbar, wieviel Zorge aus seinen Elendstagen mitbrachte. Sie gingen wieder miteinander den Lehren der Geschichte nach, sie forschten miteinander in des Herrgotts anderer Werkstatt, der Natur, sie suchten ihn in seinem Allerheiligsten, im Worte, auf. Wo sie auch schürften, — immer begegneten sie ihm, sahen ihm ehrfürchtig in die Augen, freuten sich zu seinen Füßen und waren glücklich wie die Kinder, wenn sie seines Waltens Weisheit zu verstehen meinten. Der Gott, der ihnen vertraut ward, war ein anderer, als ihn das Seminar gelehrt. Reicher, größer, weiser, gütiger. Mit frommer Scheu ging Doktor Ranke den großen Schuldfragen nach im Leben der einzelnen, im Leben der Völker. Schuld, etwas Erschütterndes, auf die Knie Zwingendes, oft im furchtbaren Niedergange höchste Größe gebärend, immer zwingend zu Demut und Stillesein.
Bernhard Zorge schrieb an den Vater und wartete vergeblich auf Antwort. Er schrieb an Brigitte und empfing einen starken, gläubigen und sonnigen Brief.
Eines machte ihm Not. Er spielte. Nicht oft, einmal, noch einmal, aber er spielte verwüstend. In seiner Not beichtete er Doktor Ranke. Der schalt nicht, mahnte nicht, tröstete und vertraute. Zorge wuchs an Wissen, wuchs an seinem Gotte, wuchs in männlicher Demut, aber — er spielte. Zum dritten Male. Wieder verwüstend. Da schrieb Doktor Ranke an Brigitte Weigelt. Er klagte nicht an, aber er bat, daß ihm die Sonnige helfe. Der Brief traf Brigitte drei Tage nach des Vaters Tode. Sie war frei, sie kam. Zorge verstand des Doktors Walten, neigte vor Brigitte demütig das Haupt: „Willst du es dennoch mit mir versuchen?"
Die stand vor ihm im Trauerkleide, mädchenhaft zart, köstlich rein, gläubig, ein strahlendes Licht in den Augen: „Bernhard, ich habe dich lieb."
Da wollte er ihr in rascher Aufwallung schwören, daß er nie wieder Karten oder Würfel anrühren wolle. Sie zog seine

Hand herab. „Wenn du das Spiel unter einem Zwange meiden wolltest, dann wäre es gefehlt. Vielleicht lernst du es in Freiheit."
Sie blieb bei Doktor Rankes wohnen, dann zogen sie zusammen in ein behagliches, kleines Haus, hatten zwei Stuben, aus deren Fenstern sie in einen fremden Garten hinaussahen, freuten sich aber an der fremden Herrlichkeit, als wäre sie ihnen zu eigen.
Bei den zweien wohnte das Glück. Brigitte trug die Sonne in ihren Augen und im Herzen. Sie freute sich immer, fand immer etwas zum Freuen, gebar ein Kind, mußte es hergeben, weinte und sah doch hinter den Wolken die Sonne scheinen. Zorge spielte nicht wieder. Er war inwendig frei. Jeder Weg stand ihm offen. Sein Weib stellte sich nie vor ihn hin, aber er verzichtete auf das Spiel. Mit den Rankes lebten sie zusammen wie Geschwister, und eines Abends schlug der Doktor seinem einstigen Schüler auf die Schulter: „Zorge, warum sollen wir länger Sie sagen. Wir sind ja doch lange Brüder."
„Aber Herr Doktor!"
„Nichts zu doktern. Wir sagen du."
Brigitte gebar das zweite Kind. Es lebte fünf Wochen und starb. Doktor Ranke schlug die Hand gegen die Stirne, und sein Weib hörte ihn stöhnen.
„Fritz?"
„Daß ihnen das auferlegt wird! Zweimal! Wir haben doch nun wenigstens wieder ein Mädel, aber die zwei ... Frau, ich kann's nicht zusammenreimen."
Zorge wurde ein ernster Mann, der immer gründlicher arbeitete, immer tiefer schürfte.
Fünf Jahre waren vergangen. Brigitte gebar das dritte Kind und — nahm es selber mit zu den Stillen, Heimgegangenen. Ihre letzten Worte waren: „Bernhard, versprich mir eines. Verlerne das Freuen nicht. Siehe, was ist es gut, daß ich mich soviel gefreut habe. Nun wäre es zu spät."

Doktor Ranke trug das Unglück schier schwerer als Zorge selber. „Wir Halben!“ sagte er, „wir Halben! Lieselotte, ich kann den Herrgott nicht mehr sehen!“

Zorge sah ihn an, fragte ihn: „So meinst du es?“ und legte die glücklichen Jahre still beiseite.

Er tat seine Arbeit, saß mit Doktor Ranke über den Büchern, war wohl stiller als früher, vernahm aber seines Weibes Gebot: Verlerne das Freuen nicht. Als er langsam mit sich fertig war, da trat er vor den Freund: „Fritz, ich gehe heim.“ Der aufrechte, das Leben bejahende Mann legte ihm das Haupt auf die Schulter, daß der andere seine Tränen nicht sehe. „Gehe heim!“

Zorge ging heim. Wieder stand der Vater unter der Tür. Als er aber den Sohn herankommen sah, still, frühen Schnee auf dem Haupte, im Gesicht den Ausdruck des leidbewährten Mannes, da trat er still beiseite und gab den Weg frei.

ERSTES BUCH

1.

Im Dreisatale war es still. So still, wie es immer gewesen war. Der alte Zorge wurde müde und wehrte sich nicht, als ihm Bernhard den Pflugsterz aus der Hand nahm. Die Mutter hatte eine alte, treue Seele auf den Hof gerufen. Eine, die mit ihr jung gewesen war und viele Hoffnungen eingesargt hatte. Die, eine junge Magd und ein handfester Knecht hatten in den letzten Jahren die Arbeit getan. Der Bauer selber hatte keine Freude mehr am Werken. Er verwand es nicht, daß sein Einziger Wege gegangen war, die ihn abseits von Vater und Erbe geführt hatten.
Nun war Bernhard wiedergekommen. Er ging hinter den Pferden drein, ackerte und säte, brachte die Ernte unter Dach und saß am Abend still neben den Alten. Es war still im Dreisatale und still auf dem Zorgehofe. Da aber war die Stille unnatürlich. Es wäre an der Zeit gewesen, daß ein stämmiger Bube auf des Vaters Knien ritt, und ein Mädchen seiner Mutter an der Schürze hing. Dazu wäre es Zeit gewesen. Der ernste Mann aber, der unter Frühlingsschnee ging, schien sein Mannestum begraben zu haben mit dem sonnigen Weibe, das draußen unter einem Lebensbaume schlief, und es ging ein so abweisender Ernst von ihm aus, daß der Alte, der schwer an seinem harten Worte getragen, nicht den Mut dazu aufbrachte, zu versuchen, einen neuen Knoten zu schürzen.

Als der lange, graue Winter sein Fahnentuch entrollte, schloß Bernhard Zorge seine Kiste mit den Büchern auf, saß und las und vergaß Dreisatal und Schneetreiben. Der Vater gedachte, ihm Mut zu machen, und brachte ihn dahin, mit ihm auf den Trögehof zu gehen. Sie gingen einmal und wieder einmal. Hannelore Tröge, des Nachbars Weib, hatte einen Prachtbuben geboren. Der hatte runde Arme und blaue, sonderbar ruhige Augen, schwatzte und lief der Mutter nach in Stall und Scheune.
Bernhard Zorge sah, wie der Vater seine Augen von ihm zu dem Buben und wieder zu ihm zurück gehen ließ, aber er saß, und kein Bewegen ging über sein Gesicht. Es war ein reichliches Jahr vergangen seit Bernhard daheim war, da lag auf dem Trögehof ein Mädchen in der Wiege. Ein feines Mädelchen mit Härchen, so fein wie goldener Flachs.
Tröge war geworden, wie er in jungen Jahren zu werden versprach, stand fester denn je in seinen Stiefeln, prahlte und sagte zu dem alten Zorge: „Was ein Sinnierer ist, das bleibt einer. Da kannst du nichts machen. Der Bernhard hätte draußen bleiben sollen. Was will er hier? Ich hätte dir den Hof abgekauft, und fertig war's. Da ist mir nun nicht bange: einen Buben kriege ich noch. Da ist mir nicht bange. — Nun läuft der Bernhard herum, ist halb Bauer, halb Schulmeister, halb ein Mensch und halb keiner. Wenn er nicht so blöde wäre, wie er ist, dann ginge er und holte die Haberkorn. Die wird nachgerade überständig und wartet, weiß Gott, immer noch auf ihn. Aber da kannst du nichts machen. Wie gesagt, ich kaufe euch den Hof ab, dir oder dem Bernhard, wie's paßt, das kommt auf eins hinaus."
Das machte dem alten Zorge zu schaffen, und als er einmal mit seinem Sohne von ungefähr an einer blühenden Roggenbreite stand, sagte er in der langsamen Art, die er mit den Jahren angenommen hatte: „Man möchte doch gerne wissen, wofür man sich reichlich sechzig Jahre abgerackert hat. Ich stelle mir vor, daß das Sterben hart ist, wenn man

keinen hinter sich weiß." Damit wies er den Sohn geradezu an eine Pflicht. Der gab dem Vater keine Antwort, und es vergingen Wochen, ohne daß dem Alten auch nur das leiseste Anzeichen verraten hätte, daß er damals, an der Roggenbreite, nicht in den Wind geredet hatte.

Es war ein nebeliger Herbsttag. Die Nässe saugte sich an allen Zweigen fest und nistete sich in die Kleider der Menschen. Da langte Bernhard Zorge den Knotenstock aus dem Uhrenkasten, sagte den Eltern, daß er einen Weg ins Dorf zu gehen habe und schritt den Hang hinab. An der Brücke begegnete ihm Tröge, der aus dem Tale kam. Der lachte breitmäulig und hielt Zorges Hand fest. „Mensch", sagte er, „du bist ein Einsiedler. Ein richtiger Mönch bist du geworden, und am Ende hast du gar geschworen, nie mehr ein Weib anzurühren. Du hast doch Blut in den Adern! Da sitzt die Anna Haberkorn, könnte ein halb Dutzend Kinder um sich wuseln haben und weiß kaum, daß sie ein Weib ist. — Wie kann einer auch über den Büchern sitzen! Sieh mich an! Ich bin noch gestrig, aber wenn ich dir's nicht gesagt hätte, von selber hättest du es nicht gemerkt. So'n Spaß, Zorge! Der Ulemann hat unter dem Tische gelegen wie'n Sack! — Na, dann sieh zu, daß du den Weg hinunter findest. Ist nicht zu fehlen. Gleich das dritte Haus links, wenn du ins Dorf kommst. Sieh zu!"

Damit war er lachend bergan geschritten. Zorge aber ging und fand das dritte Haus links. Da saß Anna Haberkorn am Fenster und besserte eine grobe Jacke aus.

Als sie Zorge herankommen sah, stach sie sich mit der Nadel in den Finger. Sie leckte das Blut ab und dachte: Das ist wie im Märchen, wo auch drei Tropfen rotes Blut liefen, und nachher wurde da ein Mädel geboren.

Anna Haberkorn lebte nun auf ihres Bruders Hofe. Die Alten waren heimgegangen, und der Bruder hatte den Hof übernommen. Da lebte sie.

Zorge trat in den Hausflur. Der junge Haberkorn kam aus

dem Stalle, schritt breitbeinig und weit ausholend über die Fliesen und grüßte den Besucher.

Sie gingen in die Stube, und Anna Haberkorn wollte den Gast in den gepolsterten Lehnstuhl nötigen. Der aber zog einen der schweren Holzstühle mit dem herzförmigen Ausschnitt in der Lehne heran und sagte: „Ich möchte mit dir reden, Anna." Darauf verließ der Bruder die Stube, hielt sein Weib, das neugierig eintreten wollte, zurück und sprach: „Laß die zwei allein. Mir scheint, da ist der rechte Freier doch noch gekommen."

Anna Haberkorn saß vor Zorge, kaum anders geworden, als sie vor zehn Jahren gewesen war. Es war nichts an ihr, das ihm das Bild der Toten hätte lebendig werden lassen. Eckig in den Gliedmaßen und herb im Gesicht. Die Augen halb verborgen unter den Lidern, und wenn die sich hoben, ein heißer Blick, der Zorges Gesicht suchte und erschrocken, als habe er sich verraten, zur Wand irrte. Aber Anna Haberkorn hatte schönes Haar, und Zorge dachte daran, daß ihm Dr. Ranke einmal gesagt hatte, daß es kaum ein Menschenkind gäbe, dem nicht irgend etwas Schönes geworden sei. Anna Haberkorns Haar war lichtblond und fein und dicht.

Das tat Zorge wohl und machte ihn innerlich freier. Er beobachtete ihre Hände. Von denen ging eine große Ruhe aus. Mit den heißen Augen hoffte er fertig zu werden.

So legte er denn sein Inwendiges bloß vor Anna Haberkorn hin. Zorges Inneres war eine große, tiefe Wunde, über die mit der Zeit ein fester Schorf gewachsen war, aber es war doch immerhin denkbar, daß der Schorf rissig wurde, und dann das rote Blut aufs neue rieselte.

Das Mädchen verstand ihn. Sie hatte Tränen in den Augen. „Bernhard", sagte sie, „ich weiß, daß du die Tote nicht vergessen kannst, aber du brauchst es mir nicht zu sagen. Das ist, wie wenn du einen Hund geprügelt hast, und hernach hältst du ihm ein Stück Brot vor und sagst: Nimm!"

Da tat sie dem Manne leid. Er nahm ihre Hand. „Ich kann

die Tote nicht vergessen, aber zwischen uns stehen soll sie nicht. Es muß aus sein mit dem, was war. Und, Anna, ich wollte dir nicht weh tun. Ehrlich sein wollte ich. Nun weißt du, was du von mir zu erwarten hast. Wenn es dir genug ist, dann sage es."

Anna Haberkorn neigte das Haupt tief herab. Zorge sah die lichten, reichen Flechten. Die gaben dem Haupte etwas Schönes und Verheißendes. Das tat ihm wohl, und er mußte die Hand auf den geneigten Scheitel legen. So saßen sie einen Augenblick. Da warf das Mädchen ihr tränennasses Antlitz auf des Mannes Hand und sagte: „Ich habe dich lieber, als du weißt."

Zorge zog sie empor und sah ihr in die Augen. In denen stand ein zitterndes Erwarten. Das sengende Licht war ausgelöscht. Demütig stand das Weib an der Pforte des Tempels, in dem jahrelangem Harren Erfüllung werden sollte.

„Anna", sagte Zorge rauh, „du darfst mir nicht von vornherein zuviel geben. Das laß mit der Zeit kommen. — Ich will sehen, wie jung ich noch werden kann."

Es dauerte nachher nicht mehr lange, da zog Anna Haberkorn als Zorges Frau auf den Hof, und Tröge sagte zu Hannelore: „Es ist nicht anders. Selbst das dümmste Huhn findet das Korn, das ihm bestimmt ist."

•

Öfter als zwanzigmal hatte sich das Jahr gerundet. Müde war das Altjahr schlafen gegangen, und hellen Auges war das neue über die Berge gekommen.

Im Dreisatale standen die Höfe wie immer. Man sah ihnen nicht an, daß sie älter wurden. An denen aber, die darin wohnten, hatte jedes Jahr seine eigene Aufgabe gehabt, und wenn zu ihrer Erfüllung die Spanne, die Gott dem Jahre beschieden, nicht ausreichte, dann nahm das kommende den Faden, den das alte nicht fertig zu spinnen vermocht hatte, ihm aus der Hand und spann ihn weiter.

Das rüstige Leben kam und legte den Tröges zu ihrem Bu-

ben und ihrem Mädel noch einen Jungen in die Wiege, ließ auf dem Zorgehofe den alten Stamm neue Reiser treiben, nahm die Alten mit, die müde waren, und rief das junge Weib, das noch soviel vorhatte, kaum, daß es ihm jahrelanges Hoffen erfüllt.
Viele Tage sahen Zorge, gleichgültig gegen Blühen und Vergehen, abseits von allem, was um ihn war, in sich hineinleben, und viele sahen ihn, wie er sinnend hinter seinen beiden Kindern dreinsah. Sie sahen ihn zweifeln, trugen seine Gedanken zu dem Freunde hinaus, der draußen lebte und brachten seine Antworten herein. Die waren stark und licht, wiesen nach oben und wiesen hinab auf die zwei, die dem Vater an den Knien lehnten.
Da ward er hellwach, lebte sich in seine Kinder hinein und ließ sie in ihm selber heimisch werden, soweit sie das ihrem Wesen nach wollten.
So kamen denn hernach wieder viele Tage, die den, der einstmals hatte ein Lehrer werden wollen, in kleinem Kreise sitzen sahen und vernahmen, wie er seine Kinder lehrte und auch des Tröges Buben gab, was sie mitnehmen mochten.
Vier waren es, Elsabe vom Trögehofe war ausgeschieden. Jedes ward, wozu Gott die Keime ihm ins Herz gelegt, und Zorge versuchte nicht, den Ewigen zu meistern. Es genügte ihm, daß er seinem Willen nachspürte und den zu erfüllen suchte.
So kamen und so gingen die Jahre. Zorge ward immer rüstiger, je älter er wurde, und lebte mit seinen beiden Töchtern, der älteren Erdmute und ihrer jüngeren Schwester Susanne, ein fruchtschaffendes, stilles Leben.
Ein regelrechter Bauer war er nicht. Er hatte die Wirtschaft stark verkleinert, pflegte einen dürftigen Verkehr mit dem Nachbar und eine schöne Freundschaft mit dem alten Köhler Landfried.
Die Kinder waren in die Jahre gekommen. Susanne brachte viel Sonne ins Haus, Erdmute war still und verschlossen.

Tröge, der Nachbar, übte gegen sein Weib und seine Söhne ein hartes Herrentum. Eigenwillig setzte er seinen Kopf auch in Törichtem durch. Er hatte aber viel Not mit Hannelore, die ihrer Elsabe nachtrauerte. Die Söhne waren Männer geworden und standen eines Tages als solche vor dem Vater, dem ihr Wachsen geradezu entgangen war.

•

Es war ein Winterabend. Der Wald stöhnte. Die Äste der Bäume lagen mit den Spitzen auf dem Schnee und ließen die Arme kampfesmüde herabhängen. Last um Last ward über sie geschüttet. Der hätte helfen können, der Wind, schlief in den Schluchten. Ein Krachen hub an, und ein schlanker Stamm warf sich gegen die Brüder, im Erliegen die anderen, denen er den Schnee von den Schultern schlug, rettend. Die richteten sich befreit auf. Stiebende Wolken feinkörnigen Schnees wirbelten. Das Prasseln hallte wider, und das Wild flüchtete oder duckte sich hinter die Dikkungen.

Die Höfe ragten kaum über den Schnee heraus. Ihre braunen Mauern, durch die weiße Linien gingen, trutzten mürrisch. Ein ungeheures Schweigen breitete seine weiten Flügel über Hänge und Heimstätten.

•

Bauer Tröge saß hinter dem Tische. Er hatte die Hand breit auf die Platte gelegt und sah seinem Weibe zu, die den Flachsfaden durch die Finger gleiten ließ. Im Kasten tickte die Uhr, und wenn eine Stunde abgelaufen war, dann kündete sie das mit heiserer Stimme. Aus den Fugen zwischen den Bohlen der Wände krochen dicke Fliegen, strichen mit den Füßen über die verstaubten Flügel und begannen surrend einen Taumeltanz an der Decke. Sie stießen sich die Köpfe an den Tragbalken wund, und dann und wann stürzte eine wie ein purzelndes Bröcklein auf den Tisch. Da schlug Bauer Tröge zu. Klatsch, und er legte die Hand wieder breit

und fest auf das Holz. Im Ofen, der wie ein Klotz in der Ecke stand, krachten die Scheite, ab und zu stand Hannelore Tröge auf, reckte den hageren Leib, fuhr mit der Hand ins Kreuz, das steif geworden war, und ging mit harten Schritten an den Ofen. Sie stocherte im Feuer und warf einen dicken Kloben nach, daß die Funken aufsprühten. Sich aufrichtend, warf sie einen Blick auf das braune Zifferblatt der Uhr und setzte sich hernach mit einem leisen Stöhnen wieder auf den Schemel ohne Lehne.

An den Wänden hingen etliche Bilder, bei denen der Ofenrauch zwischen Glas und Bild gefahren war und breite, braune Ränder darauf gebeizt hatte. Der kleine Spiegel schielte schiefäugig in die Stube. Er war bleigefaßt, das Glas von einem breiten, roten, verglasten Rande umgeben. Nach oben zu war er geschweift, in den Bogen war eine Wasserträgerin gemalt.

Lastende Stille lag über der heißen Stube, und draußen schneite es. Schneite und schneite, ausgiebig und langsam. Der Wind war eingeschlafen, nachdem er zwei Tage gefaucht und geknurrt hatte. Nun schneite es, und die Flocken waren so dicht, daß nicht einmal das Licht vom Zorgehof herüberzitterte.

Bauer Tröge war das Haupt mit dem dünnen, grau durchschossenen Haar auf die Brust gesunken. Er tat etliche tiefe Atemzüge, wie ein Schlafender, aber eine dicke Brummfliege, die sich in seinem Schnurrbarte verfangen hatte, weckte ihn. Langsam zerdrückte er sie zwischen den Fingern und stand auf. Er schlenkerte vorerst etliche Male mit den steifgewordenen Beinen und ging dann der Tür zu. Sein Schritt war hart, und die Tür schnappte, als er sie hinter sich schloß.

Er trat auf den Hof. Der Lichtstrahl aus der Stube kam durch das Hoffenster in breitem Wurfe, und in dem Lichte tanzten die Flocken. Der Hof war eben und weit. Zur Rechten lagen die Ställe, und wenn sich eines der Rinder aufs

Stroh warf, dann klirrten die Ketten. Gegenüber der Haustür stand die Scheune, dunkel und massig. Mitten im Hofe ragte das niedrige Mauerwerk eines Ziehbrunnens, und der lange Arm, an dem an kurzer Kette der Eimer mit dem eisernen Bügel hing, reckte sich gespenstisch in die Nacht hinauf.
Witternd kam um die Ecke Tröges Hofhund. Er hatte die Runde um das Gehöft gemacht, erspürte seinen Herrn, schritt in dem weichen Schnee lautlos daher und rieb den Kopf am Beine des Bauern. Der legte ihm die Hand auf den breiten Schädel und brauchte sich dabei kaum zu bücken, so groß war das Tier. Größer und stärker als ein Wolf und von seiner Farbe.
Da kam, dumpf und zerrissen, Hundekläffen über das Tal herüber. Es steigerte sich zum wilden Auffahren, und Bauer Tröges Luchs wollte eben einfallen. „Pst", warnte ihn sein Herr, trat vor das Tor und horchte in die Nacht hinaus. Das Hundebellen klang zornig und tief, und dazwischen hinein kam ein Schrei, wie wenn einer in Angst um Hilfe riefe. Darauf ward es stille, nur der Schnee knisterte leise im Niedersinken.
Bauer Tröge kehrte in die Stube zurück und setzte sich wieder hinter den Tisch. Das Spinnrad schnurrte, die Uhr tickte, und in unregelmäßigen Zwischenräumen wurde das knarrende Ticken zum quietschenden, schlürfenden Laute.
„Beim Zorge hat der Hund gebellt", begann Tröge zu reden. „Er muß richtig wild gewesen sein."
„Vielleicht war ein Fuchs hinter den Hühnern her", warf das Weib ein und ließ das Rad rascher schnurren.
„Nein. Es hat einer geschrien, und dann ist es still geworden. Sie haben ihn am Ende in das Haus geholt."
Da ließ Hannelore das Spinnrad feiern. Sie neigte sich vor, grau im Gesicht: „Wie sagst du? Es hat einer geschrien? Ein Fremder? So hat einer den Weg auf den Hof gefunden. In der Nacht, den Weg auf den Hof! Wir liegen abseits,

und keiner sucht uns. Es ist aber doch einer gekommen. Durch den fallenden Schnee kam er und kam zur heiligen Zeit. Es hat ihn einer geschickt, und es lauert etwas vor der Haustür, und du mußt ablassen von dem, was du dir vorgenommen hast, sonst kommt Unglück über uns. Du mußt ablassen, Tröge. Die Ahne hat es verboten, so darfst du es nicht tun."

„Bist du glücklich wieder bei dem alten Geschwätz? Es ist rein zum Verzweifeln. Als ob es nicht das Vernünftigste wäre, was wir tun können. Ich habe es mir vorgenommen, und ich tue es. Am ersten Feiertage geben wir das erste Paar zusammen."

Hannelore Tröge richtete ihre Augen angstvoll auf den Bauern. „Laß ab, Gottfried. Es steht ein Fluch zwischen den Höfen um Untreue willen, und der Schrei, der durch die Nacht kam, der kam von einem, der kommen mußte, ob er wollte oder nicht."

„Hannelore, du weißt, daß du krank bist."

„Krank? Ja, dann und wann. Heute habe ich meinen Verstand. — Du trägst die Last nicht, die ich trage. Nicht auf dem Herzen und nicht auf den Schultern. Bist du in der Nacht daheim gewesen, da mein Kind, mein liebes, liebes Mädchen, aus dem Hause rannte, weil ihr das Fieber den Verstand verwirrte? Ich hatte vier Tage und vier Nächte nicht geschlafen. Du aber hattest geschlafen, und in der fünften Nacht bist du ins Tal gegangen. Das Geschäft wäre nicht aufzuschieben, sagtest du."

„Hannelore", unterbrach sie der Bauer, „du weißt, wie ich mir hernach Vorwürfe gemacht habe. Mußt du es denn immer wieder aufrühren?"

Das Weib aber fuhr mitleidlos fort: „Du bist ins Tal gegangen, ich aber bin gewesen wie tot. Da ist mein Kind aus dem Bette gesprungen, und am Morgen haben wir sie aus dem Brunnen gezogen."

„Weib, das liegt lange zurück. Einmal mußt du doch damit

fertig werden. Am Ende wäre die Elsabe auch so gestorben."

„Ja, vielleicht wäre sie auch an der Krankheit gestorben. Dann hätte ich mein ruhiges Gewissen gehabt. Nun habe ich's nicht, und ich werde das schreckliche Bild nicht los. Unser liebes Mädchen!"

„Du hast zwei Jungen, grade wie die jungen Bäume."

„Gib mir deine Hand, Tröge, daß du ablassen willst. Dann will ich stille sein. Deine Hand gib mir!" Sie drängte an den Tisch. „Du willst nicht? Es steht ein Fluch zwischen den Höfen wie eine Wand, und die von drüben dürfen nicht zu uns und wir nicht zu ihnen. Wir dürfen das Blut nicht untereinander vermengen."

Bauer Tröge verzog das Gesicht. „Wie lange ist das her, daß eine das Narrenwort aussprach? Hast du es gehört? Ich sage dir, es ist gelogen."

Da lachte Hannelore Tröge gellend auf. „Gelogen? Droben in der Truhe liegt der Brautkranz, den sie auf die Stirne setzen wollte. —" Sie faßte mit beiden Händen die Tischplatte hüben und drüben. „Deine Mutter hat es mir erzählt. Sie hat es mir auf die Seele gebunden, und ich habe schwören müssen, und du hast dabeigestanden und hast mit geschworen. Ihr in die Hand hinein haben wir es versprochen. Dort saß sie, in der Ecke, und sie hatte das Heilige Buch vor sich liegen, obschon sie sonst nie viel davon gehalten hat, denn ihr seid ein hartes Geschlecht. Da saß sie und redete. Elsabe hat sie geheißen — daß ich doch mein Kind nicht so genannt hätte —, Elsabe, und hat helle Haare gehabt und Augen wie ein Licht, und ihr Herz ist treu und ohne Falsch gewesen. Die hat den Eggebrecht lieb gehabt vom Zorgehofe und hat ihm alles gegeben, was er forderte, weil sie meinte, das sei die rechte Liebe, die nichts verweigern könne, nicht sich selbst und sonst nichts. Der Eggebrecht hat es genommen von ihr und — hat es genommen von der Schwester Elsabes. Die war ein Wildling und hat

gelacht, weil sie die Schwester mit dem Verlobten betrog, und der Eggebrecht hat mit der Christliebe verabredet, daß es zwischen ihnen bleiben sollte, wie sie es angefangen hatten, auch wenn er auf dem Hofe sei. Und als Elsabe in der Kammer saß und den Brautkranz wand, weil ihr keines den Dienst tun mochte, da hat sie die zwei gehört, und als sie im Mondenscheine aus dem Hause trat, und das Haar ihr um die Schulter lag wie ein Mantel, da traf sie die zwei bei ihrer Sünde. Und Elsabe, die sonst wie ein Kind gewesen ist, hat mit der Hand durch die Luft geschlagen gegen den Zorgehof hin und hat ihren Fluch wie eine Wand aufgerichtet, die über dem Tale steht, soweit die Dreisa zwischen dem Land der Tröge und dem der Zorge läuft. Es soll keines freien von uns zu ihnen und keines von ihnen zu uns, oder der Tod greift hinein, und das Elend setzt sich an den Tisch. — Ihr habt es versucht, ihr Tröges, die Wand zu zerschlagen. Dein Urelternvater hat des Zorges Frieda zum Weibe genommen und ist auf den Zorgehof gezogen, und in der Nacht, kaum daß sie Mann und Weib geworden waren, ist er hingeschlagen wie ein Baum und ist tot gewesen. Und von einer wußte deine Mutter zu erzählen, die einen Tröge genommen und die irre ward, bevor sie einem Kinde das Leben geben konnte. — Tröge, deine Hand gib mir! Es soll kein Tröge eine Zorge freien oder anders, nicht herüber und nicht hinüber, und du willst beides tun mit einem Male. Es hat einer den Fluch gehört, der gebietet, aber sich nicht gebieten läßt."

Tröge hatte mit starrem Gesicht am Tische gesessen. Jetzt nahm er seines Weibes letztes Wort auf. „Wo ist denn der Herrgott, von dem du redest? Weise ihn mir, und ich will's lassen. Wo ist er? Wo war er, als unsere Elsabe aus dem Bette sprang und im Fieber in den Brunnen rannte? Warum hat er seine Hand nicht ausgestreckt? Es ist doch ein leichtes, ein Kind am Kittelchen zu halten. Er tat es nicht. Und dann soll ich mir von ihm befehlen lassen? Oder wo

ist er gewesen, als der Sturm im vorigen Jahre den Stamm auf des Achenbachs Köhlerhütte warf und drei Kinder in ihren Betten erschlug? Zeige ihn mir. Lachen müßte ich, aber ich nehme es ernst, weil es dich quält. Dir wachsen zwei Buben auf, fest wie Eichenpfähle, und dem Zorge zwei Mädchen. Wäre es nicht geradezu blöde, wollten wir ihnen den gewiesenen Weg verlegen? Erwin wird die Erdmute auf unsern Hof holen und Bruno mit des Zorges Susanne drüben auf dem Hofe hausen. Ihre Kinder werden am Bache spielen und hüben heimisch sein und drüben. — Und hat eine, die lange, lange zu Staub vermodert ist, das unsinnige Wort gesprochen, so hat es der Wind genommen und hat es davongetragen. Sie werden freien, ich will es."

Hannelore Tröge bebte am ganzen Leibe, bohrte ihre scharfen Augen in die des Mannes, schlug ihm die Nägel in den Jackenärmel und neigte sich ihm entgegen. „Tröge, Tröge, es ist ein Schrei durch die Nacht gekommen. Ein Schrei um Hilfe. Der kam vom Zorgehofe herüber. Auf den ist einer gekommen, der kommen mußte, weil es ihm der gebot, der sich nicht gebieten läßt. Es steht etwas auf wider dich, laß ab, Tröge. Es wird Unheil!"

Bauer Tröge schüttelte zornig seines Weibes Hand ab, lehnte sich zurück, sah zur Decke hinauf, und Hannelore Tröge kehrte zum Spinnrade, fing an zu treten und spann.

•

Irgendwo im Tale lag am Dorfrande ein sauberes, kleines Haus. Darin wohnten drei Menschen, sorglos, fromm, fleißig von heute zu morgen, von morgen zu übermorgen und so durch die Jahre. Länger als zwei Jahrzehnte sah die Not nicht einmal von ferne her durch die Fensterscheiben. Der Vater war ein Maurerpolier, verdiente gut und hatte sich ein kleines Besitztum geschaffen, auf dem keine Schulden lagen. Als der Junge nach einem Handwerk greifen mußte, riet ihm der Vater, ein Zimmermann zu werden, weil sich die Handwerke ergänzten, und so die zwei dann alles am

Hause allein machen könnten. Florian Günther war dem Vater zu willen, gewann seine Arbeit lieb, blieb daheim und blieb im Gemüte, was er in Jugendtagen gewesen war — ein Kind. Die Not schweifte fernab von dem Hause, höchstens, daß dann und wann ein Schatten ihres Mantels das Fenster streifte, wenn sie bei irgendeinem im Dorfe einkehrte.

Dann aber kam der Tag, an dem sie, als wolle sie nachholen, was sie vergessen zu haben schien, mit einem einzigen Hiebe die gute Hälfte des Glückes zusammenschmetterte. Da lag der Junge auf den Knien und schlug die Stirne gegen die harte Tischkante. Und drei Tage drauf hieb die Not die andere Glückshälfte zusammen. Da rannte der junge Mensch, sinnlos, verstört, in sich selber verwüstet, in die Nacht hinaus, ließ den Schrecken und den Graus hinter sich, rannte eine Nacht und einen Tag und hungerte nicht, kroch, ein halb Irrer, bei einem einsamen Manne unter, aß, was ihm die Armut bot, schlief einen bleiernen Schlaf, mochte nichts hören und sehen und wanderte wieder. So zehn oder zwölf Tage. Das Elend, das ungewohnte, für das seine Schultern zu schwach gewesen waren, verlor mit der Entfernung von daheim an Gewalt. Es war, als ob ein Morgen dämmernd aus Nacht steigen wollte, aber Florian Günther wehrte sich gegen den Morgen, riß das Leid an sich, sah ihm in das starre Antlitz und wollte selber daran erstarren.

Als die Nacht wieder einmal sank, stand er vor einem Dorfe, sah den Rauch quirlen und steigen, sah die Fenster hell werden und hörte eine Stimme in sich, die ihm riet, hinzugehn, wo die Menschen das Herdfeuer schürten und die Lampe Märchen sang. Er wandte sich aber trotzig ab. Eine Hütte am Wege, einsam und Notträger herbergend, wäre ihm recht gewesen, ein Dorf war es ihm nicht. Er wandte sich, und — es schneite. Seit Stunden schneite es. Es war ein fester Schnee, der auf gefrorene Erde fiel, erst die Furchen ebnete, dann die langen Distelstengel zudeckte, zuletzt die

Hohlwege füllte. Florian Günther wanderte in die Nacht hinaus. Irgendwo stand wohl eine Hütte, wie er sie suchte. Der Wald wuchs vor ihm aus dem Flockengeriesel herauf, der Wandernde schritt hinein in seine Hallen, trotzig, gegen sich selber wütend. Im Walde traf er auf einen Fußsteig, der bergan führte. Er folgte ihm, und — es schneite. Aus dem Halbdunkel war lastende, dicke Finsternis geworden. Der Weg verlor sich, da schritt Florian zwischen den Stämmen weiter.

Jäh aber, einem rollenden Felsblocke gleich, fiel ein Gedanke aus der Nacht in seine Seele. Wie, wenn du nicht aus dem Walde herausfindest? Da lachte er. Was ist's weiter? Dann wird es ganz still in mir, und wenn der Morgen kommt, dann hocke ich unter einem Baume, bin steif und starr, und alles hat ein Ende. Die Not ist aus. — Die Not, ja, und das Leben, das Jungsein, das Freuen? — Ach, wie soll ich mich je wieder freuen können. — Er setzte sich unter eine Fichte, lehnte sich gegen den Stamm, und die Kälte kroch ihm langsam von unten her in den Leib.

Und wieder stürzte ein Gedanke auf ihn, gleich einem Fels. — Du mußt sterben! — Derselbe Gedanke wie zuvor. Vorhin aber ein freundlicher, müder, milder Mann, jetzt ein Unhold. Sterben! Mit fünfundzwanzig Jahren sterben? Florian Günther sprang auf, hub an zu laufen, schneller, schneller. Da überkam ihn das Grauen. Es grinste von allen Ästen herab. Sterben! Er keuchte, er triefte, rannte, stand, rannte wieder. Die Nacht war eine einzige, ungeheure, drohende Macht. Ihre Stimmen erwachten, widerhallend in der Seele des Verirrten. Kam nicht ein Ruf daher? „Florian!" Das war der Mutter Stimme, und die Mutter war von ihm gegangen. Und wieder: „Florian!" Fest und männlich. So rief der Vater, — und — er schlief neben der Mutter. Rote Lohe, zum Himmel rasend, knisternd, bellend. Das war das Haus. Darauf ein Lachen. Die Nacht lachte, daß ihr die Stimme überschnappte.

Florian Günther lief. Er rannte gegen einen Stamm, seine Hände bluteten, ein Ast bohrte sich ihm durch das Gewand. Da stand er. „Ich habe beten gelernt. — Herr Gott, himmlischer Vater ... —" Ein Schrei, aber keine Antwort, weder von außen noch von innen. Kein Besinnen, kein klarer Gedanke. Nur: Leben, leben! „Hilfe!"
Ein Kauz kicherte, ein Wild, flüchtig in Angst, rannte ihm über den Weg. „Warum fliehest du? Komm her, wir wollen eines dem andern helfen. Du bist doch ein lebendiges Wesen." Irgendwo rollte ein Schneeball von einem Aste, den das flüchtige Wild gestreift.
Was hatte die Mutter erzählt von Leuten, die sich in Wald oder Moor verirrt hatten? Sie gingen im Kreise, immer im Kreise, bis sie niedersanken. „Ich will nicht im Kreise gehn!" Florian Günther stand. „Hilfe!" Der Ruf verlor sich zwischen den Stämmen, kaum, daß er über den zehnten hinaus kam. Der Verirrte lief. Er war nicht mehr allein, lange nicht mehr. Es ging einer hinter ihm drein, es flog etwas über seinem Haupte, es wandelte ihm etwas zur Seite. Stimmen umtosten ihn wie Donner oder sanken herab zum scheuen Murmeln. Da ballte er die Faust und hieb sie in die Nacht. „Du dort oben, wo warst du, da ich dich brauchte? Wo bist du jetzt? Wo? — Nirgends!"
Vom Beten zur Gotteslästerung, vom demütigen Bitten zum Spott, vom Kinderbeten zum Lachen des Gottesleugners. Leben, nur leben! Not? Ach, was war die Not gewesen? Was war alles gewesen, das ihm zerbrochen war, gegen das Grauen der Winternacht auf Irrwegen im Walde? Alles ist nichts gegen die schreckliche Nacht. „Hilfe!" Er weinte wie ein Kind, die Tränen froren ihm im blonden Schnurrbart fest. Daß man etwas mit seiner Kraft anfangen könnte! Er hätte sie verhundertfacht, aber wenn er zugreifen wollte, griff er in das Nichts. Das Herz hämmerte, die Knie schmerzten. Jetzt fühlte er es und dann auf tausend Schritte wieder nicht mehr. Der Wald nahm kein Ende. Daß er nur

eine atmende Brust neben sich gefühlt! „Gott, ich will gut werden, wenn du mich errettest, ganz gut!" Keine Stimme, nur die ungeheure Einsamkeit, und es schneit, schneit, die Flocken knistern in den Ästen. „Hilfe!" Es schneit. Stunden und Stunden, zuletzt ein gebrochenes Weinen, ein Niedersinken, ein lallendes, irres Beten.

„Hilfe!" Aufbäumend, grollend, wild und bittend. „Hilfe!" War das nicht ein Hundebläffen? „Hilfe!" Ein Hund bellt. „Hab' Dank, Herrgott!"

„Hallo, hoho!" Das Hundebellen wird deutlicher. Florian Günther lacht wie ein Irrer. „Ich komme zu Menschen!"

Da war der Hund über ihm, ein großer, grauer, zottiger Hund wie ein Wolf, und da brach ein Licht durch die taumelnden Flocken, auseinanderflutend, kaum auf Schritte in die Finsternis dringend.

Der Hund stand vor ihm, murrend jetzt und dann laut aufbellend. Florian Günther faßte den Stock fester. „Helft mir!" Da tat sich eine Tür auf, eine Stimme rief den Hund, die Stimme fragte, wer da sei, forderte auf, heranzukommen. Ein Mann nahm den Wankenden unter den Arm, ein Mädchen griff zu, sie stießen eine Stubentür auf, leiteten den Zitternden, ließen ihn auf die Ofenbank niedersinken.

Am Tische saßen zwei junge Männer. Einer lachte ein polterndes, ungefüges Lachen. Und das blonde Mädchen war über dem Geretteten, fragte, nestelte an seinem Rocke mit hastigen Fingern, der Mann ging an einen Schrank und hielt ihm ein Glas an den Mund: „Trinke."

Da ward er langsam wieder ein Mensch.

Florian Günther lehnte sich zurück an den Ofen. Die Wärme rann ihm angenehm über den Rücken, aber sie vermochte lange nicht, die Kälte zu bannen. Er schauerte, kroch für einen Augenblick in sich zusammen und richtete sich wieder hoch. Da trat Erwin Tröge an ihn heran, bückte sich und zog ihm die gefrorenen Stiefel von den Füßen, Su-

sanne nahm ein Paar warme Filzschuhe vom Ofen, Florian Günther fuhr hinein.
„Was tut das gut", sagte er, „wenn man stundenlang ohne Weg und Steg draußen herumgeirrt ist."
Zorge, der sich indes am Tische niedergelassen hatte, sah an Florians Gewand, daß er in Sonntagskleidern unterwegs war und vermutete, daß er irgendeinen Verwandten hatte aufsuchen wollen. Er drang aber mit keiner Frage auf ihn ein, freute sich, als er sah, wie Susanne mitleidig ab und zu ging, sah, wo es fehlte und an alles dachte. Das heiße, fraglose Erbarmen brach ihr wie ein gutes, starkes Licht aus den Augen. Und auch Erwin Tröge bemühte sich um den Fremden. Bruno lehnte sich gegen die Wand, stopfte sich die Pfeife und war der erste, der nach Woher und Wohin fragte.
„Woher kommst du?"
„Ach", sagte Florian darauf, „das ist eine lange Geschichte. Ich bin zehn oder zwölf Tage unterwegs."
Das schien Bruno Tröge lächerlich. Die andern verwunderten sich darüber.
Bruno wandte sich an den Bauern: „Er weiß nicht einmal, wie lange er unterwegs ist. — Wo hinaus wolltest du eigentlich?" „Auch das kann ich dir nicht sagen. Ich wollte irgendwohin. — Bauer, muß ich es dir schon jetzt alles erzählen?" Zorge war stutzig geworden, warf einen forschenden Blick auf Florian, suchte das Scheue des flüchtigen Übeltäters an ihm, fand aber nichts als einen müden, gequälten Zug in dem Jungmännergesicht.
„Nein", wehrte er ab, „erzähle wann du willst oder behalte es ganz für dich. — Du bist auf dem Zorgehof im Dreisatale, und so lange du bei mir bleiben willst, soll es dir an nichts fehlen."
„Ich habe nie von dem Dreisatale gehört."
„Das ist kein Wunder. Wer sollte auch nach den zwei Häusern hier fragen."

„So ist kein Dorf hier?"
„Nein, nur zwei Höfe. — Aber nun iß. Dann können wir weiter reden. — So ist's recht, Susanne."
Die schnitt Florian Brot und Fleisch vor, saß neben ihm auf der Bank und nötigte ihn, zuzulangen. Er aß, aber im Essen sagte er langsam und versonnen: „Zwei Höfe im ganzen Tale und auf einen habe ich finden müssen." Dabei lief wieder ein Schauer über seinen Leib. Susanne sah es, strich ihm über die Hand und sagte: „Jetzt iß! Du hörst doch, daß der Vater sagt, wir könnten nachher weiter reden." Aber sie war gleich danach doch mit einer Frage über ihm: „Hast du denn Angst gehabt?"
„Ja", bekannte Florian Günther, „es war schrecklich, und ich war wie von Sinnen."
Da lachte Bruno Tröge wieder. „Mensch", sagte er, „hier brauchst du keine Angst zu haben. Die Wölfe sind bei uns lange ausgestorben, und totgeschlagen ist weit und breit überhaupt noch keiner worden."
„Das war es auch nicht", wehrte Florian ab, „es war etwas ganz anderes. — Wie weit ist es bis in das nächste Dorf?"
„Zwei Stunden", antwortete ihm Susanne, „aber du kannst doch nicht den Weg gegangen sein, denn sonst wärest du von drunten hergekommen. Du kamst doch von droben herein. Wie bist du denn gelaufen? — Aber du mußt erst essen, dann erzähle."
„Ich danke dir, aber nun bin ich satt."
„Nein, du kannst noch nicht satt sein. — Vater, er muß doch mehr essen. So ißt doch ein Kind."
„Laß es gut sein, Susanne. Du siehst ja, wie es ihn noch friert. Morgen ist es besser. — Dann bist du doch durch den Wald gelaufen?"
„Ja", antwortete Florian. „Wie spät ist es jetzt? — Mitternacht? — Und ihr sagt, es sei zwei Stunden zum nächsten Dorfe? — Dann bin ich hierher sechs oder sieben Stunden gelaufen und immer durch den Wald."

Da schlug Bruno auf den Tisch. „Hat man sowas schon gehört. Donner noch nein, sieben Stunden, wo man es in zweien schaffen kann."

„Aber du hörst es doch, daß er durch den Wald gelaufen ist", fuhr Susanne auf ihn ein.

Bruno lachte ihr in das Gesicht. „Warum macht er denn das, wenn er auf dem Wege in zwei Stunden da sein kann?"

Florian empfand, daß er eine Aufklärung geben müsse. „Bauer", sprach er, sich an Zorge wendend, „du nimmst keinen schlechten Menschen, aber einen unglücklichen auf. — Ich bin ein Zimmermann und habe eine schwere Not hinter mir. Von der will ich dir morgen erzählen."

Susanne hing mit den Augen an ihm. „Eine schwere Not? Am Ende ist dir eins gestorben."

„Ach, mehr."

„Noch mehr?"

„Das Mädel ist ihm untreu geworden", sagte Bruno, sich mit lachendem Gesicht an Susanne wendend.

„Nein, das ist es nicht. Damit wäre ich am Ende fertig geworden", erklärte Florian.

Zorge aber setzte den Trögesohn zurecht. „Bruno, du mußt doch immer einhergehen, als hättest du deine Miststiefel an, so grob und ungeschlacht. Du siehst, daß er in Not ist. Davor muß man stille sein. — Komm, Fremder, ich führe dich in deine Kammer. — Warum willst du mitgehn, Susanne?"

„Ich gehe mit, Vater."

Florian sagte denen, die in der Stube blieben, gute Nacht, Susanne ging ihm zur Seite, weil sie fürchtete, er werde taumeln und bedürfe der Hilfe. Zorge ging hinter den zweien drein. Droben deckte Susanne das Bett auf, schleppte noch eine große, wollene Decke herzu, legte sie in das Bett und sagte: „So, nun wirst du schon warm werden. Nun schlafe gut. Du kannst ganz ohne Sorge sein. Auf dem Zorgehofe geschieht dir nichts. Gute Nacht."

„Gute Nacht." Florian ergriff Zorges Hand. „Bauer, hab' Dank. — Zehn oder zwölf Tage bin ich unterwegs, habe Schweres hinter mir, aber der heutige Abend war mir schrecklicher als alles. Sieben Stunden bin ich durch den Wald gelaufen. Ich kann dir nicht sagen, was so schrecklich war, ... aber ...", Zorge nickte. „Die Einsamkeit, und die Finsternis, und die Kälte, und alles zusammen scheint auf den Tod zuzugehn, vor dem der Mensch nichts ist."
Da starrte ihn Florian an. „Du sagst es, als hättest du es selber durchgemacht. Ja, das war's."
„Nun laß das Grübeln. Schlaf. Morgen, wenn es Tag ist, sieht alles wieder anders aus. — Wie heißt du eigentlich?"
„Florian Günther und ich ..."
„Morgen, morgen, schlaf. Gute Nacht."
Florian Günther kroch auf dem Lager zusammen, konnte lange nicht warm werden, das Grauen wirkte in ihm nach, aber als er einschlief, da nahm er ein freundliches Bild mit in den Schlaf, das des blonden, hilfefrohen Mädchens. —
Susanne war vor dem Vater wieder hinab in die Stube gegangen.
Bruno Tröge war täppisch. „Hast du ihn in das Bett gebracht?" fragte er. „Alles, was wahr ist, aber dazu gehört eine rechtschaffene Dummheit, vom Wege abzugehen und nachher sieben Stunden durch den Wald zu laufen. Warum ist er bloß nicht umgekehrt?"
„Weißt du denn, ob er das nicht gewollt hat?" sagte Erwin darauf. „Was bist du überhaupt für ein Mensch, Bruno. Du hast doch gesehn, daß ihm die Angst noch in allen Gliedern saß."
„Angst! Warum denn Angst? Ich hätte sicher keine Angst gehabt."
„Hinter dem warmen Ofen läßt sich's gut reden", eiferte Susanne.
„Ach du, wie du bloß um den Fremden getan hast. — Wenn i c h einmal nach dir lange, dann wirst du patzig. Dem

Fremden hast du die Hand gestreichelt. Ich hab's gesehn, daß du auch nasse Augen hattest."
Darauf wurde Susanne ganz lebhaft. Was das den Bruno anginge, und er habe kein Herz im Leibe. Seine Pfeife sei ihm wichtiger gewesen als der halb erfrorene Mann. Da sei Erwin ein anderer.
„Wart ihr denn noch nicht genug um den Menschen?" wehrte sich der Angegriffene. „Was sollte ich da noch dabei? — Ich habe kein Herz? Fühl doch daher, wie's klopft. Wenn du einmal mit mir so schön tust wie mit dem Fremden, dann sollst du sehn, was für ein Herz ich habe. — Was der Mensch für Haare hat! Wie ein Mädel. Und vor dem Fenster blökte er wie ein Kalb. Richtig wie ein Saugkalb. Das ist mir ein Kerl! Sowas kann ich gut leiden!"
„Ist ganz gleich, ob du ihn leiden kannst oder nicht", zürnte Susanne. „Er ist bei uns, nicht bei euch untergekrochen."
„Mädel, du hast den Teufel im Leibe! — Morgen geht er wieder. Komm, setz dich daher."
„Fällt mir nicht ein."
Indem trat Zorge wieder ein.
„Schläft er?" fragte Susanne.
„So rasch nicht, Mädel. — Was du für heiße Wangen hast."
„Ja, sie ist auch auf mich losgefahren, weil ich nicht auch noch mit zugriff", warf Bruno ein.
Darauf Zorge: „Jeder muß tun, was ihm das Herz sagt."
Da schob Bruno Tröge die Unterlippe vor.
Susanne, die sich neben den Vater gesetzt hatte, redete aus warmem Herzen von des Fremden Not. Der Schnee draußen, der Wald ohne Weg und Steg, an sich nicht zwei Stunden weit, und der Fremde sei sieben Stunden darin umhergeirrt. Was müsse das schrecklich gewesen sein, und gewiß habe er immer an seine Not gedacht.
Erdmute fragte den Vater, ob er wisse, wie er wohl heiße.
„Florian Günther", sagte der darauf.

Da schüttelte sie den Kopf. „So einen Namen gibt's hier weit und breit nicht. Florian. Hm, Flo—ri—an."
Das war auf lange Zeit das einzige, was die wortkarge Erdmute zu sagen wußte. Erwin Tröge redete nun in seiner langsamen Weise in Vermutungen. Er sei ein hübscher Mensch, der Fremde, aber er sei geradezu verstört gewesen. Am Ende sei ihm wirklich eins gestorben.
„Darum rennt doch keiner in die Welt", warf Bruno ein. Erwin drauf: „Nein, das stimmt, aber vielleicht kam sonst noch allerlei dazu."
„Wir werden es morgen erfahren", fiel Zorge ein. „Es ist auch für uns gleichgültig, weshalb er in die Welt ging. Etwas Schlechtes ist's kaum."
„Vater", erregte sich Susanne wieder, „ein Schlechter ist der nicht, ganz bestimmt nicht. Hast du seine Augen nicht gesehn? Er hat große, blaue Augen, aber er muß viel geweint haben. So saß er vor dem Ofen", sie machte einen krummen Rücken, „so gekrümmt, und es schüttelte ihn, und das war nicht bloß die Kälte."
„Nein, Mädchen, es saß ihm noch die Angst in den Gliedern."
Bruno Tröge aber lehnte sich wieder auf. „Das ist's ja eben. Ein Kerl wie der, und hat Angst. Donner noch nein, was war das weiter, wenn er wirklich bis zum Morgen gelaufen wäre. Irgendwo mußte er doch herauskommen."
„Weißt du denn, was hinter ihm liegt", wandte sich Zorge an ihn. „Und dann, bist du schon einmal in einer Nacht einsam gewesen? — Siehst du, wie kannst du dann darüber reden. Ich kannte einen, der ein kluger und ein starker Mann war, gar nicht weichlich und furchtsam. Der hatte sich im Gebirge verirrt. Er wußte, daß ihm keiner auflauerte, es war dazu im Herbste und nicht so kalt, daß er fürchten mußte, zu erfrieren, aber als er mir von der Nacht erzählte, da schüttelte es ihn noch immer, und sie lag gut ein Jahr zurück. Er war an einem See vorübergekommen, um den steile Felsgestelle waren, fürchtete, daß er wieder dahin käme und

hinabstürze, sah die Nebel durch den Wald kriechen, lag zuletzt auf steilem Felsrande, auf dem er sich nicht vor- und nicht rückwärts trauen durfte. Da hat er einen Stein in die Hand genommen und hat mit dem geredet, hatte alle seine Gedanken beieinander und wußte doch, daß er nahe am Irrewerden war. So auf schmalem Rücken, den Abgrund vor sich und hinter sich."

„Das ist doch was anderes", versuchte sich Bruno zu rechtfertigen.

„Ja, aber was dort die Steinwüste war, das waren hier der Schnee und die Dunkelheit und die Kälte. — Und nun ist's genug. Wir müssen schlafen gehn."

Die Trögesöhne verabschiedeten sich. Susanne reichte Erwin warm und herzlich die Hand. Vor Bruno versteckte sie sie auf dem Rücken. Erdmutes Gute Nacht klang gleichmütig wie immer, und sie war doch heute Erwins Braut geworden. Der hatte mit Zorge geredet und dessen Ja zu seinem Vorhaben empfangen.

Als die Brüder auf dem Heimwege waren, redete Bruno heiß und hastig von dem Fremden Er machte kein Hehl daraus, daß er ihm Susannes freundliches Erbarmen neidete.

„Wenn ich das Mädel anrühren will", polterte er, „dann tut sie immer, als sei sie wunder wer, läßt sich nicht einmal an der Hand halten, und an den Fremden lehnte sie sich an. Es fehlte bloß noch, daß sie ihm die Backen streichelte."

„Das ist das Erbarmen", sagte Erwin darauf. „Das haben die Mädchen so an sich."

„Warum hat es denn Erdmute nicht getan?"

„Es ist nicht ihre Art."

„Du wärst grade so eifersüchtig gewesen, wie ich's bin."

Da lachte Erwin. „Alles andere, bloß das nicht. Eifersüchtig, ich?"

Bruno aber fuhr grob auf ihn los: „Was seid ihr zwei überhaupt für Menschen! Nicht ein einziges Mal hab' ich gesehn, daß du ihr einen Kuß gegeben hättest."

„Mußt du denn das sehn?"
„Prahl bloß nicht! Ihr tut's auch nicht heimlich. — Ich wette, ihr habt euch noch keinen gegeben."
„Du kannst recht haben."
„Aber Erwin, du bist doch ein Mann, und sie ist ein Weib, und ihr wollt heiraten."
„Ja, das kann man alles, aber ..."
„Bin ich denn ein brennendes Scheit? Ich kann mir das nicht erklären, wie ihr seid. Als ob euch alles Mark in den Knochen gefroren wäre."
„Du bist ein Lapp, Bruno. Wir werden heiraten, und es wird alles werden, wie's muß. Darum sorg' dich nicht. Das aber will ich dir sagen, daß du mit deiner Hitze bloß alles verkehrt machst. Du siehst doch, daß Susanne das nicht mag. Es ist gut, daß der Fremde nicht bleiben wird. Du würdest sonst einen harten Stand gegen ihn haben. Das mußt du Wort haben, daß er ein ranker Kerl ist."
Bruno antwortete nicht. Er fühlte, daß der Bruder in seiner nüchternen Art das, was in ihm verworren war, auf feste Füße stellte. —
Auch Erdmute und Susanne suchten ihr Lager auf. Erdmute tat die Kleider ab, saß auf dem Bettrande und strich über die hageren Arme. Da nahm Susanne den Leuchter. „Erdmute, ich will noch einmal nach ihm sehn." Sie wartete die Antwort nicht ab und ging in Florians Kammer.
Er schlief, aber unter dem Lichtscheine zuckten seine Augenlider. Sein Gesicht war mager, die schmale Nase stand scharf und spitz über dem Schnurrbart. Das Kinn war breit, die Stirn leuchtend weiß, aber es waren etliche Furchen durch sie hingezogen. Auf den Händen, die auf der rotgewürfelten Zudecke lagen, traten die Sehnen hart heraus. Susanne hatte ein heißes Tröpflein im Auge. Sieben Stunden ist er durch den Schnee geirrt, kommt aus einer großen Not, und der Vater hat erzählt, wie es einem zumute ist, der sich verirrt hat.

Sie ging leise und vorsichtig aus der Kammer.
Erdmute fragte, ob der Fremde schliefe, und sie plauderten noch eine Weile von ihm. Das Besondere des Abends, daß der Vater dem werbenden Erwin sein Ja gegeben, versank vor dem Neuen, das unerwartet aus der Schneenacht gekommen war.
Zorge saß sinnend am Tische. Das liebte er noch immer, und heute war ein Abend zum Sinnen. Erdmute Braut. Die erste seiner Töchter. Es waren zwei Menschen, Erwin und Erdmute, die fast zu still waren, aber sie paßten zueinander. Von seines Kindes Innenleben wußte der Bauer so gut wie nichts. Erwin hatte durch allerlei kleine Züge verraten, daß er Herz hatte, aber auch dem genügte der Alltag durchaus, und Zorge dachte, daß es recht sei und ausreichen werde für die zwei. Anders Susanne und Bruno. Zwei heiße, junge Menschen, aber Susanne heiß im Gutsein, Bruno im Begehren. Ob es je zwischen den zweien recht würde? Der sinnende Bauer fühlte, daß eine Kluft zwischen ihnen eher breiter als schmäler wurde. Der heutige Abend hatte es deutlich gezeigt, wie weit sie voneinander standen, und fühlte es Bruno nicht, so doch Susanne. Und droben schlief ein Fremder. Ein junger, blonder Mensch, schlanker, als einer im Dreisatale, war verstört, schauernd unter dem nachwirkenden Grauen und — hatte durch fallenden Schnee und schwarze Nacht aus der würgenden Öde den Weg auf den Hof gefunden.
Hatte ihn gefunden und — ging morgen wieder? Das mußte man sehn.

*

Wie Schneemänner kehrten die Trögesöhne an dem Abend heim, grade als Bauer Tröge sein Weib in die Schlafkammer geleitete. Die war ob ihrer erfolglosen Bitten wie zerschlagen, schleppte die Glieder und sank weinend auf das Bett. Der Bauer kehrte in die Stube zurück.
„Es geht wieder einmal los“, wandte er sich an seine Söhne.

„Ich habe ihr erzählt, daß da irgendeiner auf den Zorgehof gekommen sein muß. Nun sieht sie wieder Gespenster."
„Ein Gespenst war es nicht", sagte Bruno darauf, und warf sich in einen Stuhl, „aber geschrien hat er wie ein Saugkalb, richtig wie ein Saugkalb. — Du mußt einmal grob werden, Vater, so kann's doch nicht ewig weitergehn."
Da ward der Vater zornig. Sein Zorn sprang ganz unvermittelt auf und war ganz ungewöhnlich. Bruno redete nicht zum ersten Male so.
So war der denn auch verdutzt, schürzte die Lippen und lehnte sich abweisend in seinen Stuhl zurück.
„Wie ist es denn nun zwischen euch zweien?" fragte der Vater seinen Älteren.
„Das ist in Ordnung, und am ersten Feiertage, denke ich, können wir den Verspruch halten."
„Können wir", antwortete der Vater, „aber der Mutter sagen wir bis dahin nichts. Sie kann nun einmal mit dem Unglück nicht fertig werden, und ihr wißt, daß sie dann und wann ihren Verstand nicht beieinander hat. — Deswegen aber", wandte er sich wieder an Bruno, „muß man erst recht einen Pflock zurückstecken, und wenn das nicht langt, dann zwei. Sie ist eure Mutter und hat es sich ihr Lebtag sauer werden lassen. Wenn es so weit ist, dann sagen wir es ihr und müssen dann eben damit fertig werden, wenn sie irre redet. Bis dahin aber bleibt's unter uns."
Am anderen Morgen kam Hannelore frühzeitig in die Stube. Sie traf Erwin allein, ging raschen Schrittes auf ihn zu und sagte: „Wer ist gestern abend drüben auf den Hof gekommen?"
„Ein Fremder, Mutter."
„Wie sieht er aus?"
„Er ist groß und blond und mag in meinem Alter sein."
„Groß und blond und jung", sagte Hannelore vor sich hin.
Erwin legte ihr die Hand auf den Arm. „Er hatte sich verirrt, Mutter. Wer er ist, das wissen wir nicht, auch nicht,

weswegen er in der Welt herumläuft, aber ich denke, daß er heute oder morgen wieder geht."
Hannelore sah gradeaus mit offenen, brennenden Augen.
„Er mußte kommen, und er geht nicht." — Sie wandte sich jäh an den Sohn. „Siehst du denn nicht, daß das Unheil unterwegs ist? Dort, dort geht es, siehst du es nicht?" Und dann aus ihrer Angst zurückkehrend, mütterlich und herzlich bittend: „Erwin, der Vater gibt nicht nach. Ich bitte dich, laß du ab davon. Es darf nicht sein. Es steht doch ein Fluch zwischen den Häusern. — Erwin, hast du denn Erdmute so lieb?" Erwin schlug die Augen nieder und wandte sich ab.
„Mutter, wie du da fragst. Wir sind doch nicht wie die in den Städten. Ob ich Erdmute lieb habe! Wir — ja, ich weiß das wirklich nicht."
Da stand die Mutter wieder neben ihm und redete heiß und dringend. „Du könntest dir das denken, daß eine andere als dein Weib auf den Hof käme, und daß du mit einer anderen Kinder hättest?"
„Das könnte ich mir gut denken", antwortete Erwin. „Warum denn nicht?"
Hannelore streichelte ihm mit ihren rauhen Händen die Wangen. „Junge, was tut mir das gut! Ich hatte solche Angst, daß du einzig mit Erdmute zusammenleben möchtest. So, wie das nun einmal sein muß, dachte ich." Sie atmete frei und leicht. „Nun ist das gut. — Erwin, ich hab' dich doch geboren, du warst mein Erster, und ich hab' dich lieb, und es soll dir gut gehn. — Erwin, es ist mir so leicht! Gib mir deine Hand. — Gib mir deine Hand! — Warum willst du nicht?"
„Ach, Mutter, was du für ein Wesen machst! Ich bitte dich, du tust, als ging's um Leben und Sterben. — Komm, wir wollen Kaffee trinken."
Hannelore übersah Erwins Verlegenheit. In ihrer Seele schwang das Wort nach, das Erwin ohne inneres Bewegen

gesagt. Er könne sich das gut denken, daß eine andere als Erdmute auf den Hof käme. Daran klammerte sich das Weib und baute in gläubigem Sinne darauf als auf eine Verheißung. Sie war freundlich, ging leicht durch das Haus und hatte ihre Sinne ganz beieinander.

2.

Als Florian Günther erwachte, sah ein grauer Tag zum Fenster herein. Er richtete sich auf, rieb sich die Augen und übersah forschend die Kammer. Ein gemalter Schrank, Rankrosen darauf, aber nicht, wie sie die Natur schuf, steif und wunderlich, so wie die Schreiner auf den Dörfern ihre Schränke zu malen pflegten. Daneben ein Kasten, in der gleichen Weise geziert. Rechts von der Tür ein Kleiderrechen mit drei Haken, gegenüber dem Bette ein schmales, niedriges Fenster, dessen Rahmen nach der Seite zu schieben war, neben dem Kopfende des Bettes ein größeres Fenster mit Flügeln. Zum zehnten oder zwölften Male fremd unter fremdem Dache, bei Menschen, deren Namen Florian nie gehört, und von deren Art er nichts wußte. So war er an vielen Morgen erwacht, war vor den Wirt hingetreten, hatte ihm gedankt, meist auch mit den Haussassen die Morgensuppe geteilt, hatte keinem gesagt, was ihn umtreibe, hatte irgendeine Ausflucht gefunden und war gewandert, verbittert, trotzig: Ich kehre nicht wieder heim. Wenn ich weit genug bin, dann nehme ich irgendwo Arbeit und lasse, was dahinten liegt, langsam einschlafen. Heute erwachte ein anderer. Der hatte eine Nacht hinter sich, in der ihn das Grauen geschüttelt, Unsagbares um ihn gewesen war, eine Nacht, in der er dem Herrgott zehnmal aufgesagt und doch die Hände wieder zu ihm erhoben, die würgende Angst vor seine Füße getragen hatte.

Florian stützte den Kopf auf die Hand, grübelte und ließ die Gedanken rückwärts gehn. Er stellte sich innerlich wie-

der auf seine zwei Füße. „Ich habe töricht getan." — Er hatte unterwegs mancherlei Menschen getroffen, solche, die stumpf waren und solche, die aufbegehrten. Einer solch fraglosen Güte und helfenden Liebe wie gestern abend war er nie begegnet. Die Liebe aber war verkörpert in einem Mädchen, dessen Hände rauh waren, dessen Gesicht lebendig und rundwangig war, dessen Augen leuchteten in Erbarmen und lebendigem Mitleid. „Ich will ihnen erzählen, was mir geschehn ist. Die Leute haben ein Recht darauf. Dann aber — gehe ich wieder — heim."
Er erhob sich, kleidete sich an, warf noch einen langen, dankbaren Blick über die Kammer und öffnete die Tür, um hinabzugehn.
Da hörte er vom Hausflur herauf eine perlende, weiche Mädchenstimme. „Wolf, du alter, guter Wolf, was bist du für ein braver Kerl. Daß du gebellt hast! Bell einmal. Na, Wolf, verstehst du denn nicht? Wie spricht der Hund?" — Da bellte der, daß es schallte. „Halt ein", gebot der lachende Mund. „Freilich, so spricht der Hund. Das hat er gehört, und du hast ihm den Weg gewiesen. Das war brav, Wolf, und heute mittag kriegst du ein Stück Fleisch extra. Denk', wenn er erfroren wäre, und der Vater sagt, daß es sicher geschehen wäre bei der Kälte. Und kein Mensch hätte gewußt, wo er lag. Alter, guter Wolf!"
Das hieß den harrenden Florian Günther den Fuß verhalten. Wenn er erfroren wäre! Und er wäre erfroren bei der Kälte und dem Schnee, und er hätte irgendwo gelegen, und kein Mensch wußte, wo. Irgendwo erfroren! Florian Günther zog die Schultern ein „Was müssen hier für gute Leute wohnen!"
Er stieg hinab. Susanne Zorge hatte auf der untersten Treppenstufe gesessen und dem großen Hunde die Arme um den Hals gelegt. Der Hund fing an zu bellen. „Still", gebot sie ihm, wandte den Kopf, erhob sich und lachte dem Herabsteigenden in das Gesicht.

„Hast du ausgeschlafen?" fragte sie, nachdem sie sein „Guten Morgen" zurückgegeben.
„Ja, und so habe ich lange nicht geschlafen."
„Dann komm in die Stube. Ich habe dir den Kaffee warmgestellt."
In der Stube hantierte Erdmute. Auch sie fragte, wie die Nacht gewesen sei, redete von dem vielen Schnee, der draußen liege, und ging dann hinaus. Indes hatte Susanne das Frühstück vor den Fremden hingestellt und nötigte ihn, zu essen. Sie saß ihm gegenüber am Tische, hatte die Arme auf die Platte gelegt und sah ihm voll in das Gesicht.
„Wie alt bist du eigentlich?"
„Fünfundzwanzig Jahre."
„So alt wie Erwin. Bruno ist drei Jahre jünger. Ich bin achtzehn."
„Waren das deine Brüder, die gestern mit am Tische saßen?"
Da lachte Susanne. „Meine Brüder? Nein, ich habe nur eine Schwester. Bruno Tröge mein Bruder! Von Erwin könnte ich es mir ganz gut denken. Der wird Erdmute heiraten."
„So."
„Hast du noch Geschwister?"
„Nein, ich war der einzige."
„Du sagst: war. Hast du keinen Vater mehr?"
„Nein."
„Ich habe keine Mutter, hab' sie nicht einmal gekannt."
„Ich habe auch keine Mutter mehr, aber ich habe sie gekannt." Dabei wurden Florian Günthers Augen so traurig, daß das warmherzige Mädchen fühlte, daß sie sein Leid angerührt hatte.
Sie brachte rasch die Rede auf anderes. „Du willst heute wieder weiter?"
„Ja, ich will heim."
„Es liegt aber viel Schnee, und du brauchst, bis du in das Dorf kommst, bei dem Wege an die vier Stunden. Warte doch, bis der Schnee härter geworden ist."

Über den Hof her schallten Axtschläge. Zorge war am Holzspalten. Susanne sprang mitten im Plaudern auf. „Ich will den Vater rufen."
Sie lief hinaus und rief es über den Hof, daß der Fremde am Frühstück sitze.
Gleich darauf trat Zorge in die Stube, schlug die Hände gegeneinander, die Späne herabzuklopfen, reichte Florian Günther die Rechte und ließ sich am Tische nieder.
„Willst du heute weiter?" fragte auch er.
„Ich möchte."
„Eilt es dir, und mußt du irgendeinen Ort erreichen?"
„Nein, Bauer, es eilt mir nicht. Ich will auch nach keinem Dorfe. Nur heim möchte ich."
„Er hat keine Eltern mehr", fiel Susanne ein.
Florian wandte sich dem Bauern zu. „Sie sind mir an einem Tage gestorben, und als ich sie begraben hatte, da brannte mir das Haus nieder."
„Viel auf einmal, zu viel", sagte Zorge bedächtig darauf.
Susanne hatte die Hände im Schoße gefaltet, und auf ihrem Gesicht war wieder das heiße Mitleid.
Zorge neigte das weiße Haupt ein wenig vor. „Ich will dir etwas sagen. Nach dem, was du eben erzähltest, hast du kein Daheim mehr."
„Nein, ich habe keins mehr."
„Du mußt es dir erst wieder aufbauen."
„Ja."
„Ist sonst eines, das auf dich wartet?"
„Niemand."
„Dann ist's gleich, ob du ein paar Tage früher oder später zurückkehrst?"
„Ganz gleich."
„Es ist heute ein böser Tag, und es kann noch ein paar Tage dauern, bevor der Schnee trägt. Dazu hast du die schlimme Nacht hinter dir. Das muß alles erst ein wenig einschlafen. Ich rate dir, ein paar Tage zu bleiben."

Florian Günther sah vor sich nieder. „Bauer, du kennst mich doch nicht."
„Wenn einem keiner größere Rätsel aufgäbe als du, dann wäre es leicht, die Menschen zu kennen. Nimm es, wie es gemeint ist, bleibe. In etlichen Tagen wird es dir leichter sein, zu gehn, in dir selber und auf dem Wege. — Susanne, bringe ihm meine braune Joppe. Du hast dein Sonntagszeug an, scheint mir."
Susanne sprang davon, kehrte mit der Joppe zurück, Florian warf sie über, und sie paßte ihm. „In der Breite geben wir uns nichts nach", sagte der Bauer, „aber in der Länge bist du mir mehr als einen Kopf voraus. So, und nun setz dich hinter den Ofen oder tu, was du magst. Ich muß Holz spalten."
Er ging hinaus, und die zwei jungen Menschenkinder waren wieder allein. Wolf lag unter dem Tische und blinzelte mit den Augen, Susanne setzte ihm den Fuß auf den Rücken, der Hund wandte den Kopf, schnoberte an ihrer Fußspitze und legte sich dann faul auf die Seite. „Dem hast du es zu danken", sagte sie, „daß du herfandest."
„Ich habe nie gewußt, daß man ein Hundebellen so gerne hören kann", sagte Florian darauf.
Da rief das Mädchen den Hund und gebot ihm, Florian die Pfote zu geben. Der nahm sie, drückte sie dankbar, als drücke er eine Menschenhand, und Wolf rieb den Kopf an Florians Knie.
„Bist du satt?" fragte Susanne. „Ja? Aber du mußt es dir, solange du bei uns bist, angewöhnen, mehr zu essen. Und nun will ich dir das Haus zeigen."
Sie führte ihn auf den Hof. Der war weit und dem der Tröge ähnlich. In der Mitte plätscherte trotz Schnee und Kälte ein Laufbrunnen, aber an dem Troge war dickes, glasiges Eis. Von der Mitte des Hofes aus übersah man das breite, niedrige Haus mit seinem dicken, weißgepolsterten Strohdache. Behäbig und sicher, und Behagen atmend, stand es da. Ein dicker Schornstein ragte nur wenig über den First. Drüben

unter dem Schuppendache hackte Zorge an mächtigen Holzkloben. Zur Linken kam man vom Hofe her, aber ebenso vom Hausflur aus, in den Stall. Susanne führte den Fremden dahin, wies ihm die vier Kühe, die braun und glatt an den Raufen lagen und widerkauten. Das Mädchen streichelte die Tiere und sprach mit ihnen. In einem kleineren Abteil standen zwei junge Stiere. Susanne trat in den Stand, kraute dem dickköpfigen Rotscheck die Stirne und sagte: „Das ist ein Schlimmer, aber wir zwei sind gut miteinander." Aus dem Stalle gingen sie über den Hof, hinaus vor das Haus. Der Nebel lag über dem Tale, aber er war nicht so ungefüge, daß man nicht das Geäst der Erlen im Grunde gesehen hätte. Das sei die Dreisa, erklärte Susanne. Dreschertakt kam über das Tal herüber. „Die Tröges dreschen", plauderte Susanne, „morgen geht's auch bei uns wieder drüber her. Kannst du dreschen?"

„Ich kann alle Arbeit, die ein Bauer zu tun hat. Wir hatten doch selber etliche Morgen."

„Du, ach, Vater und Mutter sind dir auf einen Tag gestorben? Und das Haus ist dir verbrannt?" Dabei hatte Susanne ihre Linke auf seinen Arm gelegt, schwesterlich und zutunlich. Sie wartete keine Antwort ab und führte ihn weiter. „Sieh, da ist unser Garten."

Er lag an der Schmalseite des Hauses. „Im Sommer ist es schön hier. Das Fenster dort links gehört zu der Kammer, in der du geschlafen hast. Dort drüben ist der Wald. Durch den bist du gekommen. Sieben Stunden bist du gelaufen, und du brauchst im Sommer keine zwei. Ja, dort drüben", sie wies mit dem Finger die Dreisa aufwärts, „das ist ein Wald, für den du auch im Sommer deine sieben Stunden brauchst. In dem aber hättest du keine Angst zu haben brauchen. Da wohnen die Köhler. Komm, nun will ich dir die Stuben zeigen."

Florian aber sagte: „Du, es geht nicht, daß dein Vater arbeitet und ich nichts tue."

„Du bist doch zu Besuch bei uns."
Da lächelte Florian. „Ein schöner Besuch, der um Mitternacht halb erfroren und fremd auf den Hof kommt. — Ich will deinen Vater fragen, ob er keine Arbeit für mich hat."
Sie gingen über den Hof. Susanne plauderte dem Vater entgegen: „Vater, der Florian, — so heißt du doch? — will arbeiten."
„Das geht nicht, daß ich den Tag totschlage, indes du Holz hackst", fiel Florian Günther ein. „Soll ich den Brunnen mit Stroh umwickeln, daß er euch nicht einfriert?"
Darüber freute sich Zorge. „Das kannst du gerne tun. Susanne mag dir helfen."
Die beiden gingen in die Scheune und trugen Stroh herzu, Susanne holte Schnur, und bei der Arbeit geschah es häufig, daß sich die Finger der zwei berührten. Einmal band Florian gar Susannes Finger mit ein. Da lachte sie und fragte, ob sie nun den Winter hier stehenbleiben solle. Es geschah, daß auch Florian Günther etliche Male lachen mußte. So, als Susanne übermütig eine Haube aus Stroh auf dem Brunnenrohre formte. Dann aber rannte sie in die Scheune, kehrte mit einem Büschel ungedroschenen Getreides zurück und sagte, das müßten sie für die Vögel einbinden, und Florian solle einmal sehen, wie die das morgen schon wüßten.
Über den aus dem Gleise geworfenen jungen Menschen ging es wie Sommeratem. Das breite, warme Haus, darin Erdmute am Backen war, und aus dem heraus süßer Duft strömte, des Bauern ernste, verstehende, grundgute Augen, Susannes Heiterkeit und reine, klare Schönheit, ihre schwesterliche, liebe Art, das waren Gegensätze, die unendlich wohl taten. Es war ihm, als sei er in eine andere Welt gekommen, ja, als sei die besser als die daheim, da er nicht einmal an nachbarlicher Art soviel Gutes und Herzwarmes gefunden hatte, als hier unter den Fremden.
Als die Arbeit am Brunnen getan war, trat er wieder vor Zorge und bat ihn, daß er ihn beim Holzhacken helfen ließe.

Der wehrte vorerst ab. „Es ist nicht nötig, daß du gleich wieder so stark ins Geschirr gehst."
„Ich möchte es gerne."
„Wenn es so ist, dann ist es mir recht. — Da ist eine Axt."
Susanne war ins Haus zurückgekehrt, half Erdmute beim Backen, und man hörte dann und wann die Stimmen der zwei. Beim Mittagbrote nahm Susanne ein großes Stück Fleisch vom Teller, hielt es Wolf vor und sagte auf des Vaters fragenden Blick: „Das ist dafür, daß er gestern abend gebellt hat."
Es wurde am Tisch wenig gesprochen, aber es war deutlich sichtbar, daß Susanne des Hauses Sonnenschein war, und daß sich die andern gerne davon wärmen ließen.
Der Nachmittag war gleich dem Vormittage. Als die Mädchen aber am Abende daran gingen, den Kühen Futter vorzuwerfen, da griff Florian mit zu.
Zorge saß indessen in der Stube, hatte die Lampe nicht angebrannt, lehnte den Rücken gegen die Wand, rauchte und sann. Ja, es war viel, das über den Menschen gekommen war. Man könnte ihn für einen Schwindler halten — was er erzählte, das war ein geradezu lächerlich grausames Zusammentreffen —, aber die Art, wie er es aus sich herausredete, bürgte für die Wahrheit. Daß er von guten Leuten herkam, das sah man an allem, und das hörte man aus seinen Worten. Er war ein schmucker Mensch, derzeit noch ein wenig scheu, aber seine Augen waren rein. Das tat dem Bauern am wohlsten, die Klarheit auf der Stirn und in den Augen.
Nach dem Abendbrot saßen sie auf dem Zorgehof um den Tisch. Erdmute spann, Susanne strickte, und der Bauer saß rauchend in dem harten, ledergepolsterten Lehnstuhle, der noch vom Großvater her da war.
„Ihr habt auch eine kleine Wirtschaft daheim gehabt?" wandte sich Zorge an Florian.
„Ja, das Haus lag neben Bauer Hartmanns Hofe. Es war einstöckig, aber es war gut gebaut. Die Maurerarbeit hat der

Vater allein gemacht. Sie haben mit wenig angefangen, Vater und Mutter. Drei gute Groschen hatte der Maurer zu seiner Zeit, aber sie haben es doch fertig gebracht zu sparen. Die Mutter hat das Ihre dazugetan. Später hat sie es leichter gehabt, viel leichter. Da brauchte sie nicht mehr zu den Bauern zu gehn, aber ich weiß die Zeit noch recht gut, da ich am Morgen in dünnen Hosen mit ihr zu den Leuten Kartoffelnlesen ging. Dann ist der Vater Polier geworden, ich habe dazuverdient, wir haben zusammen die Scheune gebaut, dann den Schuppen mit den Schweineställen und haben etliche Morgen Feld und Wiese kaufen können. Die Mutter hat das Haus besorgt; wir zwei sind auf die Arbeit gegangen und haben nur in der Ernte ausgesetzt. Es ist mit dem Sparen rasch vorwärtsgegangen. Wir waren häusliche Leute. Der Vater ging nicht aus, und ich habe es auch nicht getan."

„Du hattest aber doch Kameraden?"

„Ach, ich habe mich wenig zu ihnen gehalten. Ich bin am liebsten daheim geblieben. Das war nun so. Wir hatten es gemütlich in der Stube, ein Sofa mit grünem Rips, und ich habe da so allerlei Dinge gemacht, an denen ich Freude hatte. An den Wänden hingen lauter Bilder in Rahmen, die ich selber ausgesägt oder geschnitzt hatte. Die Mutter hat am Abend aus dem Andachtsbuche gelesen, und an den Sonntagen sind wir abwechselnd in die Kirche gegangen. An den Feiertagen aber gingen wir alle drei. Ich hatte gar kein Verlangen danach, hinauszugehn. — Hast du schon einmal von unserem Dorfe gehört, Bauer? — Nein? — Es ist ein Kirchdorf und wohnen da so an die vierhundert Leute. Lauter Bauern und Handwerker. Die sind alle Maurer oder Zimmerleute. In der Mitte steht Hermann Arnolds Wirtshaus. Der nimmt das Wegegeld ein und steht sich gut."

Zorge erkundigte sich, wie der Lehrer heiße.

„Es sind zwei da", berichtete Florian Günther. „Vater und Sohn. Der Vater heißt Albin Schneider, der Sohn Hermann."

„Wie alt ist der Vater?"
„Er mag in deinem Alter stehn und hat eine starke Narbe in der Stirn. Es heißt, ein Pferd habe ihn geschlagen."
„Albin Schneider heißt er?" Er war einer von Zorges Seminargenossen. „Wie hält er es mit der Glaubenslehre?"
„Wir haben viel lernen müssen. Alle Tage ein Stück aus der biblischen Geschichte oder etliche Sprüche und dann wieder Kirchenlieder. Es ist mir nicht schwer geworden. Ich habe viel davon gelernt, aber die Mutter wußte noch mehr."
„Und dann kam das Elend?"
Florian Günther hatte bis dahin zwar warm aber sachlich erzählt. Jetzt wurde er heiß, redete von dem Unglückstage, an dem Vater und Mutter am Typhus gestorben waren, hub noch einmal an, von seinem Daheim zu reden, wog die Worte nicht mehr und vergoldete in überquellender Liebe, was zwar gut, aber doch ganz schlicht gewesen war, so stark, daß es schier unwirklich wurde. In Erregung endete er: „Und das Haus ist mir über dem Kopfe verbrannt. Ich habe gearbeitet wie ein Wilder, es zu halten, als ich aber sah, daß das Feuer immer weiter lief, auf die Scheune, auf den Schuppen, da habe ich gebrüllt und bin davongelaufen. Ich mochte nichts mehr sehn, bin drei Tage wie ein Verrückter gewesen, dann war ich trotzig und verbissen, und — nun bin ich da."
Erdmute hatte ihr Spinnrad feiern lassen, Susanne ließ die Nadeln ruhn, ihre Augen hingen an des Erzählers Munde und wurden heiß und feucht. Zorge hatte die Pfeife nicht ausgehn lassen, hatte sich nicht vorgeneigt, aber er hatte von der Seite her Florian Günthers Gesicht beobachtet und gesehn, wie die innere Bewegung über das Gesicht jagte, es lebendig machte, jung und tatkräftig und dann müde und alt. Florian hatte die Hände vor sich auf der Tischplatte liegen, drückte sie gegeneinander und sah gerade vor sich hin.
Da legte Susanne die Rechte darauf: „Du mußt nun wieder zu dir kommen. Denk, wenn du erfroren wärst."

„Ja“, sagte Florian darauf, „eine Zeitlang habe ich gemeint, es müsse ganz schön sein, wenn ich stürbe, aber in der Nacht, wie ich mich verirrt hatte, da habe ich anders denken gelernt.“

Erdmute fragte, ob sie drunten mehr Weizen oder mehr Roggen bauten.

Die Mädchen gingen früher schlafen, weil die vergangene Nacht nur kurz gewesen war. Weil aber Zorge noch unentwegt im Lehnstuhle sitzenblieb, fragte ihn Florian Günther, ob es ihm recht sei, wenn auch er noch ein Weilchen bliebe.

„Ja“, sagte Zorge, „wir können dann noch über dies und das reden.“

Florian schien nur darauf gewartet zu haben, daß er mit dem Bauern allein sei. Er warf ihm unvermittelt die Frage vor die Füße: „Was sagst du nun zu solch einem Elend?“

„Du mußt deutlicher reden; ich weiß nicht, wie du es meinst.“

„Ist das von Gott gekommen oder von einem andern?“

Der Bauer lächelte: „Das quält dich?“

„Ja, das hat mich schon die ganzen Tage her gequält. Was haben wir dem Herrgott zuleide getan? Wir sind fromm gewesen und waren fleißig und sparsam, haben niemand etwas zuleide getan ...“

„Was habt ihr denn andern Gutes getan?“

„Wenn einer Hilfe brauchte, die wir ihm geben konnten, dann kam er ganz gewiß nicht umsonst. — Ich wüßte nicht, daß bei uns jemals eine andere Not gewesen wäre, als dann und wann eine Krankheit. Jeden Sonntag ist eins in die Kirche gegangen, und jeden Abend hat die Mutter ein Gebet gelesen. Und auf einmal haut es auf mich los wie verrückt. Ich weiß nicht, was ich da denken soll.“

„Du mußt einmal den Pfarrer oder den Lehrer bei euch fragen.“

„Hm, ja, das kann ich tun, aber ich weiß schon, was die sagen werden, und das weiß ich auch, daß mir das nicht genug ist.“

Es lag ein so trauriger, gequälter Zug in dem jungen Gesicht, daß Zorge den jungen Menschen in rascher Wärme lieb gewann. Er hätte dies und das zu sagen gewußt, aber er fühlte, daß er Unheil angerichtet, wenn er das gesagt hätte, was in ihm war.
„Sieh", begann er, „daß deine Leute auf einen Tag starben, das ist ein besonders harter Schlag. Daß aber das Haus noch dazu niederbrannte, das ist ein ganz unglückliches Zusammentreffen. Das Sterben ist etwas, womit man alle Tage rechnen muß und ist nur für den grausam, der hinter den Toten dreinsieht. Du wärest damit fertig geworden. Der andere, unglückliche Fall hat dich verstört. Du bist noch heute verstört. Laß etliche Tage vergehn, dann können wir vielleicht weiterreden. — Wir stehn morgen früh zeitig auf, weil wir dreschen wollen. Die Arbeit wird dir gut tun. Es eilt nicht, daß du wieder zurückkehrst, aber heim mußt du wieder."
Er reichte Florian die Hand. „Schlafe gut und laß das Grübeln. Jetzt bist du aufgehoben! Was kommt, das wollen wir abwarten. Du bist jung und hast noch viele Jahre vor dir."
Noch bevor der Tag kam, begannen sie am andern Morgen auf dem Zorgehofe mit dem Dreschen. Susanne hatte eine Laterne an einen Balken gehängt. Die gab ein dürftig Licht. In das zwängte sich der Morgen. Die Sonne ging auf, das Tal lag klar und weit in seinem Schneegewande, von den Ufern der Dreisa her blitzten die überfrorenen Erlenzweige. Drüben stand der Trögehof, ebenso breit, ebenso behäbig wie der Zorgehof. Dreschertakt, eins, zwei, drei, von drüben, und Dreschertakt, eins, zwei, drei, vier, von hüben. Bruno Tröge horchte auf. Eins, zwei, drei, vier.
„Sie dreschen zu Vieren", sagte er zu Erwin.
„Dann ist der Fremde noch auf dem Hofe."
„Ist denn der Zorge ganz verrückt! Einen Hergelaufenen so lange zu behalten?"
Erwin machte es Spaß, den Bruder ein wenig aufzustacheln.

„Am Ende bleibt er für immer da."
Da ging Bruno unwirsch zur Seite.
Eins, zwei, drei, vier. Susanne schwang den Flegel, daß es eine Art hatte. Es war wunderlich, daß in den Mädchenarmen soviel Kraft war. Sie wurde nicht müde, scherzte nicht, redete aber dann und wann irgend etwas. Daß der Roggen dies Jahr gut gebe. Auch der Weizen sei so, daß man seine Freude haben müsse. Kein Brand darin und lauter gleiche, gute Körner.
Indes die Mädchen das Vieh fütterten, warfen der Bauer und Florian das gedroschene Getreide gegen den Wind, daß die Spreu herausfliege. Zorge erzählte, daß sein Vater ein paar Pferde gehalten habe.
„Ihr müßt eine große Wirtschaft haben", erwiderte Florian, „und ich wundere mich, daß du so wenig Vieh hast. Wie schön euer Haus ist! Solch ein breites Dach hab' ich noch gar nicht gesehn. Es sieht aus wie eine dicke Pelzmütze. Es muß auch im Sommer schön bei euch sein."
Zorge freute sich, daß Florian das alte, treue Haus lobte. Sie redeten im Arbeiten von den Dörfern drunten, in denen die Häuser mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt seien und kamen dann darauf, daß es im Dreisatale ein einsam Wohnen sei.
Die Einsamkeit aber hatte für den jungen Gast nichts Abschreckendes. Auch die dachte er sich schön. Man sei Herr für sich, brauche nicht zu fürchten, daß man einmal mit dem Nachbar in Streit komme.
„Ja", sagte Zorge drauf, „es ist schön, aber junge Leute sehnen sich doch hinaus."
„Wem es so gegangen ist wie mir, der sehnt sich nicht hinaus."
„In etlichen Tagen ist das anders."
„Ich seh' es schon heute anders als in den Unglückstagen, aber fertig werden kann ich doch nicht damit. Es ist so verrückt, daß alles auf einmal kommen mußte."

Der Tag verlief in rüstiger Arbeit, und Florian Günther war es, als sei er schon kein Fremder mehr auf dem Hofe. Er sah das Haus mit dankbaren Augen an, plauderte mit Susanne, die immer ein munteres Wort auf der Zunge hatte, tat dem großen Wolfshunde schön und lehnte es am Abende nicht ab, als ihm Zorge eine von seinen Pfeifen anbot.
Er fragte nach den Dörfern in der Runde, erzählte vom Hain daheim, in dem sie als Jungen die Maiglöckchen gesucht; Susanne plauderte davon, wie sie mit den Trögesöhnen gefischt, und wie die ihnen die Forellen, die sie unter den Steinen gegriffen, in die Schürzen geworfen hätten. Als Florian einmal vor das Haus trat, da war ein glitzernder Sternenhimmel über das Tal gespannt, der Schnee knisterte unter seinen Füßen, Wolf kam dahergetappt und klapperte mit den Eisstückchen, die ihm zwischen die Zehen gefroren waren. War er eigentlich noch in der Fremde? Ach, es war so wohlig und warm und behaglich. Und er sollte davongehn?
Da trat Susanne aus der Haustür, zog tiefatmend die kalte Luft ein, lachte und sagte: „Florian, jetzt weiß ich etwas ganz Gescheites."
„Was denn?"
„Ich fahre Schlitten."
Ja, das mußte wohl eine Lust sein, den Hang hinabzusausen. Da war sie schon, zog den niedrigen Schlitten hinter sich drein, fragte, ob er auch Lust dazu habe, wartete die Antwort nicht ab, rannte zurück und kam mit einem zweiten Schlitten wieder.
„Da ist Erdmutes Schlitten." Sie saß auf dem ihrigen, Florian war unbeholfen, als er sich niederließ.
Susanne lachte: „Du weißt nicht, was du mit deinen langen Beinen anstellen sollst. — Nicht zu weit links. Da ist ein Rain!" Sie fuhr davon, daß der Schnee stiebte, und Wolf sprang bellend hinterdrein. Florian hatte den Schlitten in Bewegung gesetzt. Die wurde schneller und schneller, hop-

poldei, ein Ruck, er hielt sich und hoppoldei, da lag er. Susanne kehrte zurück.
„Ich hab' dir doch gesagt, daß da ein Rand ist. Hast du dich geschlagen?"
„Nicht daran zu denken."
Wolf war wie toll. Susanne zürnte ihm. „Halt das Maul, Wolf. — Florian, du siehst aus wie ein Schneemann. — Da sind wir als Kinder hundertmal am Tage gefahren. Wir hüben, die Tröges drüben, und wir haben uns ein Zeichen gegeben. So, jetzt fahren wir los. Da wollten wir sehn, wer am ehesten unten wäre."
„Wer war das?"
„Einmal so, einmal so. Meist ich oder Bruno."
„Das ist der, der so viel lacht?"
„Gelt, der lacht zuviel. Immer lacht er, und er langt nach mir. Weil Erdmute den Erwin heiratet, denkt er, ich müßte ihn nehmen."
„Und du willst nicht?"
„Nein, er lacht mir zuviel."
„Das kann er sich abgewöhnen, wenn er nur sonst ein tüchtiger Kerl ist."
„Das ist er schon, aber ich heirate ihn doch nicht."
„Wen heiratest du denn?"
„Aber Florian, so eine dumme Frage! Wie kann ich das wissen."
Da waren sie wieder am Hofe, und Florian wußte gar nicht, daß er, was er heute getan, noch vor zwei Tagen für vollkommen unmöglich gehalten, daß es ihm ein Frevel geschienen hätte. Und Susanne sollte den Bruno heiraten, aber sie wollte nicht. Was war sie für ein Mädchen! Ähnlich wie die Selma Weißflog war sie, aber hübscher und flinker, und er hatte einmal, da er noch ein ganz junger Kerl war, die Selma Weißflog geküßt, aber dann hatte die den Paul Heumann geheiratet, es hatte wahrhaftig kein bißchen weh getan, und er war immer daheim geblieben, hatte das Jungsein eigent-

lich gar nicht gekannt. Er dachte an daheim und — sah keine lodernde Flamme vor sich und keine offenen Gräber. Erdmute tadelte die zwei, daß sie so bloß in die Kälte gelaufen seien. Susanne wandte sich an Florian:
„Ist es kalt?"
„Nein, gar nicht. Wie im Sommer."
Da lachte sie, ließ sich neben dem Vater nieder und fragte ihn, wie es denn morgen mit einem Christbaum sei.
„Erdmute will keinen haben. Sie ist das letztemal Weihnachten im Hause. Da wollen wir ihr nachgeben."
„Es ist häßlich, Erdmute", drang Susanne auf die Schwester ein, „daß du mir die Freude verderben willst."
„Weihnachtsbäume sind nur für die Kinder", sagte die ältere drauf.
Und Susanne: „Florian, habt ihr einen Baum gehabt?"
„Ja, immer. Es ist doch nicht Weihnachten ohne einen Christbaum."
Zorge aber stand Erdmute bei. „Der Baum allein macht es nicht. — Laßt es gut sein. Übers Jahr brennt er, Susanne."
Auch am heutigen Abend plauderten Zorge und Florian noch ein Weilchen. Florian fühlte es nicht, wie Zorge Saite um Saite in ihm zum Tönen brachte, um zu hören, wie sie klangen. Sie klangen alle rein und waren gut aufeinander eingestimmt. Ein guter, gerader Mensch, gesund innen und außen, aber weltfremd und zum Grübeln veranlagt.
Der alte Einsiedler aus dem Dreisatale fand in dem Jungen viel, das seinem eigenen Wesen verwandt war. Er fühlte, wie allerlei in ihm lebendig wurde, wie auf einmal Altes, das er an seinen eigenen Kindern zugedeckt, die Augen auftat und ihn ansah und — lebte sich in einen starken Frühling hinein. Nicht von heute zu morgen, aber nach Tagen war der Frühling da, nach Wochen der Sommer. Er spürte es vorerst noch einmal bitter, wie die Glaubenslehre noch immer auf Stelzen durch die Schulen ging, sah, daß die Stelzen zerbrechen mußten und unter einem ehrlichen Men-

schen zerbrochen waren, sah ihn die Hände ausstrecken, um zu erraffen, was des Festhaltens wert war, und dachte, es geht ihm grade so wie mir, als Oberlehrer Mann meine Gedächtniskommode zusammenhieb. Da kam Doktor Ranke und half mir. Heute langt einer nach mir, und ich verdiente nicht, ein Mensch zu heißen, wenn ich ihm nicht helfen wollte, aber es soll langsam gehen. Bleibt er, kommt es mit der Zeit in Ordnung, geht er, muß er sich selber helfen, aber ich kann ihm doch allerlei mitgeben. Er hat gesundes Holz in sich und kommt wieder auf seine zwei Beine. Das sehe ich schon jetzt.

•

Am Weihnachtsabende kamen die Trögesöhne wieder. Es war ein lichtloser Abend, und er wäre tot gewesen, hätte nicht Zorge die Jungen an den Händen genommen. Erdmute und ihr Bräutigam sprachen wenig, Bruno machte kein Hehl daraus, daß ihm Florian im Wege war, und Susanne brachte anfangs nichts von ihrer natürlichen Heiterkeit auf.
Florian Günther mußte des öfteren unter den Sternenhimmel gehn. Vor einem Jahre, vor einem Jahre! Ist's zu denken, daß, was zwanzig Jahre und länger gedauert hat, auf einen Hieb zusammenbricht?
Einmal war Susanne neben ihn getreten, hatte seine Hand genommen und gesagt: „Heute wird es dir wieder schwer. Das kann ich verstehen, aber denke einmal, daß ich meine Mutter überhaupt nicht gekannt habe. — Komm und laß den Kopf nicht gar zu sehr hängen."
Da hatte Florian erwidert, daß er bei ihnen leichter über sein Elend hinauskomme, aber er könne ihnen doch nicht zu lange auf dem Halse liegen.
„Du arbeitest doch", war Susannes Antwort gewesen.
Nun saßen sie wieder am Tische, die Pfeifen qualmten, Zorge selber war es, der ein Weihnachtslied anstimmte.
Der Christabend ging unter Scherz und Ernst dahin wie ein anderer. Erdmute hatte von ihrem Gebäck gebracht, es war

gelobt worden, und sie hatten es sich schmecken lassen. Zorge ging in den Keller und brachte eine Flasche Wein. Susanne neckte ihn. „Vater, bist du wieder jung geworden? Wir haben doch nie Wein auf dem Tische gehabt."
„Wenn man ihn nur im Keller hat, auf dem Tische ist er schnell", war die Antwort gewesen. Seine Kinder hatten wahrhaftig nie gewußt, daß der Vater Wein im Hause habe.
„Seit wann hast du den?" fragte Erdmute.
„Aus der Zeit, da ich noch ein heimlicher Säufer war", antwortete er lächelnd.
Erwin lud Florian Günther ein, morgen mit auf den Hof zu kommen. Bruno aber fragte ihn, wann er denn wieder ginge.
„Ich weiß es nicht", antwortete Florian. „Es eilt mir nicht."
Als die Brüder der Dreisabrücke nahe waren, sauste Susanne auf dem Schlitten hinter ihnen drein. Auf einmal war sie ihnen nahe und rief übermütig: „Außi!" Bruno lief hinter ihr drein und wollte sie, als sie vom Schlitten sprang, um den Leib fassen, aber sie warf ihm eine Handvoll Schnee in das Gesicht und sprang zurück.
Im Hinansteigen nach dem Vaterhause sagte Erwin: „Der Fremde sieht heute schon ganz anders aus."
„Ja", sagte Bruno drauf, „aber ich dächte, er wäre nun lange genug dagewesen."
Da lachte Erwin.
Susanne trat lachend wieder in die Stube und erzählte, daß sie Bruno eine Handvoll Schnee in das Gesicht geworfen habe.
„Hat er dir's nicht heimgezahlt?" fragte der Vater.
„Dazu ist er viel zu langsam, und wenn er gekommen wäre, dann hätte ich ihm den Schlitten vor die Füße geworfen. Da wäre er gestolpert."
Florian Günther lag lange wach, und in dem Rückwärtssinnen kam immer wieder der Gedanke an Susanne. Und der Gedanke hatte Liebes und Leides. Er freute sich ihrer kindhaften Art und dachte, daß schon in den nächsten Tagen wieder alles anders und aus sei.

Es war am ersten Feiertage gegen den halben Vormittag hin. Florian und der Bauer standen am Fenster und sahen den Hang hinab zur Dreisa. Der ganze Hang glitzerte und lebte. Scharfe Schneekristalle standen aufrecht, und man sah ihre wunderfein gefransten Ränder. Auf dem Hofe lärmten die Spatzen und die Goldammern in dem aufgesteckten Getreidebüschel. Der Wald lag weißgeschuppt zur Rechten, und am Eingange reckten sich zwei mächtige Fichten wie gepanzerte Hüter. Hehre, weihnachtliche Stille lag über dem winterlichen Lande. Aus dem Schornstein des Trögehofes stieg der Rauch in einer geraden Säule in die Höhe.
Erdmute stand, zum Gange nach dem Trögehofe gerüstet, im schwarzen Kleide am Tische. Die flinke Susanne war diesmal noch nicht fertig. Man wartete auf sie.
Da traten aus der Waldpforte etliche Männer. Sie gingen in hohen Schaftstiefeln und hatten grobe, dunkle Joppen auf dem Leibe. Hinter ihnen kamen etliche Weiber, gleich dunkel gekleidet und gleich gestiefelt.
Florian fragte, was das für Leute seien.
„Es sind Köhler", sagte Zorge. „Sie gehn in die Kirche."
Da wurde es Florian warm unter der Weste. „Zur Kirche gehn sie? Bauer, es ist das erstemal, so lange ich denken kann, daß ich keine Weihnachtsglocke hörte. Ich möchte mit ihnen gehn."
„Warum denn nicht? Der alte Pfarrer predigt ein schlichtes Wort. Man kann es sich wohl anhören. Geh ruhig mit den Waldleuten. Der Weißbart dort ist der Köhler Landfried."
Indem war Susanne hinter sie getreten und hatte die letzten Worte vernommen.
„Vater", sagte sie, „ich gehe mit in die Kirche."
„Dann ziehe Stiefeln an, du auch, Florian."
Da war Susanne flink davon, brachte Florian des Vaters lange Stiefel, er fuhr hinein, sie waren ein wenig eng, aber es ging zur Not. Susanne selber war wieder hinausgeeilt und

stand gleich darauf wieder da in ein Paar handfesten Schaftstiefeln, die ihr gehörten, und die sie an Regentagen trug. Zorge hatte vom Fenster aus die Köhler angerufen. Die warteten an der Dreisabrücke. Florian und Susanne schlossen sich ihnen an, empfingen freundlichen Gruß und gingen als die letzten im Zuge. Der Weg war weniger beschwerlich, als sie gefürchtet hatten, weil der Schnee trug. Die Köhler waren wortkarge Leute, und es wurde unterwegs nicht viel gesprochen.

Die Kirche war klein; an den Emporen und an den Decken waren lauter dunkel gewordene Bilder aus der heiligen Geschichte. Wenn Florian geradeaus sah, dann sah er Jakob an der Erde liegen, vor sich die Himmelsleiter, auf der die Engel hinauf und herab stiegen, zur Rechten sah er den zwölfjährigen Jesus im Tempel, zur Linken die Samariterin am Jakobsbrunnen und über ihm stieg Jesus aus dem Grabe und schwang eine Lanze, an der eine kleine Fahne hing.

Der Pfarrer predigte über die Stelle aus dem Johannisevangelium: „Das Wort ward Fleisch, und wir sahen seine Herrlichkeit.“ Jesus sei das Wort, es sei in ihm Mensch geworden. — Damit stellte er den Gottmenschen als Freund und Bruder unter seine Gemeinde, den jeder ohne Scheu an der Hand nehmen durfte. Er dürfe sich seiner freuen, sich seiner getrösten, aber er müsse auch an ihm wachsen und danach streben zu werden, wie er war, ohne Haß, ohne Einbildung, niemals ungerecht, immer zum Helfen bereit, Tag und Nacht.

So redete der Pfarrer, kannte seine Gemeinde, stand mitten unter ihr, redete in dem lichten Freuen mit keinem einzigen Worte von Sünde und Höllenstrafe und tat einem, dem die Stelzen unter den Beinen zerbrochen waren, unendlich wohl.

Florian Günther ließ die schlichte Rede ganz tief in sich hinein gehn und begann, in dem großen Trümmerhaufen, der um ihn war, aufzuräumen. Es war eine mühselige Arbeit, und er kam vorerst nicht über den Anfang hinaus.

Er sang die Lieder mit heller Stimme mit, und Susanne, die neben ihm saß, schaute von unten her zu ihm auf.
Die Köhler gingen nach dem Gottesdienste auf eine Stunde in das Wirtshaus, und Florian und Susanne schlossen sich ihnen an. Die Leute aus dem Dreisatale nahmen eine ganze Stubenecke für sich ein, rieben sich die Hände: „Hei, was ist es für ein schöner Frosttag", riefen um Grog und redeten von dem langen Heimwege.
Einer von ihnen wandte sich an Florian Günther um Woher und Wohin. Es lag keine Neugierde in der Frage. Sie kollerte als etwas ganz Natürliches auf den Tisch.
Florian mochte vor den kernigen Männern nicht unwahr sein und erzählte kurz, was ihm begegnet war.
„Das glaube ich", sagte ein anderer drauf, „daß man da den Verstand halb verlieren kann. Donnerwetter, in drei Tagen! Es ist doch nicht zu glauben. Nun arbeitest du auf dem Hofe?"
„Ich weiß noch nicht, wie es wird. Einmal muß ich bestimmt noch heim."
„Natürlich. Du mußt doch die Sache in Ordnung bringen."
„Aber vielleicht komme ich wieder."
„Der Vater und Erdmute sind auf den Trögehof gegangen?" wandte sich der alte Landfried an Susanne. „Sie bringen es da wohl in Richtigkeit?"
„Ja, heute halten Erwin und Erdmute den Verspruch", erklärte Susanne.
„Warst du denn nicht auch mit eingeladen?" wollte der Alte von Florian wissen.
„Ja", gab der zurück.
„Und du bist in die Kirche gegangen?"
„Es wäre das erste Weihnachtsfest, an dem ich nicht in der Kirche war."
„Das gefällt mir. Und du, Susanne?"
Da fiel ein anderer ein: „Nun es mit dem Erwin und der Erdmute richtig ist, nun kommt doch ihr dran, du und der Kleine von den Tröges?"

Susanne aber brauste auf: „Das denkt nun jeder. Warum soll ich denn durchaus den Bruno heiraten?"
„Von mir aus heirate den Stiefelknecht", lachte der Sprecher.
„Dann rede nicht so daher! — Alle tun, als ob das sein müßte, daß ich den Bruno heirate, einfach darum, weil auf dem Trögehofe zwei Jungen, bei uns zwei Mädel sind."
„Wie das loslegt!"
„Warum mußt du mich denn ärgern? Ich will den Bruno nicht. Nein, ich tu das nicht."
„Ich hab' dir's ja gesagt, von mir aus den Stiefelknecht. Und wenn sie dir ja das Fangeisen über die Finger schieben wollen, ich meine die Alten, dann reiß aus und komm zu uns. Du auch, Fremder."
„Sindermann", sagte Landfried langsam, „was hat denn das mit dem Fremden zu tun?"
„Was weiß ich, aber kann man es denn voraussehn? Es ist manchmal schon zuviel, daß einer überhaupt da ist."
Sie plauderten noch eine Weile, ganz in ihrer schlichten Art, schürften nicht, ließen sich an dem genügen, das ihnen über den Weg lief und rüsteten dann zur Heimkehr. Auch auf dem Heimwege waren Florian und Susanne die letzten. Die Sonne neigte sich dem Himmelsrande zu, in der kalten Luft war jeder Hauch wie ein feiner, auseinanderflutender Strom. Der Nebel von vorgestern hatte sich ins Gezweige der Bäume gehängt und bildete auf jedem Zweige und Aste eine glitzernde Borte von solcher Feinheit und Leuchtkraft, daß kein Königsmantel mit einer armseligen Erle wetteifern konnte. Die Dreisa lag gefesselt und wehrte sich da, wo sie einen Finger rühren konnte, mit Gurgeln und Schäumen. Ein Habicht schwamm in der Winterluft, und sein hungriger Schrei war wie eine Kinderstimme. Der Wald trat da und dort, bald rechts, bald links, zurück und schloß sich dann wieder zu finsteren Hallen zusammen. Wo er an den Lehnen hinaufkletterte, da standen Schonungen, Baum an

Baum, so dicht, daß einer dem andern die Hand auf den ausgestreckten Arm legte. Schnee war wie weiße Schuppen ins dunkle, fast schwarze Grün gestreut.
Susanne plauderte von dem Gottesdienst und vom Wege, von Singen und von Weihnachten, dann von den ungezählten, wunderschönen Wintertagen, an denen der Vater ihr Lehrer gewesen war. Ihrer aller, auch der Trögesöhne, aber Bruno sei selten gekommen, und Erwin sei das Lernen schwer geworden. Die Tage seien so wunderschön gewesen, daß man es gar nicht sagen könne. Es sei richtig gewesen, als käme Jesus hundertmal aus dem Walde herüber, sage ihnen einen guten Tag und nicke ihnen freundlich zu. Er habe dann eine gewisse Ähnlichkeit gehabt mit dem guten alten Landfried. Und wenn sie gehört hätten, wieviel Gutes er getan, dann habe Susanne immer nur bedauert, daß nicht ihr zuliebe ein paar Elende ins Tal kämen, damit sie ihnen irgendein Liebes tun könne. Überhaupt der Vater! Wenn keines etwas sähe, das Freude mache, der Vater sähe es.
So plauderte sie jetzt und war dann wieder eine Weile still.
Aus dem Stillesein griff es Susanne unvermittelt herauf: „Kannst du es mir nicht sagen, wie deine Mutter gewesen ist?"
„Nein, das kann ich nicht. Sie war groß und hatte braune Augen, war immer auf dem Platze und klug war sie, aber das andere kann man nicht sagen." Florian sagte aber doch weit mehr, als er meinte sagen zu können, malte ein behagliches, enges Familienleben, in dem die Mutter alles in der Hand gehabt, für den Vater und ihn gesorgt, alles bedacht. Das war Susanne wie eine Offenbarung, und es war wie ein gutes, zuversichtliches Licht, dessen Wärme und Schein dem verwaisten Herzen wohltaten.
Der Abend kam unmerklich, hüllte die zwei ein, und sie wurden es kaum gewahr, daß sich im Gehen ihre Hände oft berührten und ein Weilchen ineinander ruhten.
So kamen sie an die Dreisabrücke.

Da trat der Köhler Sindermann noch einmal an sie heran. Die Köhler hatten unterwegs von den zweien gesprochen, Sindermann in ahnendem Erfassen eines möglichen Zwiespaltes zwischen dem Neuen und Bruno Tröge. Da hatte Landfried zu ihm gesagt: „Sindermann, du hast vorhin ins Blaue hineingeredet, aber es ist möglich, daß du doch das Rechte getroffen hast. Sage es dem Fremden ruhig noch einmal, damit er sieht, daß du es ernst meinst."
Da wartete Sindermann auf sie und wiederholte ernst, was er drunten gesagt.
Die Köhler riefen von weitem ihr gute Nacht und gingen dem Walde zu.
Auf dem Trögehofe zündete Gottfried Tröge die Lampe an. Im Sternenschein, vor dem die dünne Mondsichel kaum aufkam, wanderten Florian und Susanne dem Lampenlichte entgegen.

3.

Hannelore Tröge hatte am Morgen des ersten Feiertages den Tisch gerüstet. Das weiße Tuch und die goldgeränderten Tassen, die sie aus der Lade genommen, gaben der Stube festlichen Glanz.
Sie plauderte lebhaft und heiter, und es fiel ihr nicht auf, daß die anderen schweigsam waren.
Bruno und Erwin gingen in ihrer Verlegenheit hinaus.
Als die Alten allein waren, nahm Gottfried Tröge sein Weib an der Hand.
„Mutter", sagte er, „nun mußt du es wissen."
Da erlosch das Licht in Hannelores Augen, und ihr Gesicht ward grau. Sie fragte nicht, sie starrte ihren Mann nur ungläubig an.
„Es ist nicht wahr", stöhnte sie. „Erwin hat es mir gesagt."
„Nichts hat er dir gesagt, Mutter."
„Nichts? Er hat doch gesehn, daß ich ..."

„Ja, das hat er gesehn, daß du dachtest, er würde am Ende doch eine andere nehmen. Er ist still dazu gewesen, weil er dir's nicht schwer machen wollte, und weil ich's ihm geheißen hatte. Ich bitte dich, Mutter, sei vernünftig. Laß das dumme Geschwätz. — — Sie kommen heute zum Verspruch."
Da legte Hannelore Tröge ganz langsam und still die Hände ineinander. Kalte, harte Knochenfinger, ihr Gesicht war wie Stein, und ihre Lippen waren farblos. „Ihr habt mich belogen! Ich hätte mir's denken können." Nach einer Weile ging sie schwankend in ihre Kammer und verriegelte die Tür hinter sich.
Die Brüder traten wieder in die Stube, und der Vater sagte ihnen, daß die Mutter nun die Wahrheit wisse. Bruno ging hinaus, und der Vater setzte sich an den Tisch zu seinem Ältesten, legte die Arme auf die Platte und begann mit ihm zu reden, wie er es nie getan. Zum ersten Male nahm er seinen Jungen als Mann, der neben dem Herrenwillen des Vaters den seinen geltend machen darf.
„Es ist darüber, wie es auf dem Hofe werden soll, wenn Erdmute dein Weib ist, eigentlich nichts zu reden", begann er, „alles bleibt, wie es war. Sie bringt nichts von drüben, und Bruno nimmt nichts hinüber, wenn er einmal drüben einzieht. So ändert sich nichts. Ich mag dir den Hof noch nicht in die Hände geben, weil ich noch zu stark im Safte stehe, aber ich sähe es doch gern, wenn du dich so sachte als der künftige Herr fühltest."
Erwin sah den Vater mit einem ernsten, offenen Blick an. „Du verlangst da etwas, das sich schwer wird machen lassen. Der Herr bist du und bleibst du und hast nie eine andre Meinung als deine gelten lassen. Wie soll ich das nun auf einmal machen, wenn ich mich als der spätere Herr fühlen soll? Soll ich dir Widerpart halten, wenn du etwas sagst? Das wäre doch lächerlich; denn du tust doch nichts Unvernünftiges und verlangst nichts Unbilliges. Hast du etwas

im Auge, das du mir klar sagen kannst, dann sag's. Vielleicht verstehn wir uns dann und einigen uns."
Tröge wurde ärgerlich. „Man muß dir doch, weiß Gott, alles sagen. Rein nichts kommt aus dir selber", zürnte er.
Und Erwin mit derselben Ruhe wie zuvor: „Vater, nimmt dich das wunder? Hast du es denn anders haben wollen?"
Da wurde der Alte verlegen, und weil ihm das vor einem seiner Angehörigen etwas nie Erhörtes war, löste die Verlegenheit einen polternden Zorn aus. „Was bist du für ein Mensch!" brauste er auf. „Es gibt doch wahrlich genug, das man sich nicht kommandieren lassen kann und braucht."
„O ja, das gibt's schon."
„Du aber hast in allem bloß gemacht, was andre verlangten."
„Andre nicht, du, Vater, und das ist doch mit mir groß geworden."
„Sogar die Frau habe ich dir aussuchen müssen."
„Das mußtest du nicht, aber du tatest es."
„Hättest du von dir aus eine andre genommen?"
„Vielleicht, vielleicht auch nicht."
„Das ist keine Rede! Vielleicht — vielleicht. Entweder — oder. Ja oder nein."

Erwin Tröge neigte sich ein wenig vor und ließ seine Augen tief in die des Vaters gehn, so tief, daß der unruhig wurde. „Vater, ich weiß, was du willst. Auch was du nicht sagen kannst, das verstehe ich. — Du wolltest, daß ich Erdmute Zorge zum Weibe nehme, weil es nicht besser passen kann, als es paßt. Hier zwei Männer, drüben zwei Weiber. Hinüber und herüber, und alles bleibt, wie es ist. Das ist alles gut und schön, aber es wäre doch nicht so gegangen, wie es gegangen ist, wenn ich Erdmute nicht hätte leiden können." Er atmete drei-, viermal ruhig und tief, erhob seine Stimme ein klein wenig und endete: „Bruno hält mich für einen Menschen, der schläft, vielleicht tust du's auch. Ich bin aber wach, wacher als ihr meint, und ich bin's schon

lange. Wenn einmal die Zeit dazu ist, und ich's brauche, dann wird alles in mir da sein, was nötig ist. Ich bin ein Bauer und will nicht mehr sein. Das aber bin ich richtig."
Erwin Tröge hatte in seinem Leben nie so lange und nie so männlich gesprochen. Der Vater sah ihn unsicher an, aber es wurde doch eine warme Freude in ihm lebendig.
„Junge", sagte er, „das freut mich, wie du redest."
Heute lernte er seinen Ältesten kennen, und der, an den er nicht anders als an seinen Jungen gedacht, der war ein fertiger, fester Mann. Jetzt gab der Bauer, ohne es selber zu wissen, ein Stück seines Herrentums dran. Er fragte den Sohn zum ersten Male um seine Meinung.
„Was sagst du zu Bruno? Bei dir ist alles glatt. Wie aber wird's bei dem gehn?"
„Von ihm aus mehr als glatt. Da geht's, wie wenn wir als Jungen auf dem Schlitten den Hang hinabfuhren. Von Susanne aus aber wird's nicht glatt gehn. Ich weiß nicht, ob Zorge ein Machtwort reden wird, aber wie ich ihn kenne, wird er's nicht tun. Und täte er's, dann ist's mir denkbar, daß Susanne auch dann dabei bleibt: Ich mag nicht. Wenn ich noch eins sagen soll, so meine ich, Bruno täte gut, im Frühjahr für eine Weile fortzugehn. — Geht der Fremde und geht er bald, dann ist's am Ende nicht nötig. Geht er nicht, ist's besser."
Bauer Tröge vermochte nicht, sich rasch in das ihm völlig Neue hineinzudenken. Er fühlte es, daß die Wahrheit vor ihn hingelegt wurde, aber er rechnete auf Zorge, und daß Susanne dem Vater Widerstand entgegensetzen sollte, das war ihm zu ungeheuerlich nach der Art, wie er gewohnt war, das Herrentum zu üben. So war er über die Maßen verwundert und fragte seinen Sohn, woher er denn das alles habe.
„Es hat's mir niemand gesagt", antwortete Erwin, „aber ich weiß es, und es ist richtig. An dem, wie ich zu Erdmute stehe, ändert sich natürlich nichts, ob Susanne den Bruno nimmt oder nicht."

Bruno kam herein und warf sich in einen Stuhl. „Die Mutter heult wieder einmal in ihrer Kammer."
Da hob der Vater die Faust in jähem Zorne. „Halt das Maul! Unflat du! Ist das eine Art? Willst du denn in Ewigkeit nicht vernünftig werden? Alt genug bist du doch nachgerade. Da, sieh den Erwin an! Der ist ein Kerl, wie er sein muß. Du lachst über ihn. Du lachst über alle. Das ist deine ganze Kunst. Mehr aber kannst du nicht. Lachen, weiter nichts."
Bruno Tröge sah überrascht vom Vater zum Bruder und hin und wider.
Der Vater ging hinaus. Da wandte sich Bruno an den Bruder. Der schien derselbe zu sein, der er immer gewesen war.
„Was ist denn bloß mit dem Alten los? Fängt's jetzt bei dem auch im Kopfe an? Dich lobt er, auf mich fährt er los. Mir scheint, er will mich aus dem Hause haben. Den Gefallen kann ich ihm tun. — Heute rede ich mit Susanne. Ich bin doch kein Kind mehr. Es fehlt bloß noch, daß er den Stock holt. So was! Heute muß Susanne dran. Und wenn der Teufel drin sitzt, heute muß ich wissen, woran ich bin."
Bruno Tröge lief aufgeregt durch das Haus. Heute muß es klar werden. Ich muß das Mädel haben.
Er ging hinaus, lehnte am Hoftore und kehrte in das Haus zurück, ging in die Kammer und warf den Sonntagsanzug auf den Leib, stand vor dem Spiegel und forschte im eigenen Gesicht. Was sollte denn dem Mädel daran zuwider sein? Etwa, daß sich die Augenbrauen über der Nase trafen und dem Gesicht einen finsteren Ausdruck gaben? Einer so, der andre so. Er verweilte lange in der nüchternen Kammer, die er mit dem Bruder teilte.
In der Zeit kamen die Zorges von der jenseitigen Höhe herüber. Da stand Hannelore Tröge am Hoftore, wo zuvor ihr Sohn gestanden hatte. Sie hatte ein dunkles Kleid angelegt, und ihr Gesicht war grau und hart. Weil sie die Sonne blendete, hielt sie die Hand über die Augen. Die Zorges kamen. Vier waren es, und eines ging hinter dem andern. Als letz-

ter schritt ein hochgewachsener Mann. An der Dreisabrücke begegneten sie den Köhlern, sprachen mit ihnen, und der Neue und Susanne gingen mit den Waldleuten. Erdmute und ihr Vater kamen den Hang herauf.
Hannelores Blicke waren scharf wie Speerspitzen. Eine zitternde Seele flog auf ihnen den Herankommenden entgegen. Kein Muskel an Hannelore Tröge bebte. Ein finsteres Wollen versuchte, mit dem Aufgebot der höchsten Kräfte, ausstrahlend auf Menschen zu wirken, die eigene Seele in die Seelen der anderen hinein zu zwingen. Düster, wie eine Gestalt aus lebendig gewordener Sage, trat sie auf Zorge zu, faßte sein Handgelenk mit der Rechten, das Erdmutes mit der Linken, ihre irren Blicke sengten in die Augen der zwei. Heiser, stoßweise keuchte sie unter Schmerzen: „Kehrt um! Seht ihr nicht, wie das Unheil vor euch hockt? Da liegt es. Dort auf der Hofschwelle liegt es. Es hat sich niedergekauert, weil es nicht weiß, was es tun soll. Kehrt um! Geht ihr hinein, so fliegt es euch voraus, und setzt ihr euch an den Tisch, so sitzt es schon da." Sie warf das Haupt in den Nacken. „Hört ihr es lachen? Kehrt um, kehrt um!"
Da legte ihr Zorge die freie Linke auf die Schulter: „Hannelore, komm zu dir. Ich soll einen Gruß von Susanne bestellen. Auf den Abend kommt sie nach. Sie sehnt sich danach, daß du ihr wieder einmal ein Märchen erzählst. Das vom tapferen Schneider. Das ist ihr das liebste."
Hannelore Tröge lachte gellend auf, ließ die Hände der zwei los, sah Zorge mit einem verächtlichen Blicke an, wandte sich zornig an Erdmute und sagte hart: „Kommt, ich gehe euch voraus." Sie schritt voraus, und unter dem Hoftore sprach sie bitter und in grimmigem Hohne: „Wenn man so gerne gesehn ist wie ihr zwei, dann braucht man nicht zu sagen: Glück zu! Ihr bringt's mit."
Sie wandte sich im Hausflur nach links, Bauer Tröge tat die Stubentür zur Rechten weit auf, stand auf der Schwelle und streckte den beiden die Hand entgegen.

„Willkommen!“

Zorge legte bedachtsam Hut und Halstuch ab und fragte im Hantieren: „Geht es denn Hannelore wieder schlechter?“

„Ja“, antwortete Tröge, „es ist ein Elend mit ihr, und du kannst es wahrhaftig glauben, daß man manchmal grob werden möchte.“

„Das mußt du nicht“, sagte Zorge. „Sie ist krank, aber ich denke, wenn sie sich erst damit abgefunden hat, Erwin und Erdmute verheiratet sind, dann wird es schon werden.“

Die Begegnung mit der Bäuerin hatte keines der beiden erschüttert. Bauer Zorge dachte: Sie ist irre und weiß nicht, was sie redet. Erdmute aber glich in ihrem Gemüte einem gefrorenen Wasser, und was darauf an Bewegungen niederprasselte, das wirkte wie Steinchen, die kollernd und gleitend über das Eis schießen, ohne es zu durchschlagen.

Erwin Tröge kam aus dem Stalle, die Hemdsärmel hochgeschlagen, mit feuchten Händen. „Tag. Ihr kommt früher, als ich gedacht habe. Willkommen. Da setzt euch. Wo ist Susanne?“

„Sie ist mit Florian in die Kirche gegangen“, antwortete Erdmute, legte die Falten ihres guten Rockes glatt und setzte sich steif und grade an den Tisch.

Bruno Tröge trat mit lachendem Gesicht über die Schwelle, stutzte, fragte hastig nach Susanne und ließ seine Augen suchend durch das Zimmer gehn.

„Eben haben wir von ihr geredet“, sagte Zorge, „sie ist mit Florian und den Köhlern in die Kirche gegangen.“

Da stieß Bruno einen Stuhl hart auf die Diele. Zorge sah ihn lächelnd an, und der junge Mensch ward verlegen.

Er trat einen Schritt näher, unsicher und völlig fremd dem gegenüber, was er eben vernommen. Er setzte an zu sprechen, aber es schien ihm töricht, was er zu sagen im Begriff war, bis er nach einer Weile polternd losbrach: „Wie kannst du sie mit dem Fremden zusammengehn lassen? Wo man den Menschen gar nicht kennt!“

Zorge lächelte und antwortete ihm nicht. Er wandte sich dem Hausherrn zu. „Reichlich viel Schnee, Nachbar. So viel haben wir selten. Unser Hund muß einen Fuchs aufgespürt haben. Er belferte letzte Nacht wie toll. Ich muß mich aber sachte nach einem andern umsehen; Wolf wird alt."

Bauer Tröge nickte. Sein Gesicht war trocken wie alle Tage, und er verriet durch kein Zucken auch nur eines Fingers, ob er eine Gefahr für seine Pläne wittere oder nicht.

Bruno hatte die Stube wieder verlassen und war zurück in seine Kammer gegangen. Hier traf er den Bruder, der den Festtagsstaat aus dem Schranke nahm.

Bruno trat hart vor ihn hin: „Sie ist mit dem Florian in die Kirche. Weißt du, wo das hinaus will?"

„Nirgends will das hinaus. Du bist eifersüchtig auf den Fremden."

„Eifersüchtig? Ist's nicht zum Verrücktwerden?"

Erwin Tröge lachte kurz auf. „Stemm dich und sei ein Kerl."

„Halt das Maul", grollte der Bruder. „Ich wäre kein Kerl? Mit dir nehme ich's noch alle Tage auf. — Was bist denn du? Du bist ein Stück Holz im Januar, wenn das Mark in den Bäumen gefriert. In mir aber brennt es. Es brennt, sage ich dir, und sie sollen sich in acht nehmen. Alle sollt ihr euch hüten vor mir."

„Lapp du", sagte Erwin überlegen. Er zog sich an, fragte den Bruder, ob er wieder mit in die Stube ginge, und als der es verneinte, da ging er gemächlich zur Tür hinaus.

Bruno Tröge saß auf dem Bettrande, stützte die Ellenbogen auf die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen. Ein wildes Wühlen peinigte ihn. Er riß die Hände von den Wangen, ballte sie zu Fäusten und schüttelte sie, tat die Finger auseinander und legte mit einem tiefen „Ah" die flachen Hände auf die Knie. Ihm schien, er habe den Fremden erwürgt und stünde nun vor dem bleichen, stillen Manne

mit den blauen Malen am Halse. So saß er eine Stunde und länger.
Zwischen Bauer Tröge und den Nachbarsleuten war die Rede hin und her gegangen. Lauter Alltag. Von den Stieren und Pferden, den Getreidepreisen und den Schweineställen.
Als Erwin Tröge zurückgekehrt war, nahm Zorge das Wort und redete mit ernstem Gesicht und in ruhiger Klarheit.
„Wir wollen nun die zwei zusammengeben, den Erwin und die Erdmute?"
„Ja", bestätigte Tröge, „und ich habe mir gedacht: Glatt hinüber und herüber."
„Wie meinst du das?"
„Sie nimmt nichts mit von dir und bringt es zu uns, und wenn der Bruno die Susanne freit, so bringt auch der nichts mit. Gleich auf gleich."
„Hm. Das wäre nicht uneben, aber es geht doch nicht. Was von der Mutter her auf Erdmute kommt, das steht bereits auf ihrem Namen und ..."
„Und?" wiederholte Tröge knapp.
Da lehnte sich Zorge in den Stuhl zurück. „Es ist mir recht, wenn auch aus Bruno und Susanne ein Paar wird. Da sie es aber noch nicht sind, so darf man es auch noch nicht dafür ansehn. Wie gesagt, es ist mir recht, aber ich sage da nichts dazu. So was muß von selber kommen."
Bauer Tröge starrte den Nachbar einen Augenblick betroffen an. „Ich verstehe das nicht. Sie ist doch dein Mädel."
„Das ist sie, aber sie ist auch ein Mensch, der seinen eignen Willen hat."
Tröge sah unsicher auf seinen Ältesten. Der blickte dem Vater in die Augen, und sie verstanden sich. Was jetzt gesagt worden war, das schloß sich dem an, was sie selber vor etlichen Stunden geredet hatten.
Jäh dem Empfinden Ausdruck gebend, fragte Tröge seinen Sohn laut: „Nimmst du Erdmute aus freiem Willen oder weil ich's haben wollte?"

„Aus freiem Willen, Vater."
Zorge lächelte ein klein wenig. „So habe ich ihn schon gefragt und Erdmute auch. Zwischen den zweien ist es in Ordnung. Wir können weiter reden."
Sie setzten sich nun auseinander wie kluge Haushalter, die nüchtern eine Sache abhandeln, und sie wurden einig, ohne daß ein Rest von Unklarheit geblieben wäre. Zorge reichte dem Nachbar über den Tisch hinüber die Hand und hielt sie mit festem Drucke. „Es ist abgemacht. Sie wissen, woran sie sind, und wir wissen es auch." Dann streckte er der Tochter und dem Schwiegersohne die Hand entgegen: „Glück zu, ihr zwei."
„Ich danke dir, Vater", gab Erwin Tröge zurück. Er hatte ein gutes, offenes Gesicht dabei und schien für einen Augenblick ein völlig Neuer, so daß Zorge überrascht aufsah.
Tröge aber saß mit leise bebenden Lippen am Tische. Er mußte sich langsam zurechtfinden in Ungewohntem. Es war eine gewisse Feierlichkeit in die Handlung gekommen. Zorge zerschlug den Ernst der Stunde nicht, aber er war fertig in sich. Seine Worte gingen wieder auf leichteren Sohlen.
Sie aßen und tranken, Erwin und Erdmute beredeten dies und das untereinander mit der Ruhe leidenschaftsloser Menschen, die vom Leben nicht mehr begehren als ein rüstiges Schaffen.
Da trat Bruno ein. Er ließ sich an der Schmalseite des Tisches nieder. Ihm gegenüber saß das Brautpaar, rechts von ihm der Vater, links der Nachbar. Der Zinnkrug mit dem selber gebrauten Biere kreiste. Bauer Tröge stand ab und zu auf, um nach seiner Frau zu sehn. Er klopfte aber mehrfach vergeblich. Sie antwortete ihm nicht. Eben war er wieder hinausgegangen. Da stand die Kammertür offen. Hannelore Tröge steckte sich die Haare noch einmal auf. Der Bauer sprach leise und eindringlich mit ihr. „Hannelore, so kann das doch nicht weitergehn. Was soll das werden? Kommst du nun?"

„Ja, ich komme."
„Es ist nichts, wenn die Mutter nicht dabei ist. Lebte Erdmutes Mutter noch, so wäre sie auch da."
„Vielleicht auch nicht und mit ihr auch Erdmute nicht."
Tröge nahm seines Weibes Hände in die seinen. „Wir haben unrecht getan, daß wir dich belogen, aber es mußte doch sein. Es war doch ein Mensch, Hannelore, der das Wort sagte, mit dem du nicht fertig wirst. Ein Mensch! Wie kann man das so schwer nehmen?"
„Rede nicht weiter darüber. Ich muß das mit mir selber ausmachen, und keiner kann mir helfen." Sie sprach klar und fest, und aus ihren Augen war das Irre gewichen.
Bauer Tröge und sein Weib traten in die Stubentür. Zorge ging der Bäuerin entgegen.
„Das ist recht, daß du kommst, Hannelore. Sieh, wie schön der Tag ist."
Hannelore antwortete nicht. Sie trat zu Erdmute und nahm deren Hände. Die hatte sich erhoben und stand neben der Bäuerin. Erwins Mutter sprach ein paar ruhige Worte, wünschte, daß es ihnen gut gehen möge, setzte sich an den Tisch und redete ferner nur dann, wenn Zorge sich unmittelbar an sie wandte. Aus sich selbst heraus regte sie nichts an, fragte sie nichts.
Bruno Tröge stellte den Würfelbecher auf den Tisch.
„Wir müssen doch einen Zeitvertreib haben. Man kann doch nicht immer nur erzählen."
Er und der Vater taten die Geldbeutel auf und legten Häuflein Kleingeld auf den Tisch. Zorge weigerte sich, am Spiel teilzunehmen und gab auch dem Drängen Tröges und Brunos nicht nach. Da schob Bruno den Würfelbecher verdrossen in die Mitte des Tisches zurück. Die Zeit verging langsam und schleppend. Es schien Bruno, die Uhr rücke nicht von der Stelle. Er sah in Gedanken Florian und Susanne auf dem Heimwege, und seine wilde Einbildungskraft schuf Bilder, die ihn förmlich rasend machten.

Die Nacht kam, Tröge brannte die Lampe, die über dem Tische hing, an. Das Licht wies Florian Günther und Susanne Zorge den schmalen Steig im Schnee, der auf den Trögehof führte. Sie traten ein. Susanne lebhaft und sonnig, Florian langsam. Er wandte sich an die Männer und begrüßte sie. Susanne trat zur Schwester und drückte deren Kopf an ihre Brust.
„Erdmute, nun bist du Braut."
Die strebte aus der Umarmung. Susanne kehrte sich zu Hannelore Tröge.
Die stand pfahlgerade und sah auf Florian Günther, und in ihrem Blick, den einzig Susanne Zorge gewahrte, lag eine so ungeheure Spannung, daß das Mädchen betroffen zurücktrat. Hannelores Lippen waren schmal wie Striche, die Stirn rissig wie durchfurcht vom Pfluge, die Hände berührten kaum mit den Fingerspitzen die Tischplatte, und die Nasenflügel bebten.
Aufatmend, nachdem der Atem eine Weile gestockt, ließ sie sich müde nieder, die Spannung in ihren Gesichtszügen löste sich, halb lächelnd wandte sie sich an Susanne. „Ist er gut?" fragte sie leise.
Susanne nickte und schickte einen warmen Blick zu Florian hinüber.
Der trat, nachdem er den Männern etliche Fragen beantwortet, an die Bäuerin, neigte sich ein wenig vor ihr und begrüßte sie. Hannelore legte eine kalte Hand mit leisem Drucke in seine.
„Sei willkommen!"
Sie lud ihn ein, ihr zur Linken zu sitzen. Susanne aber winkte sie zur Rechten.
Erwin Tröge ging hinaus, das Vieh zu füttern, Erdmute band eine Schürze von Hannelore vor und griff mit zu. Bruno Tröge aber blieb auf seinem Stuhle sitzen, und seine Hände gingen unruhig hin und her.
Hannelore fragte den Fremden nach seinem Daheim, und

er erzählte, was er nun schon mehrfach berichtet. Knapper als vorher, aber Susanne fiel des öfteren ein und ergänzte. Sie tat es mit beredtem Munde und warmer Anteilnahme. Die Worte gingen wie fließend Gift in Bruno Tröge hinab. Susanne streichelte Hannelores Hand. Florian schwieg. Da fragte Susanne: „Mutter Tröge, es geht Euch gut?"
„Ja, Mädchen."
„Und Ihr freut Euch?"
„O ja, ich freue mich. Du siehst aus wie Weihnachten."
Die Antwort enttäuschte Susanne, aber sie schob die falsche Beziehung auf Hannelores leicht verwirrten Sinn.
„Ich hatte gedacht, du solltest ein Märchen erzählen", fiel Bauer Zorge ein, „aber es wird zu spät."
„Ich erzähle ein andermal", sagte Hannelore.
Zorge stand auf und rief Erdmute. Es sei Zeit, sie müßten heimgehen, das Vieh verlange sein Futter.
Erdmute reichte dem Bräutigam die Hand. „Gute Nacht. Kommst du heute abend noch?"
„Ich weiß es nicht. Gute Nacht, Erdmute."
Susanne plauderte wieder mit der Bäuerin. Vom Wiederkommen und vom Besuchen hinüber und herüber, und daß die Tage nun bald wieder wärmer und länger würden. Sie verabschiedete sich einmal und noch einmal und das drittemal und war vor lauter Frohsein wie ein flinkes, klares Wasser.
Bruno Tröge ging mit zum Nachbarhofe. Zorge und Susanne wanderten voraus, Florian ging hinter ihnen, und als die letzten kamen Bruno und Erdmute. Unterwegs faßte Zorge seines Kindes Hand. Ganz warm und fest nahm er sie in die seine.
„Du bist so froh, Susanne."
„Ja, Vater, ich kann es nicht sagen warum. Florian hat mir von seiner Mutter erzählt." Und nach etlichen Schritten:
„Florian bleibt zurück."
„Komm. Der verirrt sich nicht wieder."

Der Bauer nahm sein Kind wieder an der Hand.
Bruno Tröge hielt sich neben Erdmute. Ein toller Haß gegen das Schicksal und gegen die Menschen, mit denen er zusammen lebte, jagte ihn zu frevelhaftem Beginnen. Aus Haß faßte er Erdmutes Hand und zwang sie, stehen zu bleiben. Aus Haß neigte er sich zu ihrem Ohr und sagte mit leiser Stimme: „Erdmute, weißt du, wie das Liebhaben ist?“ Und als Erdmute nicht antwortete und ihn in ihrer müden, gleichmütigen Art nicht von sich drängte, umfaßte er sie und preßte sie an sich. „Ein Brennen ist es, ein ganz verrücktes, wildes Brennen!“ Er zitterte, er atmete heiß und hastig. „Aus allen Fugen schlägt das Feuer! Verdammt! Aus allen Fugen!“
Erdmute hielt erschauernd still; alle ihre Sinne bäumten auf, sie lechzte, und als Bruno zurücktrat, sagte sie zitternd: „So meinst du es? Das hättest du eher sagen sollen.“
Da trat Bruno Tröge mit hastigen Schritten zur Seite und begann ein wildes Steigen, so daß Erdmute hinter ihm zurückblieb. Teufel noch nein, wie Erdmute das nahm. Die zum Weibe nehmen? Er erschrak. Erdmute neben sich haben, Tag und Nacht? Es rann ihm kalt über den Leib. Ist er denn verrückt gewesen? Nein, aber warum tat man ihm das an? Warum mußte der Fremde den Weg auf den Zorgehof finden? Hundert wären erfroren, er erfror nicht. Hundert hätten kommen können. Der eine, der Blonde, durfte nicht kommen.
Erdmute ging langsam. „Wie er rennt, der Bruno. Er scheint es schwer zu tragen, aber was ist da zu machen? Das geht denn doch nicht. Nein. Nun heirate ich den Erwin.“
In der Nacht stierte sie in das Dunkel. „Das Liebhaben ist ein Lodern aus allen Fugen.“ Sie setzte sich im Bett auf. Ihre Lippen waren durstig geschürzt.

4.

Als Erwin Tröge am nächsten Abend auf den Zorgehof kam, war Erdmute anders als sonst, aber ihm fiel es nicht auf. Ihre Augenlider lagen wie immer halb auf den Augen, aber sie hoben sich des öfteren hastig, und dann ging ein heißer Strahl zu dem Manne an ihrer Seite. Sie sprach in ihrer trockenen, kargen Weise, aber ab und zu tat sie etliche hastige Atemzüge. Sie drängte sich an Erwin Tröge heran, und als der ein wenig zur Seite rückte, da rückte sie ihm nach.

Der Bauer saß im Lehnstuhle. Er besprach mit dem Schwiegersohne dies und das aus der Wirtschaft. Ruckweise redete er, so, wie ihm die Gedanken kamen. Daß sie im Frühjahre einmal in das Tal wollten, um Saatgut einzuhandeln. Dann, daß er mit den Tröges eine Kalbe tauschen wolle, und der Nachbar hätte lange geklagt, daß etliches am Balkenwerk in der Scheune zu tun sei. Jetzt hätten sie einen Zimmermann im Hause, und der Schaden sei leicht zu heilen.

Erdmute hatte eine Reihe bitterer Tage. Sie erwog, Erwin zu sagen, daß sie sich geirrt, und Bruno ihr der Liebere sei, aber sie kam zu keinem Entschlusse. Bruno ging ihr aus dem Wege oder lächelte, wenn sie ihn vorwurfsvoll und fragend ansah. Sein Lächeln aber war überlegen, spöttisch und wie Backenstreiche. Dann schlug Erdmute die Augen nieder und schämte sich.

Nun trug sie ihr heißes Herz Erwin entgegen und der — lächelte auch, lächelte nachsichtig und drückte ihr die Hand. „Alles zu seiner Zeit, Erdmute." Und wieder schämte sie sich.

So ward sie hin und her geworfen und sah um sich, zu sehen, ob es denn ihr allein so gehe oder ob die Schwester in gleicher Not stünde.

Wie sie aber auch auf der Lauer lag, es wurde ihren Fragen keine Antwort. Susanne begegnete Bruno mit freundlicher Bestimmtheit, die eine Wand zwischen ihnen aufzu-

richten begann, und brachte es fertig, daß der keine Gelegenheit fand, täppisch zu sein. Auch Florian Günther gegenüber schien Susanne völlig frei und ihrer selbst sicher zu sein, und wenn der Ton zwischen ihnen wärmer war, als zwischen ihr und Bruno, so schlug doch niemals eine Flamme hoch.

Es war in der Silvesternacht. Sie saßen auf dem Zorgehofe um den Tisch. Der Bauer ließ seine hellen Augen aufmerksam über die Jugend gehn und ließ sie oftmals ein Weilchen auf Florian Günther ruhen.

Der war verstört und suchte es zu verbergen. Er saß an des Bauern Seite, sah schweigsam vor sich hin und sagte aus seinem Sinnen heraus leise, zu Zorge gewandt: „Ich habe nun die ganze Zeit darüber nachgedacht, aber ich bringe es nicht zusammen."

Susanne, die scheinbar dem zuhörte, was Erwin eben erzählte, wandte sich zur Seite und sagte ebenso leise: „Du grübelst zuviel. Womit willst du es eigentlich zusammenbringen?"

„Mit dem, was ich in der Schule gelernt habe."

„Was war das?" fragte Zorge.

„Lehrer Schneider sagte einmal, ach nein, hundertmal hat er es gesagt: Alles ist von Gott."

Susanne war aufmerksam geworden, rückte näher und spannte die Ohren.

„Was soll von ihm sein?" fragte sie.

„Alles", antwortete Florian. „Die Sonne und der Wind und Regen und Schnee und alles, was geschieht."

Indem standen die Trögesöhne auf, um heimzugehn. Mitternacht war vorüber, sie hatten einander die Hände gereicht und sich gegenseitig ein gutes Jahr gewünscht. Nun wollten sie heimgehn.

Irgend etwas an Florians Worten war Susanne unheimlich gewesen. Es war ihr eine Last angeflogen. Sie trat in Gedanken mit ihrer Schwester Erdmute zusammen vor die Tür.

Da machte sich Bruno an sie. „Du“, sagte er leise und heiser, „wenn der Florian auch zehnmal gescheiter sein mag als ich, das leide ich nicht, daß du dich an ihn schmeißt.“
Susanne sah ihn hochmütig an. „Du? Was hast du da zu leiden? Hätte ich dich zu fragen?“
„Verstell dich nicht. Du weißt, was die Alten unter sich ausgemacht haben. Und wollten sie das nicht, wäre mir's auch egal. Ich will's.“
„Ich aber nicht!“ trotzte Susanne.
Bruno umklammerte ihr Handgelenk. „Mach mich nicht wild, sonst gibt's ein Unglück!“
Susanne stieß ihn zurück, aber als er den zweien nachging, mußte sie sich an den Türpfosten lehnen und weinen. Erdmute kehrte zurück, Susanne trocknete rasch ihre Tränen und ging mit ihr in die Stube.
Da war Florian mit dem Vater in einem ernsthaften Gespräch. Die Mädchen hörten ein Weilchen zu, aber Susanne, die sonst gewiß nicht geschwiegen, sondern allerlei zu dem zu sagen gehabt hätte, wovon die zwei redeten, war heute still, ja, die Worte gingen ohne Wirkung an ihr vorüber.
Sie sagte müde gute Nacht. Zorge wunderte sich, sah seinem Kinde forschend in die Augen und sah, daß Tränen darin glänzten. Es war aber nicht seine Art, nach allem zu fragen. Er wußte, daß Susanne sich an ihn wenden würde, wenn sie nicht allein fertig wurde.
Florian und der Bauer waren allein.
„Du hast das gut gesagt“, fuhr Zorge fort im Anschluß an das, was sie vorhin geredet hatten. „Ich denke mir, Lehrer Schneider hat das kaum besser gesagt. Du mußt aufmerksam in der Schule gewesen sein.“
„Ich saß zwei Jahre als der Erste“, sagte Florian Günther mit bescheidenem Stolze.
„Alles ist Gottes Stimme, ganz recht.“
„Das kann nicht sein“, eiferte Florian.
„Warum nicht?“

„Bauer, auf einen Tag soviel Elend!"
„Ach so. Das kannst du nicht zusammenreimen." Er lehnte sich zurück, sah Florian Günther lange an, und es ging ein warmer Strahl über den verstörten Menschen. „Florian", fuhr er fort, „solltest du länger bei uns bleiben, dann erzähle ich dir einmal aus meinem Leben. Wo du heute stehst, da stand ich auch einmal. Es ist eine bittere Not, o ja. Sieh, ich könnte dir ja sagen: Was bist du mit deiner Not, was war ich mit der meinen vor dem, vor dem tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist? Wenn du dem Gedanken auf den Grund gehst, dann kommst du dazu, daß du sagst: Nichts. Das aber ist eine Weisheit, die dem jungen Menschen nicht in Herz und Hirn will. Es ist Altersweisheit. Mancher lernt sie nie und ist glücklich und reich dabei. So einer ist der alte Köhler Landfried. Ein anderer lernt sie und ist nicht weniger glücklich, nur eben auf andere Weise. Soviel Menschen auf der Welt sind, soviel Gesichter geben sie dem Herrgott. — Dir hat eines gefehlt. Eines, das durch nichts zu ersetzen ist. Es ist dir nicht beschieden gewesen, deine Kraft im Widerstande gegen die Not langsam wachsen zu lassen. Erst ist sie an dir vorübergegangen, und als sie kam, da war sie dir zu schwer. Ich tadele dich nicht. Sie wäre den meisten zu schwer gewesen, und es wäre ihnen auch gegangen wie dir. — Was du vorhin sagtest von des Herrgotts Stimme, die in allem sei, das, Florian, hast du gelernt, aber nicht begriffen. Wenn du einmal dem Leben wirklich in die Augen gesehen haben wirst, dann wirst du erkennen, daß der Tod nicht das ist, wofür du ihn jetzt ansiehst. Nicht der blindwütende Vernichter. Lehren kann es dich kein Mensch. Das mußt du lernen aus dem Leben. — Wahr aber ist es, daß Gott in allem ist. Es ist ein unsagbar hohes Geschenk, daß es den meisten Menschen möglich ist, im eigenen Leben gewisse Zusammenhänge herzustellen und so die Antwort auf manches Warum zu finden. Und finden sie die nicht auf alle, so

genügt es ihnen dann, daß sie sie auf viele fanden, und sie trösten sich damit, daß auch das Unbegreifliche seinen Zweck hat. — Für jetzt laß dir an einem genügen: Tu deine Pflicht in allem, als hättest du nach dem Herrgott nicht zu fragen. Wenn dich aber das Herz dazu treibt, dann wirf dich vor ihm nieder, als wärest du mit all deinem Tun nichts, gar nichts. Du brauchst dich nicht zu zerfleischen, aber du mußt demütig sein. Danach aber, wie fromme, kluge Männer in vergangenen Tagen ihrer Überzeugung in Worten Ausdruck gegeben haben, danach frag' zu allerletzt. Das Wort ist nebensächlich. Der Geist ist alles. — Nun wollen wir schlafen gehn. Grüble nicht zu lange. Die Neujahrsnacht ist eine Nacht wie andere auch. Das Drum und Dran ist Menschenwerk. Gutes zwar, aber es ist wie mit dem Glauben. Jeder muß auf seine Weise damit fertig werden."

*

Die Schwestern lagen in ihren Betten, und Erdmute vernahm von der gegenüberliegenden Wand her Susannes verstohlenes Weinen. Sie zog die Knie hoch und starrte in die vom Mondlicht durchflutete Kammer. Ihr Herz ging in starken Stößen. In Erdmute war das Weib hellwach geworden, das Weib, das sich nach dem Manne sehnt. Ihr Sehnen aber irrte unschlüssig hin und her. Die lohende Flamme langte nach dem heißblütigen Bruno, und die uralte heilige Geistesstimme wies sie zu Erwin. Sie sehnte sich nach einer Genossin ihrer Not und lauschte mit wollüstigem Schmerze auf ihre Schwester. „Am Ende geht es ihr wie mir selber; sie vermag sich auch nicht zu helfen. Es sind da der Florian und der Bruno. Sie brennt und möchte es unterkriegen." Das tat ihr leid und entschuldigte doch, weswegen sie sich anklagte.

Da erhob sich Susanne, warf einen Rock über, die goldenen Haare hingen ihr über die Schultern herab. Sie ging wie eine Taumelnde, ging auf leisen Sohlen, öffnete vorsichtig die Tür und schloß sie, ohne daß der Drücker schnappte. Erd-

mute erschrak. „Das hätte ich doch nicht gedacht", sagte sie bei sich erschauernd.
Susanne ging auf leisen Sohlen über den Flur, ging um eine Ecke, trat in des Vaters Kammer und warf sich ungestüm weinend über sein Bett.
Zorge erschrak. „Susanne, was ist dir?"
„Vater", klagte Susanne. „Ist das wahr?"
„Was soll denn wahr sein, Kind?"
„Du hättest es mit Nachbar Tröge ausgemacht, daß ich Bruno heirate?"
„Wer sagt denn das, Mädchen?"
„Bruno."
„Sei ruhig, Susanne. Das hab' ich nicht ausgemacht und werde ich nie ausmachen. Hast du so wenig gelernt aus dem vielen, das wir miteinander geredet haben? Ich achte jedes Menschen freien Willen, sofern er nicht vom Guten abweicht, und ich sollte dich zu etwas zwingen wollen, das du nicht freiwillig tun magst, noch dazu in einer so ernsten Sache? Kind, Kind!"
Da küßte ihn Susanne dankbar und herzlich. „Vergib mir, Vater! Ich hätte es wissen können."
„Nun geh schlafen, Mädchen, und quäle dich nicht. Das muß gehn, wie es ein andrer will, und du und ich haben nur die Augen aufzutun, um ihn zu begreifen."
Da ging Susanne leichten Herzens hinaus. Als sie aber an Florians Tür vorüberging, trat der heraus und erschrak, als er Susanne sah. Das reine Mädchen aber, das in seinem Gemüte nichts als ein zwar kluges, aber weltfremdes Kind war, dachte nicht daran, seine Schönheit vor dem Manne zu verhüllen.
Sie fragte harmlos: „Wohin wolltest du, Florian?"
„Ich kann nicht schlafen", sagte der, „und wollte vor die Haustür gehn."
„Schlafe", sprach Susanne und ging an ihm vorüber.
Von der Wechselrede aber hatte Zorge nichts vernommen.

Florian Günther kehrte in seine Kammer zurück, warf sich auf sein Bett und schlug die Hände vor das Gesicht. „Susanne!“

Susanne trat wieder in ihre Kammer. Da richtete sich Erdmute auf, und als die Schwester unter die Decke kroch, fragte sie mit scheuer Stimme: „Susanne, sag, brennst du auch?“

„Ja“, sagte Susanne, „es hat gebrannt.“

„Und jetzt?“

„Jetzt brennt es nicht mehr“, und sie lachte wie ein glückliches Kind.

Und wieder nach einer Weile fragte Erdmute heiser: „Warst du bei Florian?“

„Nein“, antwortete Susanne. Sie erschrak vor der Frage und zog die Bettdecke höher. „Was du auch denkst, Erdmute. — Bei dem Vater war ich.“

„Ach so“, antwortete Erdmute, kroch tief in ihr Bett und weinte. — — —

Florian hatte auf dem Zorgehof eine wohlausgerüstete Werkstatt gefunden. Es war eine schmale Kammer, reichlich noch einmal so lang als breit. Eine Hobelbank stand darin, ihr gegenüber ein eiserner Ofen, und an den Wänden hingen die Handwerkszeuge. Nichts fehlte, und der Raum, in dem eine gute Ordnung herrschte, lockte geradezu zum Arbeiten.

Zorge hielt auch auf Vorrat in trockenen Brettern. Er fragte Florian, ob er sich wohl getraue, für Erdmute einen Kasten zu bauen nach Art dessen, der in seiner Kammer stehe.

Ja, war die Antwort, das getraue er sich wohl. Er sei schon daheim immer im Winter ein Tischler gewesen. Das Handwerk sei dem seinen verwandt. Als er den ersten Tisch zu bauen versucht habe, sei er sechzehn Jahre und noch ein Lehrling gewesen. Damals habe er nicht fertiggekriegt, den Tisch in den Winkel zu bringen, und er stehe noch daheim auf dem Hausflur. Ja so, nicht er stehe, er stand.

„Willst du denn nicht einmal heimgehn und nach dem Rechten sehn?" fragte der Bauer.
„Was soll ich dort? Ich mag den Kram nicht mehr sehn. Am besten ist es, man ist ganz fertig damit."
„Fertig damit! Du — — Fertiger!", sagte Zorge darauf.
Florian spürte den versteckten Tadel und blickte den Bauer fragend an.
Zorge trat lächelnd vor ihn hin. „Florian, hast du in deinem Leben einmal eine Dummheit gemacht?"
„Wie meinst du das?"
„Du weißt nicht, wie ich das meine? Hast du, ja, na, sagen wir, einmal ein Mädel um den Kopf genommen?"
„Ach, da war ich noch ganz jung. Siebzehn Jahre war ich."
„Und einen — Rausch hast du nie gehabt?"
„Auch einmal, und meine Mutter hat mich die Treppe hinaufführen müssen."
„So. Es ist doch wenigstens etwas und nicht lauter Tugend."
„Ich schäme mich noch heute darum."
„Du schämst dich?" Zorge lachte. „Ich habe anderes hinter mir, und — — ich schäme mich nicht. Alles muß seine Zeit haben, und man darf nicht vor der Zeit alt sein wollen. Du mußt wissen, daß ich zehn Jahre lang nicht in dem Dreisatale gewesen bin. Hier können Leute nur dann zufrieden wohnen, wenn sie etwas hinter sich haben und sich durchschlugen als rechte Kerle, die ein paar Beulen mitbringen. Wenn es anders ist, wenn einer nicht aus dem Tale hinauskommt, dann macht er hier seine Dummheiten. Dazu ist das Tal zu enge, und es sind zu wenig Menschen da. Dann holt nicht e r sich die Beulen, sondern er schlägt sie, und das ist ein Fehler. Selber kriegen muß man sie. — Also ein paar Dummheiten hast du doch gemacht. Es ist wenigstens etwas."
Er setzte sich auf die Hobelbank, sah Florian Günther mit guten Augen an und redete von dessen Jugend. Richtig, als

kenne er jeden Tag. Der Bauer war zartfühlend und vermied jedes harte Wort, aber Florian fühlte selbst, was Zorge verschwieg. Daß ein Zuviel an mütterlicher Fürsorge keinen Mann reifen läßt, und daß die Art, wie sie Florian Günther bisher geübt, nichts weiter ist als Trägheit und einen weichlichen Menschen schafft, in dem nichts fest und zuverlässig ist, nicht das schlichte Menschentum, erst recht aber nicht die Stellung zum Ewigen. Und immer: Die Mutter, die Mutter. — Genau so, wie Florian selber immer von der Mutter redete und kaum je vom Vater.

Der Bauer ging.

Florian Günther hobelte, daß ihm der Schweiß von der Stirn troff. Zisch und zisch und Stoß um Stoß. Dabei arbeitete er in seinem Inwendigen fast noch härter als mit den Armen. Ihm schien, der Bauer habe ihm alles vom Leibe gerissen und habe dabei sogar die Mutter nicht geschont. Die Mutter! Ja, was hatte er eigentlich von der gesagt? War es nicht irgend etwas Herzloses gewesen? Florian stützte sich auf den Hobel und sann. Hatte er denn etwas vergessen von des Bauern Worten? Sicher nicht. — Aber da war ja gar kein hartes Wort gegen die Mutter gefallen. — Und lag es nicht am Worte, so lag es am Tone. Nein, wahrhaftig, auch darin nicht. Vom Vater war überhaupt nicht gesprochen worden. Warum denn nicht von dem? Ein erbarmungsloses Licht ging über den Ringenden. Er selber hatte ja in all seinen Tagen weit mehr von der Mutter als vom Vater geredet; zehnmal mehr. Daheim und im Dreisatale und drunten im Dorfe und auf dem Heimwege am Christtage. Ein erbarmungsloses Licht flog über Vergangenes. Der Vater war ein stiller Mann gewesen und hatte beim kleinsten Dinge gefragt: Was meinst du, Mutter, so oder so? Und die Mutter hatte gesagt: So, und das hatte gegolten. Er selber aber, der Florian, war wie im Schlafe gewesen.

Nach einer Weile steckte der Bauer den Kopf wieder durch die Tür. „Schafft es?"

„Nein, Bauer. Ich möchte noch etwas mit dir bereden." Zorge trat wieder in die Kammer, und als er wartend vor ihm stand, da ward Florian Günther unsicher in sich.
„Du hast eins nicht gesagt."
„So, was wäre das?"
„Daß ich überhaupt kein rechter Kerl wäre. Du hältst mich richtig für einen Waschlappen."
„Woher weißt du das?" Und Zorge hatte ein lustiges Lächeln in den Augen. Er achtete Florians finsteres Gesicht nicht.
„Ich merke es, und nun machst du dich über mich lustig." Und Florian redete lange, zornig und heiß, und es ging viel durcheinander, aber es ging durch alle seine Worte eine starke, gute Liebe zu den Eltern. Er schoß über das Ziel, er fiel den Bauern hart an, der aber stand und ließ es brausen.
„Bist du fertig?" fragte er ruhig.
„Ja."
Da lächelte der Bauer wieder, sonderbar weich und verstehend.
„Junge", sagte er, zum ersten Male und in einem Tone, als seien sie gleichen Blutes. „Junge, du hast oft danebengehaun, aber du hast gute Schläge getan. Dafür habe ich etwas übrig." Er setzte sich wieder auf die Hobelbank. „Du hast oft danebengehaun, und oft hast du in den Kern getroffen. Deine Mutter, die hab' ich lieb, wie du sie lieb hattest. Sie ist eine brave und gute Mutter gewesen, und den Fehler, den sie gemacht hat, den hat sie mit tausend Müttern gemein, und gerät unter deren Händen noch lange nicht immer ein Kerl, wie du bist. Sie hat dich zur Arbeit angehalten und dich zum frohen Schaffer gemacht. Das ist mehr als ein rüstiger. Das danke ihr übers Grab hinaus. Und dein Vater ist ein stiller Mann gewesen, einer, wie sie neben klugen und wackeren Frauen leicht werden. Das macht die Faulheit in uns, und am Ende wäre ich selber so geworden, wenn mein Weib länger gelebt hätte. Es ist gar

nichts dagegen zu sagen. Einzig dich habe ich wach sehen wollen. Du sollst wach werden und ein Mensch, der nicht bloß am Leibe ein gut Teil größer und stärker ist als die meisten; denn mir scheint, du hast das Zeug dazu.“ Er redete so warm und herzlich, und es ging ein so froher Hauch über Florian Günther, daß er sich nicht zurechtfand. „Und nun“, fuhr der Bauer fort, „gehst du in den nächsten Tagen hinab und gehst heim, wo dir dein Haus im Brandschutt liegt.“

„Warum?“

„Du mußt. Es ist nicht alles verbrannt, sagst du. Vielleicht baust du wieder auf. Die Feuerversicherung muß dir den Schaden vergüten. Das alles ist zu erledigen.“

Florian Günther schwieg, und es hub in ihm wieder an zu stürmen. Heim, das war wie Sonnenlicht. Und: Fort, das war wie ein Geißelhieb. Der Bauer war aus der Kammer gegangen, und Florian war es nicht gewahr geworden.

Heim! Die Bäume im Obstgarten standen noch, und er hatte die meisten selber gepflanzt, und im Frühjahr blühten sie wieder. Hinter dem Garten aber war eine Wiese. Darauf war es im Sommer ganz blau von Vergißmeinnicht, und die alte Kirche war da, und der Friedhof mit den Gräbern, und niemand hatte Hand angelegt, die Gräber der Eltern wenigstens mit einem Holzrahmen zu verkleiden. Keiner hatte ein Denkmal gestellt und keiner einen Spruch ausgewählt. Ja, er mußte heim und er mußte fort. Aus dem Hause mußte er, durch das ein flinker Schritt ging und eine fröhliche Stimme schallte und ein Mädchen lachte.

Es kam eine Reihe schöner Tage. Bruno Tröge kam selten, Erwin öfter auf den Zorgehof. War Bruno da, dann war er ungleichmäßig. Einmal plump und zudringlich, das andere Mal zurückhaltend. Susanne übersah beides. Es schien zuweilen, als würden Bruno und Florian aneinander geraten, aber Zorge verstand, immer rechtzeitig abzulenken.

Einmal konnte Erdmute nicht an sich halten. Sie ging

Bruno, der hinausgegangen war, nach in den dunklen Hausflur und drängte sich an ihn. „Bruno!" Der schob sie von sich. —
Der Frühlingswind machte sich von weitem auf den Weg, da sagte Zorge zu Florian: „Ich dächte, du sähest nun einmal zum Rechten."
Susanne horchte überrascht auf. „Florian soll heim?" In ihren Augen stand eine so hilflose Angst, daß Erdmute dachte: Sie brennt doch!
Der Vater erläuterte, daß und warum Florian die Heimat aufsuchen müsse. Susanne aber saß ganz klein und zusammengehockt da, und als Florian das sah, da warf er sich auf:
„Laß liegen, was liegt, Bauer, ich gehe nicht heim."
„So, du gehst nicht heim?" sagte Zorge spöttisch darauf, „und in einem Jahre oder noch früher stehst du unter der Haustür und läßt die Augen über die Berge gehn und barmst inwendig: Wie mag es geworden sein? Und dann bist du unruhig und klagst andere an, als seien die schuld daran, daß du nicht heimgingst. Morgen gehst du."
„Über acht Tage ist Erdmutes Hochzeit", sagte Susanne leise.
„Was hat Florian mit Erdmutes Hochzeit zu tun?" fragte der Vater dagegen.
Da schwieg Susanne. Als sie mit Erdmute die Kammer betrat, warf sie sich der Schwester weinend an den Hals. Die streichelte ihr mit ihrer harten Hand den Rücken. „Gelt, das tut weh, wenn man brennt?"
Susanne aber klagte: „Ich brenne ja gar nicht, Erdmute, eiskalt ist es in mir."
Da ließ Erdmute die Arme sinken. Nun war auch ihr das Weinen nahe.
Zorge hatte Florian in der Stube zurückgehalten. „Florian", wiederholte er mit klingender Stimme, „morgen gehst du, ehe die Sonne noch recht über die Berge ist. Ich muß wis-

sen, ob du ein Mann sein kannst. Laß dir Zeit draußen, und wenn du eine Weile gar nicht daran denkst, daß es ein Dreisatal und einen Zorgehof gibt, so ist das am besten. — Sie werden versuchen, dich über das Ohr zu hauen. Das ist ihre Art überall. Dann tu die Augen auf. Was du weiter vornehmen willst, das ist deine Sache, ganz allein deine. Was du aber tust, das muß sein, wie wenn ich einen Nagel in die Buchenplatte da auf dem Tischgestell schlage, und es muß so in dich hineinwachsen, wie ein Nagel in den Baum hineinwächst, wenn ich ihn tief genug eingetrieben habe. Er bleibt deswegen Eisen, aber der Baum überschießt ihn mit eignem Leben. Es verlangt niemand von dir, daß du die Heimat aus dem Herzen reißen sollst; wählst du dir aber eine neue, so muß die alte darunter begraben sein. Du sollst dich ganz frei entschließen. Alles Unfreie ist unnatürlich. — Es ist nicht nötig, daß du Susanne Lebewohl sagst."

Er reichte ihm die Hand. Florian fühlte, daß er sich wieder einmal führen lassen sollte, er wollte sich dagegen auflehnen, aber vor dem festen Willen, der auf des Bauern breiter Stirn thronte, unterlag er.

Als der Morgen dämmerte, langte Florian den Stock aus der Ecke und ging. Er warf das Haupt zurück und ging in trotziger Bitterkeit. Auf dem Wege in das Tal dachte er daran, wie er seinerzeit mit Susanne da heraufgegangen war. Es war ein so warmes, innerliches Leben auf dem Hofe geworden. Er hatte wieder lachen gelernt, lange vor der Zeit, und, es wäre töricht, es zu leugnen, — er hatte Susanne lieb. Der Vater aber trat ihm breit und grausam in den Weg. Hob er Susanne dem Trögesohne auf? Er hatte es nicht haben wollen, daß er ihr Lebewohl sage. Wußte er, daß er sie zuletzt doch gefragt haben würde, ob sie ihn lieb habe? Ja, das hätte er getan, und er schalt sich, daß er sich nicht längst vergewissert. So kam er sich erbarmungswürdig vor und war nicht weit vom Weinen. Die Scham aber kam ihm zu Hilfe. Der Bauer will, daß ich ein Mann werde. — Er biß

die Zähne aufeinander und hieb den Stock pfeifend durch die Luft. Warum soll ich nur daheim ein Mann werden können? Und tausend kleine Züge fielen ihm ein. Wie Susanne mit ihm gesprochen, wie sie ihn angesehn, und daß auch nicht die kleinste Lüge in ihr Raum habe. Die Zuversicht löste die Verzagtheit ab, die Bedenken warfen der rüstig einherschreitenden Hoffnung Knüppel in den Weg, der Mannesmut ging steifbeinig auf Stelzen, weil ihm die Füße nicht genügten, und die Wenn und Aber prasselten wie Steinhagel gegen die Stelzen, daß der Schreitende taumelte und froh war, wenn er sich auf seinen Füßen wieder fand.
Florian Günther sah nichts von dem herrlichen Vorfrühling, der immer lichter wurde, je tiefer er in das Tal kam. Im Dreisatale regierte der Winter noch, im Dorfe zankten bereits die ersten Stare mit dem Grobian, der ihnen dann und wann wieder Flocken auf den frischgebügelten Rock warf, in den Gärten der Stadt jauchzten die Krokusse, und die Veilchen blühten.
Langsam ward Florian Günther wach, und je mehr er erwachte, um so fester trat er auf, bis er zuletzt klar und sicher auf seinen zwei Füßen stand.

5.

Erdmute Zorges Hochzeitstag war da. Die Sonne ging in weiter gespanntem Bogen über die Berge. Frühlingsluft wehte durch die Wälder und über die Häuser. Noch lag Schnee auf den Talhängen, aber da, wo die Wege gingen, traten graubraune Brocken heraus, und um die Sträucher und Hecken sank der Schnee tiefer, wurde braun und mürbe.
Susannes Augen flossen in den Tagen leicht über. Der Vater neckte sie mit Bruno Tröge, der so froh sei, daß ein Blinder merken müsse, warum. Da ging Susanne, ganz gegen ihre frühere Art, still zur Seite. Sie hatte die Tage her dem Bruno nicht ein einzigesmal gesagt, daß sie nicht daran

denke, ihn zu heiraten und hatte es früher so oft getan. Er hatte oft in seiner täppischen Weise darauf angespielt und hatte dem Mädchen die Hand gestreichelt und versucht, ihr schönzutun. Sie hatte ihn nicht auf die Finger geschlagen. Dazu war sie zu müde und zu traurig. Florian war ohne Abschied von ihr gegangen. Das große, reine Sehnen in ihr hatte ihm nichts bedeutet? In dem Kinde erwachte das Weib, das reine Weib, das sich selber darbietet ohne Arg und in kindlichem Vertrauen. Nicht das wissende Weib, in dem starke Kräfte um das Höchste werben. Das Weib aber ließ das Kind ahnen, daß es eine Grenze des Darbietens gab, und daß über die hinaus das Unwürdige lag. So ließ sie in Unsicherheit und in Müdigkeit und in Trotz den Trögesohn an sich herankommen und fühlte nichts von dem Sinnlichen in dem Manne.
Bruno Tröge aber war vorsichtig. Auch er gab sich anders als früher. Ob es schon in ihm brannte, äußerlich sah es ihm keiner an. Sein Tun war berechnend, und langsam suchte er die Grenzen weiter hinauszustecken.
Bauer Zorge saß an den Abenden in dem Lehnstuhl und schien ganz abseits zu sein. Er beobachtete aber Susanne mit scharfen Augen, sah, daß sie litt, daß sie aber noch unklar in sich war und die Mauer, die zwischen ihr und Bruno Tröge stehen mußte, in trotzigem Irren zwischen sich und dem Fernen aufrichten wollte. Sie sehend machen? Nein, das muß aus dem Menschen selber kommen.
In Erdmute irrte er. Sie schien ihm von derselben Art wie der ruhige Erwin Tröge zu sein.
Am Hochzeitsmorgen spannte Zorge die Stiere vor den Leiterwagen und lud auf. Hoch aufgetürmt ballten sich die vollgestopften Betten auf dem Wagen, und oben darauf saß Erdmute im schwarzen Brautkleide, ein Kränzlein auf dem Kopfe. Eine Kuh trottete, an den Wagen gebunden, hinterdrein. So fuhren sie in das Tal hinab und drüben hinauf. Zorge lenkte den Wagen, und seine Jackentaschen hingen

schwer herab. Er trug seiner Tochter bares Heiratsgut darin. Neben ihm schritt Susanne, langsam und mit müden, traurigen Augen. Erdmutes Herz tat harte Schläge.
Im Trögehofe hob Erwin die Braut vom Wagen, und sie lag ihm schwer und regungslos in den Armen. Bruno Tröge schirrte die Stiere ab, lachte und scherzte.
„Die Mutter hat wieder ihren schweren Tag", sagte Bauer Tröge und reichte den Nachbarsleuten die Hand. „Ihr müßt es ihr nicht übelnehmen."
Erdmute nickte dazu. Susanne aber eilte in Hannelore Tröges Kammer und fand sie aufrecht im Bett sitzen. Ihre grauen Haare hingen aufgelöst über Schultern und Brust herab, und in den Augen flackerte irres Licht. Sie hielt des Mädchens beide Hände fest und stierte vor sich hin. Susannes Hände pressend, murmelte sie: „Hörst du es? Es kommt aus der Nacht. Ein Schrei! Da! Ein Schrei! Und wie es röchelt und winselt! — Jetzt ist es ganz still, aber es kommt wieder."
Susanne fürchtete sich. „Mutter Tröge", bat sie, „so seht mich doch an. Ich bin's, Susanne. Und heute ist Erdmutes Hochzeitstag."
Da bohrte Hannelore ihre Augen in die Susannes. „Und wann ist deiner? Er will doch, daß es hinüber und herüber geht. Es ist doch mit einem nicht genug. Wann kommst du dran?"
„Ach, Mutter Tröge!"
„Wo ist der andere, der mit den hellen Haaren?"
„Er ist heimgegangen."
„Der in der Nacht kam und sich verirrte, der ist heimgegangen? Wann kommt er wieder?"
„Mutter Tröge, ach, Mutter Tröge!"
„Da mußt du weinen?"
Susanne warf das Haupt auf das Bett und wühlte es tief hinein. Hannelore Tröge strich langsam darüber hin. Ihre Augen waren gespannt ins Leere gerichtet, und ihre Ohren lauschten.

Da trat Bruno Tröge herein, breit und aufgeräumt und wuchtig. „Susanne, sie machen sich fertig. Erwin zieht die Pferde aus dem Stalle.“
„Ich will bei deiner Mutter bleiben“, sagte Susanne und hob ihr verweintes Gesicht.
Bruno Tröge trat hastig näher. „Du willst bei der Mutter bleiben? Und wie siehst du aus? Ist es denn nicht genug, wenn eines den Verstand verloren hat? Du willst Erdmute allein fahren lassen und nicht dabei sein, wenn sie in der Kirche sind?“
Susanne erhob sich. „Lebt wohl, Mutter Tröge. Ich kann Erdmute nicht allein gehn lassen.“
Als sie mit Bruno auf den Hof trat, kam der Vater auf sie zu, nahm ihre Hand und sagte leise: „Hast du denn gar keine Zuversicht, Susanne?“
Sie stiegen auf den Wagen, und als Bruno Tröge durch das Tor fuhr, stieß er einen so gellenden Juchzer aus, daß es ungestüm von der Wand drüben zurückgeflogen kam, und die Pferde in die Höhe stiegen.

*

Erdmute stand pfahlgerade vor dem Geistlichen mit einem aufmerksamen Gesicht, und es ging keines der Worte an ihr vorüber, aber keines schlug auch Wurzel in ihr.
Als der kleine Zug aus der Kirche trat, sah Bruno Tröge etliche Burschen, mit denen er oft zusammengesessen. Die sahen unordentlich aus und rekelten sich an den Zäunen. Sie grüßten zu dem Kameraden herüber, und er gab ihnen mit einem kurzen Winke zu verstehen, daß sie nach dem Wirtshaus kommen sollten. Da lachten sie und trollten langsam hinterdrein.
Die Leute aus dem Dreisatale saßen in der kleinen Stube des Gasthauses, in der sich an den Abenden die vornehmeren Gäste aus dem großen Kirchdorfe zusammenfanden.
Zorge meinte, heut dürfe man schon eine Flasche Roten

trinken, und als der Wein den raschen Weg nach dem Kopfe zurückgelegt hatte, da ging Susannes Zünglein flink, und sie war schlagfertig wie sonst, schlagfertiger noch, fiel Bruno an, der im Stuhle lümmelte, und war wie eine angriffslustige Imme, die von links summt, wenn man nach der rechten Seite greift, und nach der Nase zielt, wenn man sie am Ohre wähnt. Bruno lachte, daß es gegen die Decke schallte, und wenn Susanne lustig mit Wortspeeren nach ihm stach, dann mußte er sich vor Lachen entweder hintenüber werfen oder krümmen.

Er mußte aber doch einmal nach den Kameraden sehen, die nebenan saßen. Als er unter sie trat, da sahen sie ihn schief von unten her an, hatten herabhängende Mäuler und blinzelnde Augen und fragten ihn, wann e r denn nun mit der Kleinen daran komme. Die sei doch ein Mädel. Die Große? Nein, alles was recht sei, aber ein bissel mehr müsse ein Weib doch an sich haben. Bruno Tröge zwinkerte ihnen zu. Sie sei hitziger als sie dächten, und wenn er der Erwin wäre, dann sei ihm nicht bange. Sie sei dürre, aber dürres Holz brenne am leichtesten. Im übrigen möge Erwin tun, was er wolle. Gott sei Dank, daß e r nicht das dürre Holz zum Brennen bringen müsse. Was denn übrigens die Kameraden jetzt täten? — Was sie täten? Ach, nicht viel. Der Winter sei eine schöne Zeit, aber es werde nun so sachte wieder anders. Die Sonne scheine einem schon zu warm auf den Pelz, und langsam begännen die Leute wieder mit dem Bauen. Dann schleppten sie Steine und Kalkeimer, aber mit nichts schlüge man die Zeit so unnütz tot, als mit der verdammten Arbeit. Wenn man nur nicht verdienen müsse, weil man sich Essen und Trinken nicht abgewöhnen könne, das letztere vor allem. Ob denn Bruno Tröge nicht einen guten Verdienst an der Hand habe? Es dürfe aber nicht zu hart dabei hergehn.

Bruno Tröge wußte einen Verdienst. Es sei nicht ganz sicher, auch nicht ganz leicht, aber er wolle ihnen immerhin schon

heute eine Anzahlung darauf geben. Auf den Zorgehof sei drei Tage vor dem Christfeste ein Fremder gekommen, ein blonder, starker Kerl. Jetzt sei er heim. Selbiges Mal habe er getan wie ein Saugkalb. Vielleicht käme er nicht wieder, vielleicht aber sei es auch anders, und wenn sie ihm da zur Hand gehen wollten, dann ...
Die Burschen lachten, und einer prahlte, daß er um eine Messerstecherei schon drei Monate im Gefängnis gesessen habe. Das griff kalt nach Bruno Tröges Herz. So um Leben und Sterben sei es nicht gemeint.

•

Hannelore Tröge hatte bis über den Mittag im Bette gelegen. Brunos gellender Juchschrei hatte sie nicht erschreckt. Sie hatte nur die Stirn gerunzelt und sich vornüber geneigt. Die Spannung in ihrem Gesicht ließ nicht nach. Irgendwo in der Ferne ging das Schicksal, und der Wahn im Hirn der Halbirren meinte, alte Schuld müsse neues Elend gebären. Gedankenlos strählte sie mit den Fingern ihre dünnen Haare. Die Sonne griff von der Seite her mit einem lichten Schein ins Zimmer, und Hannelore hielt die Hände in das Licht, zu sehen, ob sie rot würden, so, wie es gewesen war, da sie noch als Kind spielte. Lang und knochig verflochten sich die Finger ineinander. Das Spiel der gefalteten Hände ließ in dem angstgemarterten Hirn die Erinnerung lebendig werden. Es gab Zeiten, in denen sich die Hände bewußt so ineinander gelegt hatten. Und Hannelore Tröge hub an zu beten. „Unser Vater, — Elsabe, kleine Elsabe, warum weinst du denn? Sieh, du hast doch ein so schönes, langes, weißes Kleid an. Unser Vater — — hast du geschrien, Fremder? Susanne weint um dich? Warum weint sie denn? Sie soll den Bruno heiraten? Da sorge dich nicht. Es kommt etwas anderes. — Vater unser!"
Da riß uralte Kraft den Wahn auseinander, wie wenn ein Vorhang spaltet von oben bis unten. Hannelore Tröge betete

das ganze Gebet laut und langsam mit einer tiefen Bewegung, erhob sich, kleidete sich in ein helles Gewand, das hart gegen das vergrämte Gesicht stand, und als der Wagen auf den Hof fuhr, da duftete der Kaffee auf dem Tische, der Kuchen war geschnitten, und Hannelore nahm Erdmutes beide Hände: „Nun bist du unser", und sie streckte dem Sohne die Hand hin: „Mögt ihr gut miteinander leben."
Der drückte ihr die Hand, gutmütig und geduldig mit der Kranken, von der er wußte, daß sie morgen schon vielleicht wieder unter Ängsten ging. „Nun kannst du es dir leichter machen, Mutter."
Bauer Zorge nahm den Schwiegersohn und den Hausvater beiseite und winkte Erdmute heran. Er zog ein Papier aus der Tasche und breitete es aus. „Darauf steht, was Erdmute als Heiratsgut mitbringt." Es war Stück für Stück verzeichnet, und zuletzt stand das Bargeld, und Zorge zählte es auf bei Heller und Pfennig, legte eine Quittung daneben und hieß Erwin Tröge seinen Namen darunter schreiben, forderte den alten Tröge zur Zeugschaft auf und endete: „Wenn es ja einmal auch hinüber gehen sollte, wie es heute herüber geht, dann darfst du das gleiche von mir fordern." Er betonte aber das Ja so stark, daß man fühlte, es sei ein breites Nein um den Weg.
Bruno Tröge brachte es nicht fertig, mit Susanne ein vernünftiges Wort zu reden. Er war entweder faul und rekelte sich oder er griff nach ihr und hatte feuchtschimmernde, unruhige Augen. Susanne versuchte es ernsthaft, mit ihm zu sprechen, aber das Unglück wollte, daß sie von Florian anfing.
„Wenn Florian wiederkommt, dann wird er euch die Scheune herrichten."
„Das soll er", sagte Bruno Tröge drauf, „dazu ist er gut."
„Er ist geschickt, und Erdmutes Kasten will er anstreichen. Ein Herz will er auf den Deckel malen mit ihrem Namen."
„Ein Herz? Hahaha. Er scheint es immer mit dem Herzen

zu halten. Wozu hat er denn die Knochen? Kasten anstreichen will er? Das kann der bucklige Hermann aus dem Dorfe auch. Aber kann der Florian die Pferde festhalten, wenn sie am Durchgehn sind, so wie heute, als wir durch das Tor fuhren? Wenn er durch den Schnee waten muß, dann flennt er wie ein Kind."
Das verletzte Susanne so stark, daß sie sich erheben wollte, um davonzugehn. Bruno Tröge aber hielt sie fest. Er umklammerte ihr Handgelenk, so daß Susanne meinte, vor Schmerz aufschreien zu müssen, aber sie biß den Schmerz in sich hinein, und nur eine ungestüme Träne rollte ihr über das Gesicht. Bruno Tröge lockerte den Griff, aber er zog das Mädchen dicht an sich, sein heißer Atem quoll ihr in das Gesicht. „Susanne, das sage ich dir: Zwischen uns zweien muß es auch noch in Ordnung kommen."
Da riß sich Susanne mit einem Ruck aus Bruno Tröges Händen.
Hannelore Tröge saß zwischen den Männern. Sie redeten davon, daß es für den Nachbar nun noch einsamer auf dem Hofe werden würde. Er müsse sich wohl jetzt wieder einen Knecht dingen. Das sei nicht nötig, warf Zorge dagegen. Susanne sei kräftig, und in der Heumahd werde Erwin aushelfen, wenn es not sei. Zudem rechne er damit, daß Florian wiederkäme.
Hannelore nickte.
Bauer Tröge bot Bruno zur Arbeit an. „Ich danke dir, Nachbar", sagte Zorge, „wenn es nötig ist, sage ich dir's."
Erdmute und die Brüder taten Werktagskleider an und gingen in den Stall. Bruno Tröge griff ungestüm zu und warf den Tieren das Futter in die Raufen, als wäre er zornig.
In der Stube aber nahm Zorge Hannelores Hand einen Augenblick in seine und sagte: „Ich freue mich, daß du wieder gut beiwege bist." Er ließ die Hand los und fuhr mit warmer Stimme fort: „Hannelore, du weißt, daß ich lange draußen war, und daß ich als ein Witwer in das Tal zurück-

kehrte. Ich habe ein paar Jahre lang in das Leben hineingehaun mit beiden Fäusten. Dann aber war eine Zeit, ja, ohne die wäre ich überhaupt nicht heimgekehrt, und ohne die hätte ich es hier nicht ausgehalten. Mein Weib war schmächtig. Niemand hätte ihr zugetraut, daß sie so viel Kräfte hatte. Wenn sie ihre Hand in meine legte, dann war sie kaum darin zu sehn, so klein war sie. Sie konnte aber etwas, das wenige können, und sie hat es mich gelehrt. Ein Meister bin ich darin nicht geworden, aber ganz umsonst hat sie sich doch nicht gemüht. Sie konnte sich freuen, und es gab kein Herzeleid, das so stark gewesen wäre, daß es das Freuenkönnen totgeschlagen hätte. Mit dem Herrgott hat sie eine eigene Sprache geredet, und jeden Abend hat sie gebetet: Hab' Dank! und am Tische sagte sie: Hab' Dank, halt uns fest, und streiche durch, was wir verkehrt machten. — So einen Tag wie den andern. Wenn ich den Kopf hängen ließ, dann sagte sie: Sieh, wie schön der Baum aussieht, und im Winter: Sieh doch, was sich der Herrgott für eine Mühe mit den Schneeflocken gemacht hat. — Wußte sie aber gar nicht wo aus noch ein, dann legte sie ihren Arm um meinen Hals und sagte: So lange man beieinander ist, ist man nicht arm. — Wir sind dazumal oft in die Kirche gegangen, und der Pfarrer hatte mein Weib gern. Sie haben häufig miteinander geredet, aber sie sind nie einig geworden. Haben sich immer gestritten. In allem Frieden, weißt du, Hannelore. Der Pfarrer solle nicht immer von der Sünde reden, sagte mein Weib. Es gäbe keine Sünde, einzig verkehrt machten es die Menschen manchmal. Wenn aber einer es ganz verkehrt mache und tue, was die Leute geradezu schlecht nennten, dann sei er sicher noch weit mehr ein armer als ein schlechter Mensch. Dann sei irgendeine Lücke in seinem Leben. Über die könne er nicht hinwegkommen. Das Seil sei zerrissen, an dem er bisher gegangen, nun könne er es nicht wieder finden. Vom Liebhaben solle der Pfarrer reden. Das sei stark, viel stärker, als die Menschen gemein-

hin dächten, und das Liebhaben mache oftmals einen harten Schlag nötig, so wie das bei Kindern sei. Und vom Freuen solle er reden, und wiewohl sie dem Herrn Jesus nicht in sein Werk pfuschen wolle, so meine sie doch, das Vaterunser dürfe dreist eine Bitte mehr haben. Die müsse heißen: Unsere tägliche Freude gib uns heute. — Hannelore, sie konnte sich immer freuen und hat nie einen Menschen beneidet. Und das Weib, das ein Kind war in ihrem Gemüte und an ihrem Leibe, das, Hannelore, hat drei Kinder geboren und hat drei Kinder sterben sehen, und als sie selber starb, da hat sie ihre hellsten Augen gehabt und gesagt: Was ist es gut, daß ich mich soviel gefreut habe. Nun wäre es zu spät."
Als Bauer Zorge geendet, kam ein flinker Schritt über die Stube, ein tränennasses Gesicht drängte sich an seines, junge Arme legten sich ihm fest um den Hals. „Vater!"
Zorge erschrak. „Ich wußte nicht, daß du noch da warst, Susanne. Es schadet aber nichts, daß du es gehört hast. Ich hätte es dir morgen oder übermorgen doch erzählt. Nun tue selber auch danach, Kind."
Hannelore Tröge hatte ganz still gesessen, bleich im Gesicht wie eine Gestorbene und inwendig aufgewühlt wie unter blasendem Föhn. Sie sprach nicht, aber sie nickte Zorge dankbar zu.
Der sagte noch ein kurzes Wort über Hannelores Sorge, daß er sein Kind nie und nimmer dem Erwin gegeben, wenn er auch nur im geringsten an die alte Mär glaube. Und Hannelore solle sich der Freude ganz weit auftun, dann fliege die Angst von selber davon. Am Ende käme auch bald ein anderes zum Freuen. Wenn zwei heirateten, dann sei gemeiniglich ein Drittes nicht weit. Das sei dann ganz klein und hilflos, und die Großmutter sei die gewiesenste Hüterin. —
Bruno Tröge wollte mit Susanne und ihrem Vater auf den Zorgehof gehen. Zorge aber bedeutete ihm, daß er heute

gerne mit seinem Kinde allein wäre. Das verdroß den Abgewiesenen, und er maulte, aber er kehrte zurück in die Stube und warf sich halbleibs über den Tisch. „So eine Hochzeit ist das Langweiligste, das es geben kann. Wollen wir eine Stunde knöcheln, Vater?"

„Nein. Rede ein vernünftiges Wort, und wenn du das nicht kannst, dann lege dich auf das Ohr", antwortete der Vater mit harter Stimme. —

Auf dem Zorgehofe kamen Tage, wie sie Susanne so schön nicht einmal im Traume durchlebt. Die Arbeit war nicht geringer als sonst, und es waren früher zwei Hände mehr dazu gewesen. Sie ging aber leicht vorwärts, und es blieb von einem Tage zum andern kein Rest. An den Abenden jedoch oder auch dann und wann am Nachmittage, saßen Vater und Tochter zusammen. Bauer Zorge führte sein Kind, aber so hoch er es auch führte, er stand mit seinen zwei Füßen auf der Erde und sorgte dafür, daß auch Susanne den Boden nicht unter sich verlor.

Susanne fragte den Vater um ihre eigene Mutter, ob die das Freuen auch gekonnt habe, und wie die gewesen sei.

„Siehe dir Erdmute an", antwortete der Vater, „so war deine Mutter. So stark und so brav und so fleißig. Das Freuen aber hat sie so wenig gekonnt wie Erdmute. Der ist es auch genug, daß sie arbeiten und sparen und essen und trinken kann."

An den Abenden kam dann und wann Bruno Tröge herüber. Susanne gab sich Mühe, den ganzen Tag in Freude zu stehn. Es ging aber auf und ab. Wenn die Zuversicht, daß Florian zurückkehren werde, stark wie Sonnenlicht war, dann blühte das Frohsein so reich, wie wenn ein Baum von Frühlingsherrlichkeit überschüttet ist. Die Zuversicht aber ging unter Schmerzen und wandelte sich oft und jäh in ein hilfloses Zagen. Dann war es, wie wenn Hagelwetter über Blütenbäume geht.

Der Vater lächelte dazu. „Sie wird sich zurechtfinden. Man

kann ihr nur in großen Zügen den Weg weisen. Im einzelnen geht es nicht, weil, wozu der eine einen Schritt braucht, der andere erst auf langen Umwegen kommt, und weil die Freude und die Liebe und das Gutsein wohl in ihrem innersten Wesen gleich bleiben und unverrückbar sind, darüber hinaus aber doch einem Baume gleichen, der im Sommer anders als im Herbst, da wieder anders als im Frühjahr ist und tausend Ästlein hat, und jedes bringt eine Blüte oder ein Blatt."

6.

Florian Günther kehrte heim. Er war drei Tage unterwegs gewesen. Als er seinerzeit ratlos und haltlos in die Welt rannte, brauchte er zehn oder zwölf Tage, ehe er auf dem Zorgehofe landete. Zur Heimkehr brauchte er drei Tage. Es war ein linder Tag am Anfang des März. Auf den Feldern stand die Saat in grünen Wellen, und nur an den Wegrändern lagen da und dort noch schmutzige, spärliche Schneestreifen. Im Geäst der kahlen Bäume lärmten die Finken, und am Abend kamen die Stare in Haufen und ließen sich auf den Kirchenlinden nieder.
Florian kam von der Rückseite in das Dorf. Da sah er durch die Obstbäume die schwarzen Brandmauern. Es hatten sich aber Nachbarn der herrenlosen Trümmer angenommen. Auf die Mauern waren Bretter gelegt, daß sich die Nässe in ihnen nicht festsetze. Der Schutt war beiseite geräumt, und die Balkenreste waren auf Haufen gelegt. Der Heimgekehrte trat in die ausgebrannte Stube. Da kam das Elend wieder mit Macht über ihn. Was so ein paar kahle Wände, ein halb eingeworfener Ofen, angesengte, mit Kalkresten überstreute Dielen für eine Sprache reden! In den vier Wänden hat einmal ein warmes Glück gewohnt, und über die Dielen sind einmal sichere Füße gegangen, die auf gutem Grunde zu stehen meinten; der Ofen hat an kalten Winterabenden gewärmt und war ein Stück Daheim für sich in

seiner breiten, behäbigen Gutmütigkeit. In die Vorderplatte des eisernen Untergestells hatte der Vater seinen Namen gießen lassen. Heinrich August Günther. Es tat weh, auf Trümmern zu stehn, auf denen alles lebendig wurde, was traulich und gut und schön gewesen war.
Florian Günther aber schüttelte den Kopf. Es tat weh, aber daß man darum den Verstand verlor und allen Halt und war wie ein törichtes Kind oder wie ein Weib, dazu war nicht Ursache. Davor in die Welt rennen! Freilich, in die Welt und auf den Zorgehof, auf dem ein Mädchen wohnte, das ihm nicht aus dem Sinn kam.
Er trat auf den verwüsteten Hof, ging wieder durch den Obstgarten zurück nach links hinab auf den Friedhof. Da lagen die zwei Gräber nebeneinander, die letzten rechts in der oberen Reihe, aber es waren inzwischen neue dazugekommen. Eine ganze Anzahl sogar, außergewöhnlich viel. Der Typhus hatte in einer Reihe von Häusern die Leute auf das Lager gestreckt. Es stand aber noch auf keinem Grabe ein Denkmal, und Florian Günther wußte nicht, wer derweile aus der Reihe der Lebendigen geschieden war. Er stand lange vor den Gräbern und redete mit Vater und Mutter, und mitten in der stillen Zwiesprache fiel es ihm auf, daß er wieder mehr der Mutter gedachte, und daß sie lebendiger vor ihm stand als der Vater. „Es ist schon so", sagte er laut, „und es ist immer gut so gewesen, und der Vater hat sicher nicht darunter gedarbt. Das aber ist nicht wahr, daß mir eines lieber gewesen wäre als das andere."
Da rief ihn einer an. Eine frische, starke Männerstimme.
„Florian, bist du es wirklich?"
Florian Günther trat von den Gräbern zurück, schloß das Friedhofstor, das verrostet in den Angeln schrie, und reichte dem Rufer die Hand.
„Tag, Hartmannsbauer. Ja, da bin ich wieder."
„Haben sie dich endlich gefunden?"
„Wie denn das: Gefunden?"

„Der Schulze hat es doch in die Zeitungen einrücken lassen, und das Amtsgericht hat dich aufgerufen."
„Davon ist mir nichts bekannt geworden. Wo ich war, da kam kein Ruf hin."
„Wenn du willst, dann kannst du derweile bei mir bleiben."
„Gerne, Hartmannsbauer. Ich hätte dich sowieso aufgesucht."
„So komm."
Des Bauern Weib grüßte ihn freundlich und hielt seine Hand lange fest. „Sie haben gemeint, du habest dir ein Leid angetan", sagte sie.
Auch des Bauern Sohn, der nur etliche Jahre jünger war als Florian Günther, begrüßte ihn mit einem munteren Worte und spottete nicht darüber, daß der andere förmlich geflohen war. In der Stube war es halbdunkel, und es fiel Florian nicht auf, daß die Bäuerin ein schwarzes Kopftuch trug, und dem Bauern viel Schnee in die Haare gefallen war. Er fragte nach einer Weile, wo die Frieda sei, die Tochter, die ein rankes, lebendiges Mädel war.
Da räusperte sich der Bauer und wandte sich ab. „Wo du herkommst, da liegt sie", sagte er.
Die Bäuerin zündete mit zitternden Händen die Lampe an, und Florian sah, daß sie in Trauer ging, und daß der Bauer alt geworden war, und auch der Kamerad saß still auf der Bank und hatte ein ernstes Gesicht. Sie trugen aber das Leid still und stark, und sie hatten ihre Arbeit getan, wie es der Tag erforderte.
Die Bäuerin setzte sich an den Tisch. Der Sohn ging hinaus, mit dem Gesinde dem Vieh vorzuschütten, der Bauer wanderte etliche Male in der Stube auf und ab, langte nach der Pfeife, brannte sie an und ließ sich neben seinem Weibe nieder. Die redete von der großen Not, die über das Dorf gekommen war. Mit des Florian Eltern habe es angefangen. Dann seien sie der Reihe nach daran gekommen, der Schulze und der Schmied und der Hercht und eine ganze Reihe jun-

ger Leute. Die Ärzte seien täglich stundenlang im Dorfe gewesen, und acht Kranke mußten in das Kreiskrankenhaus. Von denen seien zwei gestorben. Im Dorfe im ganzen neun mit des Florian Eltern, und des Hübners Brigitte sei eben so übel daran wie er. Auch der seien Vater und Mutter gestorben. Da mußte Florian fragen, wo das Mädchen sei.

„Daheim ist sie“, sagte der Bauer, „wo soll sie sonst sein?“ Er sagte das so, wie er immer redete, ruhig und fest. Florian Günther aber strich sich hastig über den Schnurrbart und hob die Augen nicht auf. Ein Mädchen war stärker gewesen als er.

Sie fragten ihn nicht, wohin er seinen Jammer getragen, aber nach dem Abendessen erzählte er, daß er, als das Haus verkohlt gewesen, so, wie er war, durch den Garten gelaufen sei und sich nicht umgesehen habe. Einzig gelaufen sei er. Immerzu. Anfangs habe er geheult wie ein Kind, dann sei das stille geworden, aber er habe die Menschen förmlich gehaßt und kein stilles Beisammensein sehen können. Übernachtet habe er hier und dort, einmal bei einem Ziegelstreicher an einer Lehmgrube und dann bei einem Gemeindehirten; immer bei Leuten, die am Wege wohnten. Dann sei er am zehnten oder zwölften Tage auf den Zorgehof gekommen. Von der Nacht im Walde redete er nicht. Auf dem Hofe sei es einsam, aber sie rührten die Hände wacker. Und wieder erzählte er nicht von Susanne. Wohl aber redete er von Erdmute, daß sie in den Tagen Hochzeit habe mit einem Nachbarssohn. Da verschwieg er wieder, daß ein zweiter da war. Die Bauersleute aber hatten den Eindruck, daß Florian Günther in ein abgelegenes Dorf gekommen sei, weil er von Nachbarn redete.

Der Bauer paffte eine Weile stark aus seiner Pfeife. Ohne Florian anzusehen, sagte er: „Wer gesehn hat, wie ihr zusammenlebtet, du und deine Leute, und wer deine Mutter kannte, der kann das verstehn, daß du den Kopf verlorest.

Es war viel, das über dich kam. Wärest du aber daheimgeblieben, dann hätten sie wenigstens die Mäuler nicht über dich aufreißen können."
„Haben sie das getan?" fragte Florian verwundert.
Die Bäuerin drang in ihren Mann. „Kann das nicht bleiben bis morgen oder übermorgen?"
„Nein", widersprach der Bauer, „wie sollte er sich sonst morgen zurechtfinden, wenn ihn die Leute schief ansehn oder wenn einer gar ein hämisches Wort sagt."
Florian wußte mit den Reden nichts anzufangen, aber er spürte, daß er sich gegen etwas wehren mußte. Er neigte sich zu dem Bauern. „Was sagen sie von mir?"
Der rauchte ruhig und gleichmütig weiter. „Wie ist das Feuer ausgekommen?"
„Ich weiß es nicht. Als ich am Tische saß und vor mich hingrübelte, da hörte ich, daß einer auf der Straße Feuer schrie, und als ich auf den Hof trat, da schlug die Lohe aus dem Dache."
Indem er sprach, verstand er aber, was die andern von ihm redeten. Da rann es ihm so kalt durch den Leib, daß ihm die Worte auf den Lippen gefroren. „Sie sagen, — — — ich — — hätte mein Haus angezündet?" fragte er nach einer Weile mit zuckendem Munde.
Der Bauer wehrte ab. „So nicht. Nicht, daß du es gewollt hättest. Da wäre ja kein Sinn drin."
„Nein, gar keiner."
„Aber es sei da etwas geschehen, das du nicht wolltest. Vielleicht, daß dir die Lampe aus der Hand fiel, als du auf dem Boden warst oder daß du in Gedanken ein Streichholz wegwarfst. So könnte es gewesen sein."
Das erleichterte die Last ein wenig, die unversehens auf Florian Günthers Schultern geworfen worden war, aber er zürnte doch, daß man ihn verdächtigte und sagte bitter: „Sie haben doch gesehn, daß ich bei dem Brande arbeitete, so viel, wie von den andern kaum drei zusammen."

„Wärst du dageblieben und hättest ihnen vor den Augen gestanden, dann wäre das Gerede nicht aufgekommen. Daß du aber davonliefst, das hat ihnen bestätigt, was sie dachten. Den Kopf hattest du verloren, als du gesehn, daß es nicht zu halten war."
„Und sie denken alle so?"
„Alle? Hm, die meisten, aber es ist nicht einer drunter, der dir einen ernsthaften Vorwurf macht. Sie könnten das begreifen, sagen sie, und es sei halt einmal eine rechte Unglückszeit für dich gewesen."
„Was sagst du dazu?"
„Du hast es ja vorhin schon gehört. Wenn ich es aber den andern sage, dann schütteln sie den Kopf, weil es keiner begreifen kann. Das können sie nicht, weil es in ihren Häusern anders zugeht als seinerzeit bei euch. Ihr waret besondere Leute, du und deine Eltern. Was willst du aber machen? Es ist nichts zu tun, und den Glauben kannst du den Leuten nicht aufzwingen."
Da sah Florian Günther finster vor sich hin, und es war so still in der Stube, daß der Pendelgang der Uhr wie Hammerschläge klang. Florian aber vergaß, daß er ein Gast in fremdem Hause war. Er hieb die Faust auf den Tisch. „Donner noch nein! Jetzt haben sie mich gesucht wie einen Lumpen, und am Ende stand in den Blättern ein Steckbrief, der sagte, daß ich ein Brandstifter sei. Dreinschlagen möchte ich..."
„Hm, wenn du den richtigen träfest, wäre das nicht das übelste", sprach Hartmann.
Florian starrte ihn an. „Den richtigen?" Er wurde heiß. „Bauer, wer hat es aufgebracht?"
„Du, und wenn du zuschlagen willst, dann fange bei dir an."
„Ja", kam es langsam aus des Heimgekehrten Munde. „Ich weiß aber, was ich tue. Morgen stelle ich mich dem Gericht!"

„Natürlich, und zum Schulzen gehst du. Mit der Versicherung wirst du einen harten Strauß haben. Sie werden dir das Geld nicht auszahlen wollen, weil sie meinen, du habest das Haus aus Fahrlässigkeit angesteckt."
Sie redeten noch allerlei. Der Hartmannbauer hatte die vier Ziegen in den Stall genommen und das Schwein. Und was an Möbeln gerettet worden war, das hatte er droben in eine Kammer stellen lassen. Florian dürfe sich in sein eigenes Bett legen. Das sei gerettet.
Als der Morgen durch die Scheiben sah, und die Stare pfiffen, erhob sich Florian. Er hatte die ganze Nacht gesonnen. So sah er hohläugig aus, doch die Spannung in ihm überwand die Müdigkeit. Was alles daraus wird, wenn man nicht fest auf den Füßen steht.
Des weißhaarigen Zorges Wort blieb: Kehre als ein Mann wieder, — und ein Mann wird man nicht mit Worten, der wird man, wenn man sich aufrecht stellt, anstürmen läßt, was kommen muß, und es mit festem Griffe duckt.
Er ging durch das Dorf und hatte das Haupt in den Nacken geworfen, grüßte rechts und links, nicht freundlich, nicht herb, aber mit fester Stimme, und wenn ihn einer anrief, dann sagte er: „Ich komme heute oder morgen auf einen Sprung zu dir."
So ging er in das Städtchen, trat vor den Richter, war nicht befangen und forderte, daß der ihm sage, wie alles stünde. Der wollte zunächst wissen, wo Florian geweilt, hatte aber nie von dem Dreisatale vernommen und schrieb den Namen des Bauern auf und das Dorf, von dem aus ein Brief auf den Zorgehof kommen konnte. Dann mußte Florian erzählen, warum er davongegangen war. Das redete er nun schon zum zehnten Male aus sich heraus, aber neunmal war darüber ein weicher Harfenton gewesen. Heute wehte ein scharfer Wind darüber.
Der Richter war ein hagerer, alter Mann mit einem gütigen, milden Gesicht. Seine Augen lagen hinter scharfen

Brillengläsern, und als er die Brille einmal abtat, da sah Florian, daß die grauen Augen über einem Herzen leuchteten, das alles zu verstehen schien. Er hatte damit gerechnet, daß er sich werde zur Wehr setzen müssen und war dazu bereit gewesen, aber der Richter verdächtigte ihn nicht. Als er nach Kleinigkeiten fragte, milde und väterlich, da brachen all den Speeren, die Florian bereitgehalten, die Spitzen ab und klirrten zu Boden, und er redete von dem jämmerlichen Abend in dem leeren Hause, aus dem sie ihm Vater und Mutter fortgetragen, wieder in der alten Weise, über der die klagende Harfe schwang. Der Richter nickte dem Burschen zu. Der Verdacht, daß Florian aus Unvorsichtigkeit zum Brandstifter geworden sei, der könne wohl nun nicht länger aufrecht erhalten werden, aber wie sei das mit der Hicketier, die damals im Hause ein und aus gegangen? Sei die am Ende auf dem Boden gewesen? Das wußte Florian nicht.

Wie lange Florian zu bleiben gedächte? Auch das wußte er nicht. Sicher aber so lange, bis die Sache klar und aus sei. Ob er wieder aufbauen werde? Da war der Kern alles Erwägens herausgeschält, und nun stand die Frage da wie ein Block. Ja oder nein. Ja, dann — versank eine Sonne. Ein Mädel wartete umsonst. Schlanke, weiße Arme, nach denen er sich sehnte, legten sich ihm nie um den Hals. „Nein, ich baue nicht wieder auf." Da stand's, wieder wie ein Block, aber ein Beträchtliches größer als der erste.

Für heute seien sie fertig, sagte der Richter darauf, aber Florian müsse nun noch zur Verhandlung kommen. Der Richter wolle das Verfahren beschleunigen, so sehr er vermöchte, daß Florian wieder ganz rein dastünde.

Vier Tage später saß die Hicketier dem Richter gegenüber. Ob sie wohl auf dem Boden im Güntherschen Hause gewesen sei. Ja, da sei sie gewesen. Was sie da zu tun gehabt? Die Leute hatten doch geschlachtet und hatten das Fleisch in der Esse hängen, und es wäre alles geradezu gebraten,

wenn die Hicketier nicht den Schieber ein wenig vorgeschoben. Dann habe sie am Ende den Essenschieber nicht recht oder auch gar nicht wieder eingesetzt. Da fuhr die Hicketier auf wie eine Rasende. So, das sei wohl jetzt des Florians Dank für ihre Mühe, daß er sie verdächtige? Nicht einen Pfennig habe sie gekriegt und sei, als die Leute krank waren, aus und ein gegangen, hätte zwei Nächte gewacht, und als sie auf dem Brette lagen, da habe sie ihnen alles Liebe angetan, und hernach sei sie dem Florian zur Hand gegangen, der förmlich wie ein Kind gewesen sei. Das sei nun wohl der Dank? Der Richter wahrte der Ungestümen gegenüber seine lächelnde Ruhe. Ob sie beschwören könne, daß sie den Essenschieber wieder fest eingesetzt? Ja, mit zehn heiligen Eiden. Dann sei es gut.
Zornig kehrte die Alte in das Dorf zurück, und als sie den Florian zufällig auf der Straße traf, da schrie sie und jammerte und überschüttete ihn mit Anklagen, so daß die Leute die Köpfe aus den Fenstern steckten und auf die Straße traten. In derselben Stunde ging es durch das Dorf, daß der Florian die alte Hicketier verdächtigt habe. Sie schüttelten die Köpfe über ihn. Er solle sich schämen, ein altes, braves Weib, das ihm viel Gutes getan, als Brandstifterin hinzustellen.
Wochen darauf mußten sie beide zur gerichtlichen Verhandlung, und die endete für beide mit einem Freispruch. Weil es aber ein regnerischer Tag war, hatte der Hartmannbauer den Braunen eingespannt, und Florian war gefahren. Unterwegs hatte er die Hicketier getroffen und sie aufgefordert, auf den Wagen zu steigen. Die hatte mit geiferndem Munde abgewehrt. Auf dem Heimwege aber saßen sie nebeneinander, die Hicketier hatte glänzende, fröhliche Äuglein und verkündete es allen, daß der Florian ein guter Mensch sei, der sie reichlich, überreichlich abgelohnt habe.
So war Florian Günther eine ganze Reihe von Wochen in seinem Heimatorte, und in der Zeit tat er, wie Bauer Zorge

gesagt. Er trieb einen Nagel in sich hinein. Der war die alte Heimat. Eine neue aber wölbte in starker Kraft und in gesundem Leben Welle auf Welle darüber. Wenn er an der Brandstätte vorüberging, sah er ohne Schmerzen, wie Heinrich Seger den Schutt beiseite schaufelte, wie die Maurer kamen, die alten Mauern abkratzten und neue Steine darauf setzten. Heinrich Seger hatte ihm Baustelle und Mauerreste abgekauft. Auch eine Ackerstelle hatte ihm Florian überlassen. Ziegen und Schwein hatte der Hartmann übernommen. Die anderen Felder und Wiesen waren in des Eckenbauern Hände übergegangen. Florian Günther hatte auch des Hübners Brigitte aufgesucht als eine, der das Geschick ebenso hart geworden war wie ihm. Er war aber von dem Mädchen enttäuscht gewesen. Sie trug es nicht schwer, nicht leicht, sie trug es stumpf. „Was willst du machen", sagte sie. „Anfangs habe ich auch gedacht, ich müßte mir den Kopf an der Wand einrennen, aber es kommt nichts dabei heraus. Laß sie ruhen. Du hast es zu sehr an dich kommen lassen. Das muß man nicht; es nützt nichts."
Florian hatte seinem Wirte geholfen. Auf den Feldern und auf den Wiesen, und wo eine Arbeit nach dem Zimmermann schrie, da hatte er zugegriffen. Er war hagerer geworden, seine Reden waren knapp und klar, und wenn er lachte, dann geschah es leise mit kaum gekräuselten Lippen.
Die Bäuerin hatte sich an ihn gemacht mit der Frage, ob er etwa um des Geredes willen verkauft habe und davongehen wolle. Da hatte Florian geantwortet: „Nein, Bäuerin. Die Leute haben recht gehabt. Sie konnten es sich kaum anders deuten, als sie es getan haben. Vielleicht hätte ich es ebenso gemacht. Ich gehe darum, weil ich in dem Dreisatale eine neue Heimat gefunden habe, die mir so lieb sein wird wie mir die alte war. Wenn ich das Geld von der Versicherung habe, dann gehe ich."
Das Geld war ausgezahlt, Florian hatte es zur Kasse gebracht; nun war alles klar. Als er seine Habseligkeiten mu-

sterte, um zu sehen, was er mitnehmen könne, da legte er neben Notwendigem und Nützlichem allerlei Kleinkram zurecht. Das Bild der Eltern natürlich, das in der einen Ecke angesengt war, dann aber einen Laubsägekasten und ein paar Bücher aus Kindheitstagen. So trug er ein schweres Bündel auf dem Rücken, ging noch einmal auf Heinrich Segers Bauplatz, wünschte ihm alles Gute für später und wanderte dann mit langen Schritten den Weg zurück, den er vor Wochen gekommen war. Er ging mit festen, gleichmäßigen Schritten, klagte inwendig den Gräbern nicht nach, die er daheim lassen mußte, zerdrückte eine Träne um seines Heims willen, ging aufrecht und helläugig und strack. Nicht ins Blaue hinein ging er, es schien ihm denkbar, daß Susanne an ihm irre geworden sei und sich dem Bruno Tröge verlobt habe, aber die Zuversicht, daß ihm nicht löge, was ihn in das Dreisatal zog, die war doch stärker als die Zweifel.

Wieder ging er drei Tage, und die Erde lachte ihm entgegen, die Wässerlein grüßten ihn, und die Vögel sangen ihm lustige Wanderweisen. Der Sommer stand in köstlicher Fülle. Auf den Wiesen prunkten die Blumen, und auf den Feldern blühten die ersten Ähren. Die Sonne machte weite Tagereisen, und Florian Günther hätte wohl täglich länger unterwegs sein können, als er es war. Er zügelte aber die Ungeduld, die ihn mit der Sonne am Morgen auf die Füße jagen wollte, und ließ sich Zeit. Unterwegs kam er durch ein blühendes Waldtal. Da schnitt ein braunes Mädchen das Gras und hatte eine zweite Sense auf den Rain gelegt für den Fall, daß die andere stumpf würde. Florian Günther lachte das Mädchen an und fragte, ob sie wohl einen Gehilfen brauchen könne.

„Ei freilich", sagte sie flink und wies auf die Sense am Raine. Der Wanderer warf das Bündel von den Schultern, legte die Jacke ab und schnitt, daß die Gräser rauschten. Die Mäherin sah ihm dann und wann mit blitzenden Augen

zu. Florian aber neckte sie, so sei es nicht gemeint, daß nun er die Arbeit tue, und sie sich ausruhe. Sie schnitten zusammen und sangen zusammen, und das Waldtal gab den Sang im klingenden Echo wieder. Als sie mit der Arbeit zu Ende waren, fragte das Mädchen, was sie ihm nun schuldig sei. „Das", sagte Florian, umfaßte sie und gab ihr einen Kuß auf die blühenden Lippen. Das Mädchen errötete, aber wie er das Bündel wieder auf die Schultern warf, sagte sie zu ihm, daß er auch bleiben könne, wenn er wolle. Florian sah sie fröhlich an. „Am Ende wartet ein anderer auf dich, und ich käme ihm in die Quere; ich muß weiter." Er stieg den Hang hinan und winkte von droben her noch einmal mit dem Hute. An den Abenden kehrte er in den Wirtshäusern ein, und wenn er nach dem Essen noch ein wenig durch das Dorf schlenderte, dann plauderte er gerne mit den Mädchen oder saß unter den Burschen. So an zwei Abenden. Am dritten ging er, als die Sonne sich neigte, durch das letzte Dorf vor dem Dreisatale.

Da sah ihn der Bursche, der vor Bruno Tröge damit geprahlt hatte, daß er schon im Gefängnis gesessen habe. Der ging ihm nach, und als sie ein Ende vom Dorfe weg waren, begann er zu blöken wie ein Kalb. Florian sah sich verwundert um, und wußte nicht, wem die törichte Spielerei galt. Da rief der andere: „Saugkalb, he, willst du wieder in den Pferch?" Nun blieb Florian stehen. Der andere kam ihm entgegen, hatte die Hände in den Taschen, und das Hemd stand ihm offen auf der braunen, hochgewölbten Brust.

Er war ein hübscher Mensch mit Augen wie Tollkirschen, einem runden Gesicht, und der schwarze Schnurrbart stand ihm gut, aber sein Gang und seine Haltung verrieten eine eigenwillige Faulheit, die im Gefühl von Kraft prahlend zur Schau getragen wurde. Florian Günther merkte, daß der Bursche an ihn wolle und fragte ihn darum. Da gab ihm der einen Stoß, daß er taumelte und nannte ihn abermals ein Saugkalb, das nach der Mutter schreie. Florian

hatte geschwind das Bündel abgeworfen und stand breitbeinig mit blitzenden Augen im Wege. „Was willst du?"
Der Grobe lachte und tat die Hand nicht aus den Taschen. „Bist du nicht der, der am letzten Christfeste auf den Zorgehof kam?"
„Der bin ich."
„Und du hast durch den Wald geblökt wie ein Kalb, das die Alte verloren hat, und jetzt willst du dem Tröge das Mädel vor der Nase wegnehmen."
„Da liegt's?" fragte Florian, und der Atem ging ihm pfeifend durch die Nase. Er trat dem Fremden einen Schritt näher. Der riß die Hände aus den Taschen und umklammerte Florian Günther ungestüm wie mit Ketten. Es war ein rascher Überfall und darauf berechnet, daß der Blonde überrumpelt werde. Florian aber stand. So wurde es ein hartes Ringen, Brust gegen Brust. Im Ringen kollerten sie auf den Weg und schlugen sich die Hände an den Steinen blutig. Der aus dem Dorfe fluchte unflätig, und auf den Lippen stand ihm der Schaum. Über Florian Günther aber kam ein rasender Zorn. Er hatte den anderen unter sich und hätte ihn in den Graben werfen können, aber er schlug mit den Fäusten auf ihn los und fragte nicht, wohin die Schläge trafen. Da barmte der Bursche und jammerte. Florian aber schien ihn abtun zu wollen, so wild hatte ihn das Blut gemacht.
Da flog ein Stein zu den zweien herüber, und einer rief lachend: „Du willst ihn wohl zum Spaße totschlagen? Um den Arno Heidrich wäre es nicht schade, aber am Ende um dich."
Florian ließ ab von dem Burschen, richtete sich auf, wischte über das Gesicht, stand, als träume er und grollte: „Ich habe ihm bloß zeigen müssen, daß das Saugkalb derweile ein Ochse geworden ist. So ein Schubjack! Fällt mich auf dem Wege an, obschon ich ihn bis heute überhaupt noch nicht gesehen habe.

„Alle Knochen hat er mir zerschlagen", jammerte der Bursche und hockte auf einem Steinhaufen.
„Freilich", bestätigte der eben dazu gekommen war, „ich habe euch doch schon eine ganze Weile zugesehen. Richtig eine Lust war's, wie ihr euch gekollert habt, und wie dann dem Blonden so allmählich das Feuer unter die Haare geschossen ist. Es hat eine Weile gedauert, ehe es in ihm zündete, aber nachher war es eine gute Hitze. Nun steh auf, Heidrich, und gehe heim, und wenn du nicht von allen guten Geistern verlassen bist, dann denke an den Abend, wenn dich das Fell wieder einmal juckt."
Er wandte sich an Florian Günther. „Wir haben einen Weg. Du gehst doch nach dem Zorgehofe?"
„Ja."
„Ich gehe in den Wald. Der Köhler Eckert bin ich, und ich habe von dir gehört, daß du am Christfeste mit des Zorges Mädel in der Kirche warst."
Florian schulterte das Bündel. „Um die ist es gegangen, und mir scheint, der Bruno Tröge hatte den Grobian angestellt."
Der Köhler lachte. „Wenn zwei Burschen sich in die Haare kommen, dann ist allemal eine Schürze nicht weit. Daß aber darum ein Dritter seine Haut zu Markte trägt, das nimmt mich nur bei dem Heidrich nicht wunder."
„Es war gut, daß du kamst."
„Warum?"
„Mir waren lauter rote Ringe vor den Augen, und es hätte am Ende übel auslaufen können."
„So einer bist du?"
„Ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß ich so bin, aber einen anfallen, der nichts weiter will, als in Frieden seines Weges gehn!"
Sie schritten herzhaft aus, und Florian wurde allmählich wieder freier. Der Abend war voll stillen Friedens. Die Schwarzplättchen flöteten aus den Hecken, und die Wälder

rauschten. Späte Immen brummten vorüber, und ein ganz leises, weiches Wehen ließ nur eben Florians Haar leicht flattern. Der Himmel, der im gelben Sonnenlichte hellgrau gewesen war, malte sich blau an, und über den Bergen tat sich ein erstes, lichtes Himmelsfenster auf.
Eckert und Florian Günther mäßigten unbewußt den Schritt. Der Köhler erzählte, daß er mit dem Kohlenfuhrmann gegangen sei, weil er einiges zu besorgen gehabt habe, das er einem anderen nicht habe anvertrauen mögen. Die Kohlen führen sie links drüben auf breiterem Wege aus dem Forste. Der Weg durch das Dreisatal sei der nähere, aus dem Forste heraus aber nicht fahrbar. Den nähmen sie heimwärts. Als Florian wißbegierig fragte, was es denn für ein Leben in den Wäldern sei, da begann der Köhler zu erzählen. Sie hätten den Forst durch etliche dreißig Kohlstätten. An vielen arbeite einer allein, an anderen schafften die Köhler mit ihren Familien zusammen. Er wohne allein. Sie seien untereinander eine Gemeinde, und die meisten seien irgendwie mit dem Leben zusammengeeckt. Der Landfried sei der Vorsteher, aber außer daß sie die Steuern zahlten, seien sie frei von allen Abgaben. Jeder stünde für sich und wahre seine Freiheit. Herren hätten sie keinen über sich. Wenn man es so nehmen wolle, dann vielleicht den Oberförster, aber der habe nur durch den Vorsteher mit ihnen zu tun. Frevel duldeten sie nicht unter sich. Wenn einer in Not sei, dann stünden sie zusammen und trügen gemeinsam, soweit es so zu tragen sei. Käme einer, der um Ruchlosigkeit willen geflohen sei, so lieferten sie ihn aus. Es sei nicht leicht, den Landfried zu belügen; denn es gingen viele geheime Fäden von ihm aus in die Welt. Da sei der Helmold gewesen, der ein Lump war und einen am Wege ablauerte, ihm sein Geld zu nehmen. Den habe er erschlagen, weil er sich wehrte. Als sie ihm hernach auf den Fersen waren, und der im roten Kittel nach ihm langte, da floh er in die Wälder und erzählte, er habe sich gegen einen gewehrt und im

gerechten Ringen zu derb zugeschlagen. So nahmen sie ihn auf. Er war aber kein Vierteljahr unter ihnen, da wußten sie, was hinter ihm lag, banden ihn und lieferten ihn aus. Und ein anderer sei da, der habe seinen Vater erschlagen, ginge aber doch frei unter ihnen als ein stiller, fleißiger Mensch.

Florian eiferte: „So einen duldet ihr? Den hättet ihr erst recht ausliefern müssen."

„Du redest, wie du es verstehst", erwiderte Eckert. „Es kann einer unglücklich werden und in der Hitze tun, was ihn hernach reut. Du hast das doch an dir selber gesehn. Ja, und der, von dem ich redete, der ist ein braver Mensch gewesen. Sein Vater war ein Trinker und ein hämischer Taugenichts. Der Junge aber hatte ein Mädel gern, es ging, wie das natürlich ist. Als sie wußten, daß ein Kind kommen werde, da nahm der Bursche das Mädel in sein Haus, um sich seinerzeit vor dem Pfarrer mit ihr zusammengeben zu lassen. Der Alte aber hat das Weib gehöhnt und ihm solch hämische Reden gegeben, daß eine andere ihn beizeiten aus dem Hause geworfen hätte. Sie hat es still für sich getragen und dem Manne nichts davon gesagt. So ist das eine ganze Zeitlang gegangen, und der Alte hat sich zuletzt auch vor dem Sohne keinen Zwang mehr angetan. Einmal hat er mit dem Fuße nach dem jungen Weibe getreten, daß sie zusammenstürzte. Da ist die Hitze über den, — ja so, den Namen brauchst du nicht zu wissen, es ist auch lange her —, da ist die Hitze über ihn gekommen, er hat dem Vater einen Stoß gegeben, daß er mit dem Kopfe gegen den Bettpfosten schlug, und da war es fertig. Was hätte das für einen Zweck gehabt, wenn er ein Jahr im Gefängnis gesessen hätte? Unter den andern konnte er nicht wohnen bleiben, so nicht und so nicht. Da kam er zu uns und ist ein stiller, fleißiger Mensch."

Sie gingen eine Weile still nebeneinander. Da sagte Eckert: „Du mußt nicht denken, daß ich mit allem, wie es unter

uns ist, einverstanden wäre. Sei es wie es sei, das muß ich doch sagen, daß ich nirgend anderswo mehr wohnen möchte. Ich bin auch mit dem Leben zusammengerannt, und es müßte närrisch zugehn, wenn ich damit noch einmal anders zurecht käme als heute." Der Köhler sah bei seinen Worten finster vor sich hin und stieß den Stock hart auf die Erde.

So waren sie in das Dreisatal gekommen und standen an dem Brücklein, über das der Weg nach dem Zorgehofe ging.

Eckert reichte Florian die Hand: „Ich wünsche dir, daß es bald ins reine kommt. Gute Nacht."

Als Florian bergan stieg, kam eben Bruno Tröge von droben her. Er blieb überrascht stehn und sagte grollend: „Du bist doch wiedergekommen?"

„Nein", antwortete Florian, „es kommt ein anderer wieder. Das Saugkalb ist ein Ochs geworden. Vor zwei Stunden hat es der Heidrich gespürt. Wenn du willst, dann besuche ihn morgen und laß dir's erzählen."

7.

Der Frühling ließ sich Zeit, ehe er in das Dreisatal kam. Er hatte lange schon im Lande draußen alles getan, die Immen an die Arbeit gejagt, den Staren und Finken die halbvergessenen Weisen in die Erinnerung gerufen, den Menschen die Winterseele ausgestäubt von Weh und Jammer, die Wiesen mit Blumen betupft, ehe er den Fuß ins Dreisatal setzte. Und bevor er selber kam, gebot er dem Winde, zunächst einmal Kehraus zu machen. Der freute sich, daß ihm sein Vater freie Hand ließ. Mit Blasen und Fauchen und Bellen und Kichern warf er sich in den Wald, nahm in wildem Übermut die schlanken Stämme in die Hände und ließ sie auf und nieder schaukeln, ritt durch die Kronen, daß sie sich tief unter dem wilden Reiter bogen, blies war-

men Atem in die Schluchten, in denen noch die dicken Schneemauern standen, blies und blies, bis all die Wintermacht und Zier zu Wasser wurde. Die Wasser schossen der Dreisa zu, jauchzend, springend, polternd, hoppoldei über Stock und Stein. Das war der Dreisa schönste Zeit. Da tat sie sich gütlich.

Viel hatte die Dreisa gesehn. Müde Männer, die mit gebücktem Rücken unter schwerer Last in die Wälder kamen und dort langsam wieder auflebten, Särge, die aus den Häusern am Hange herausgetragen wurden, und Taufzüge, in denen man ein Kind im weichen Bette trug. Wilde Burschen und solche, die ruhigen Fußes ihres Weges gingen, Mädchen mit blühenden Wangen und solche, die grau im Gesicht waren, in denen aber ein heißer Brand am Gemüte zehrte. Nie jedoch hatte sie ein so wunderliches Mädchen gesehn wie das, das an vielen, vielen Tagen am Morgen vor die Haustür trat, den Blick das Tal hinabwandern ließ und seufzend in das Haus zurückkehrte, das lachen wollte und dem im Lachen die Tränen aus den Augen sprangen.

So lange Winterfrost die Hände auf Wiesen und Feldern hielt, mußten sich Zorge und sein Kind im Hause halten. Es war eine stille Zeit, so eine, wie sie die Ähren durchmachen, ehe das Korn in ihnen drängt und wächst. Da schaffen sie Tag und Nacht, und es ist doch vor aller Augen verborgen. Wenn es aber sichtbar wird, dann ist es fertig und wohlgetan. Es war eine fruchtbare Zeit für Susanne. Wenn die Dreisa im Tale brüllte, und der Wind um das Haus heulte, und Wolf die Runde nächtlich immer weiter ausdehnte, dann saßen sie nebeneinander, der weißhaarige Alte, dem die Welt ein offenes Buch war, und sein Kind.

Susanne machte vor dem Vater kein Hehl mehr aus dem, was in ihr lebte.

„Er kommt nicht wieder", klagte sie. „Du wirst es sehen, Vater, daß sie ihn drunten festhalten."

„Es hält ihn keiner fest", entgegnete Zorge, „einzig er sel-

ber kann sich drunten festhalten. Tut er es aber, dann war es nicht das Wahre, das du zwischen euch wähntest. Alles kommt, wie es muß, Kind, und nichts geschieht darüber hinaus oder darunter. Alles kommt, wie es muß. Ich habe dir aus meinem eigenen Leben erzählt. Es ist kurz, obwohl ich an die sechzig bin, aber es ist doch so lang, daß ich schon darin sehe, daß nichts von ungefähr kommt. Du redest gerne von dem, den wir den Herrgott nennen, und du darfst es glauben, daß er uns am Leitseile hält. Es ist keiner frei. Du mußt das Wort recht verstehn. Wären wir frei, dann würde keiner eine Not suchen. Er muß es sich aber gefallen lassen, daß sie kommt, und man muß lernen, auch darin inwendig frei zu werden. Es muß alles seinen Weg gehn, ob auch jeder meint, e r ginge ihn. So lange alles gut geht, läßt er es dabei und dünkt sich ein Freier und ein Herr, der tut und läßt was er will. Kommt aber die Not, die er nicht gerufen hat, durch die er aber doch hindurch muß, ob er will oder nicht, dann steht er da mit verwunderten Augen und merkt, daß er geführt wird, daß er nicht selber führt. Was wäre das auch für eine klägliche Allwissenheit, die nicht weiter sähe als wir, und was wäre das für eine Liebe, die uns mit Peitschen schlüge. Es kommt alles, wie es muß, und alles ist gut. Ich habe dir gesagt, daß ich, als ich in das Dreisatal zurückkehrte, ein einsamer Mann war, ob auch nachher deine Mutter durch das Haus ging. Sie war rechtschaffen und wacker, aber ich bin einsam neben ihr geblieben und wurde noch einsamer — nein, das trifft es nicht genau, es war nur eine andere Art des Einsamseins — als sie gestorben war. Wie hätte ich die langen, langen Winter hinbringen sollen, wenn ich nicht in der Zeit, da ich drunten unter den Leuten lebte, gelernt hätte, die Freude da zu sehn, wo sie die Menschen gemeiniglich nicht suchen. Auf dem Boden steht ein ganzer Kasten voll Bücher."

„Warum hast du mir keines von denen gegeben?"

„Was soll ich sagen, Kind? Ich wollte nicht. Das ist es, aber

vielleicht war es falsch. Es sind viele Abende gewesen wie der heutige, und viele wie der, an dem der Florian den Weg in das Haus fand. Da habe ich über den Büchern gesessen, und was ich in mir aufgenommen habe, das hat es ganz fest in mir gemacht, daß ein großer, guter Wille regiert. Wenn eines danach verlangt, es zu wissen, so wie du, dann gebe ich ihm, was ich selber habe. Es hat es aber außer dir noch keines verlangt. Erdmute ist anderer Art, und ich mag niemandem etwas auf die Schultern werfen, das nicht zu ihm paßt. Das ist auch eine von den Meinungen, die fest in mir geworden sind, daß ich niemand mehr und niemand weiter führen will, als er selber mag. Dann weiß ich, daß ein anderer ihn zu seiner Zeit an der Hand nehmen wird."

„Du redest immer vom Freuen, Vater. Wie soll ich mich aber freuen, wenn das nicht geschieht, was allein mich froh machen kann."

Der Vater lachte leise. „Es ist doch immer dasselbe, und wird es bleiben, solange ein Menschenherz das Blut vorwärtstreibt. Verliebte Leute klagen."

Susanne schlug die Augen nieder. „Du meinst, ich sei verliebt?"

„Wie denn anders, Mädel? Du hast ja das Lügen nicht gelernt, und wenn der Florian nicht ein Fertiger wäre — er hält sich wenigstens dafür —, dann hätte er längst alle Wenn und Aber davongejagt, und nicht gefragt: Geht es gerade oder geht es krumm, bleibt ein Rest zu tun übrig oder nicht, ist zuvor der Stein aus dem Wege zu räumen, oder die Hecke niederzulegen, er hätte ... ach, was soll ich alter Mann dir sagen, was das dümmste Mädel im kleinen Finger fühlt, wenn ihre Zeit da ist. Die Fertigen, das sind die, die vor lauter Klugheit nicht sehen, wie dumm sie sind, die, wenn die Sonne scheint, fragen, ob es auch nicht zu früh in der Zeit sei, und wenn sie über Land gehn wollen, unterwegs umkehren und einen Schirm holen, weil eine Wolke aufkommt. Geh mir mit den Fertigen. Ich will un-

fertig bleiben, bis es aus ist mit dem Atemholen. Schaffen will ich und wagen und Verkehrtes tun, mich ärgern und es gut machen, soweit ich kann, und Rechtes will ich tun, soweit ich, was ich tue, dafür halte. Auf und ab, bis es aus ist, niemals auf einem Wege, der ist wie ein Brett, so eben. Immer kreuz und quer, und wenn andere jammern, weil sie alt werden, so lache ich und sage: Es ist alleweil noch viel Zeit zu Dummheiten und zu Gescheitheiten."

Er war ganz warm geworden, und als ihm klar wurde, was er herausgesprudelt, da erschrak er ein wenig, sah sein Kind von der Seite an und sah, daß sie mit ihren Gedanken überhaupt nicht im Dreisatale war.

Susanne kehrte aus verträumtem Sinnen zurück. „Was sagtest du, Vater?"

„Ach, nichts weiter. Wie ein alter Mann halt so daherredet."

Susanne drängte ihre Hand in seine. „Hat Erdmute den Erwin lieb?"

„Aber Mädel! Sie hätte ihn doch sonst nicht geheiratet. Ich habe sie nicht gezwungen."

„Sie hat mich zweimal gefragt, ob es denn in mir nicht brenne."

Zorge stutzte. „Brennen?" sagte er hastig. „Dummes Zeug! — Erdmute!" Er sah sein Kind lange und herzlich an. „Kannst du denn nicht mehr lachen?"

„Freilich kann ich noch lachen, aber es ist manchmal so schwer. — Und gegen den Bruno bin ich nicht mehr wie ich war. Wenn er plaudert, dann höre ich ihm ganz gerne zu, aber wenn er nach mir langt, dann lache ich ihn aus. Angst habe ich nicht mehr vor ihm. Manchmal reden wir lange miteinander."

„Und gescheit redet ihr jetzt. Wie alte Leute. Ich habe gar nicht gedacht, daß das der Bruno überhaupt fertig brächte. Er hat sich in letzter Zeit mächtig geändert. Ganz vernünftig ist er geworden. Von den Kühen habt ihr gestern ge-

redet, daß die schwarzbunten bei uns besser gediehen als die rotbunten. Furchtbar gescheit redet ihr."
Susanne sah den Vater forschend an. Spottete er? Sie konnte aber seine Augen nicht sehn, weil er die Lider wie zwei Deckel darüber gelegt hatte.
„Du scheinst dich lustig über uns zu machen, Vater."
„Gar nicht", gab Zorge zurück, und in seinen Mundwinkeln zuckte es. Er schlug Susanne auf die Schulter. „Geh ins Bett, Mädel. Es kommt alles, wie es muß, und alles wird zuletzt gut."
Der Bauer war allein.
Die Dreisa sang ihr Lied, das alte Lied vom ewigen Auf und Nieder. Es schallte durch die Nacht und klopfte mit harten Fingern an die Scheiben des Zorgehofes. Auf und nieder, hörst du, Bauer? Es ist nichts neu in der Welt, und es ist nichts nur ein einzigmal da, und das Blut geht nach eigenen Gesetzen. Zwei Frauen hast du gehabt, und beide sind wieder auferstanden in deinen Kindern. In deiner Jüngeren lebt die Sonnige wieder. Du hast gar nicht gewußt, wie sehr du sie in dich aufgenommen hattest. In deinem Blute lebte sie, du gabst es deiner Jüngeren mit, als du ihr das Leben gabst, und du hast es nicht gewußt. Erdmute aber ist dein ander Weib, und erst im zweiten oder dritten Gliede wird das versprengte Tröpflein Blut, das sie von dir hat, wieder Leben haben. Auf und nieder.
Er sann dem nach, was Susanne von Erdmute ausgeplaudert, versuchte, sich jedes Wort, jeden Blick zu vergegenwärtigen, die zwischen ihm und dem jungen Paar auf dem Zorgehofe in der letzten Zeit geredet worden und hin und wider gegangen waren. Erdmute hatte aber nie ein sinnliches Leuchten in den Augen gehabt. Der Bauer schüttelte den Kopf. Das eben war das Ungewöhnliche. Es ist doch natürlich, daß ein Mädchen nach Erfüllung ihres Weibestums drängt, wenn sie weiß, wo ihre Stätte einst sein wird. Und wenn sie mit durstigem Munde an dem Bräutigam

lehnt, so ist es ein frohes, reines Weibessehnen, unbewußt und keusch, aber es lebt, wenn auch ganz zu tiefst, im Herzen. Erdmute hat nie leuchtende Augen sehen lassen und nie durstig die Lippen geschürzt. Lag es an dem Manne? Einer wie Bruno Tröge, der schlägt Funken auch aus einem Schwamme, wenn es sein muß, wilde, weithin sprühende Funken. Erwin Tröge aber ist keiner, der heiß wird oder heiß macht.

Zorge neigte sich vor, als könne er so besser vernehmen, was irgendwoher zu ihm redete. Er dachte an Bruno. Hätte ihn Susanne gemocht, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen, aber das Herz wählt nach eigenen Gesetzen. Mußte der Blonde kommen? Ja, er mußte kommen, um Irrtum zu verhüten und ein Leben seiner Erfüllung zuzuführen.

Zorge schlief den ruhigen, tiefen Schlaf, den er sich in hartem Wehren gegen sich selber erzwungen hatte. — —

Nach all dem Brausen und Wühlen kam der Frühling in Person. Eines Morgens stand er lachend auf dem Berge, und als Susanne aus dem Hoftor trat, da rief er ihr freundlich zu: „Da bin ich, Zorgekind.“ Und das Zorgekind lachte ihm entgegen: „Sei willkommen! Nun ist es doch ein gut Teil leichter, sich zu freuen.“ Sie sang durch das Haus. Ihren ganzen kargen Liederschatz warf sie in das große Freuen, und wo das Gelernte aufhörte, da fing das Eigene an. Ein Summen und Dudeln, hoch und tief, dem Mädchen der Ausdruck eines Frohseins, für das das Wort zu schwach war. Der Frühling brachte Arbeit mit. Hei, wieviel Arbeit! Die Stiere trotteten gemächlich in den Furchen, der Ackerpflug blinkte, die Schollen brachen und hatten einen herben Geruch. Und als die Zeit da war, da schlug Susanne das Sätuch um die Schultern, griff mit weit offener Hand in die goldenen Körner und warf sie mit kräftigem Arme in die verlangende Erde. Auf den Baumwipfeln am Waldrande saßen die Drosseln und sangen ihr Halleluja, in den Erlen bauten die Zeisige, und in der Hecke trug das Rotkehlchen zu Neste.

Bauer Tröge schickte Bruno herüber, daß er dem Nachbar helfe, aber Susanne lachte ihn aus. Spielend würden sie mit der Arbeit fertig.
Der Trögesohn war wirklich ein anderer geworden. Angefangen hatte es damals, als der Winter noch in unbestrittenem Herrentum stand, und Susanne hatte gemeint, es werde sein wie schon etliche Male, und in vierzehn Tagen stünde Bruno wieder in den alten Schuhen. Er hatte sie aber endgültig ausgezogen, und blieb wie er geworden war. Es war da allerlei zusammengekommen, eigenes Nachdenken, des Vaters harte Worte und aus dem Jungen selber heraus ein guter Kern. Man konnte gut mit ihm plaudern, sogar lachen und ruhig neben ihm sitzen, ohne daß er tollpatschig zugriff. Susanne redete gern mit ihm und ging ihm nicht aus dem Wege. Wenn er drüben ackerte, dann pfiff er, und der Peitschenknall kam bis herüber. Das Mädchen war aber inwendig vollkommen ruhig, wenn sie mit ihm sprach oder wenn sie an ihn dachte. Anders, wenn die Gedanken den Florian suchten. Da war eine Scheu in ihr und doch ein Sehnen, ein Weinen und ein Fröhlichsein.
Erdmute und ihr Mann kamen ab und zu auf den Hof. Ein paar ruhige, stille Leute, die mit den Worten umgingen wie ein Geizhals mit seinem Golde. Zorge lag auf der Lauer nach Wort und Blick, und er sah, was die zwei selber noch nicht fühlten. Daß Erdmute ungleichmäßig war in ihren Reden. Hart und von innerem Unbefriedigtsein aufgepeitscht und zurücksinkend in die alte Müdigkeit. Erwin aber hatte ein Lächeln um die Lippen. Überlegen und ein wenig mitleidig mit seinem Weibe.
„Wie hat sich Erdmute eingerichtet?“ fragte ihn Zorge.
„Oh, gut. Sie geht der Mutter tüchtig zur Hand, alles was wahr ist.“
„Und ihr zwei untereinander?“
Erwin Tröge wandte sich ein wenig ab, und eine rote Welle brannte ihm über die Wangen. Er lächelte. „Wir zwei un-

tereinander? Gut ist es, Vater, gut. Wie die Weiber sind, wenn sie jung sind."
„Nur die Weiber?"
„Ich bin immer ein langweiliger Mensch gewesen."
Da lag es, schlummerte noch, konnte sich ausgleichen, konnte aber auch Flamme werden.
Zorge versuchte noch einmal, wie er es schon früher versucht, mit Erdmute zu reden, so wie es zwischen Susanne und ihm nun schon zur Gewohnheit geworden war. Erdmute nickte dazu, und als er zum zweiten oder dritten Male das gleiche begann, da sagte sie: „Ich weiß nicht, was du eigentlich willst, Vater. Wir machen schon unsere Sache."
Susanne war nie munterer gewesen als jetzt. Ihr ganzes Sein war in Licht getaucht. Ihre Arbeit, ihre Art zu sprechen, zu gehen, und auch wenn sie ernst war, war es der frohe Ernst eines Menschenkindes, das ein gläubig Vertrauen in sich trägt.
Zorge hatte einen Brief vom Amtsgericht empfangen, in dem er nach Florian Günther gefragt wurde. Es stand nicht darin, weswegen die Auskunft gefordert wurde, und der Bauer verschwieg Susanne das Schreiben. Er sann aber etliche Tage darüber nach. Mit dem Gericht hatte Florian zu tun? War denn, was er über sein Unglück gesagt, erlogen gewesen? Und war seine scheinbare Unberührtheit Heuchelei? Anfangs quälte sich Zorge damit. Dann lachte er sich aus. Sei es, wie es sei, das ist gewiß, daß er kein Lügner war. Wäre er es gewesen, dann hätte er zu allererst Susanne genommen, die ihm entgegenblühte, ohne es in ihrer kindlichen Art verbergen zu wollen. —
Es war ein sonnenheller Sonntagnachmittag. Bruno Tröge saß mit Susanne am Rain unter dem Zorgehofe. Ernsthaft und mit einem stillen Gesicht saß er da. Was die Väter untereinander besprochen, was von Bauer Tröges Seite aus ein so unverrückbares Vorhaben war, daß Bruno die Frucht schon in der Hand wähnen mußte, das war dem nun in eige-

nem Nachdenken ungewiß geworden. Der Vater hatte ihn etliche Male scharf angefaßt. Verstanden hatte er ihn nicht. Bruno begann, sich in sich selber zurechtzufinden und fühlte, daß die Entscheidung einzig bei dem Mädchen stand. So fragte er sie ernsthaft und langsam: „Susanne, willst du mein Weib werden?"

Susanne nahm es so ernsthaft, wie es gesagt war. „Nein", antwortete sie. „Ich habe dich gern, aber dein Weib werde ich nicht."

„Bin ich dir zuwider?"

„Früher dachte ich es manchmal, aber nun schon lange nicht mehr."

„Warum willst du mich dann nicht?"

„Ja, Bruno, wenn es doch nicht geht."

„Es geht nicht? Warum nicht?"

„Das weiß ich nicht, aber es geht nicht."

„Würdest du den — — Florian heiraten mögen?"

„Den?" Susanne schlug die Augen nieder. „Der kommt nicht wieder."

„Weißt du das gewiß?"

„Ja." Da sagte sie zum ersten Male bewußt eine Unwahrheit.

Bruno Tröge ging seines Weges nicht ohne Hoffnung. Sicher war ihm, daß er dem Mädchen näher stand als je vorher, und kam der andre nicht wieder, dann mochte noch alles recht werden. Dabei lebte in ihm ein starkes, lauteres Fühlen. Er umwarb das Zorgekind mit ehrlicher Liebe, und es lag ihm schwer auf der Seele, was er einst an Erdmute getan. Seit sie auf dem Hofe war, hatte er sich ihr nie wieder genaht. Es kam dann und wann vor, daß Erdmute in der Dunkelheit in Haus oder Stall plötzlich schwer atmend neben ihm stand, und wenn er dann, mit lautem Worte die Heimlichkeit zerschlagend, sich fernhielt, dann spürte er förmlich die Enttäuschung des Weibes. So verwünschte er die Stunde, da er eigenes Begehren geheuchelt hatte.

Bauer Tröge machte es sich im Hause bequem. Er arbeitete, aber er plagte sich nicht. Sein Gesicht ward rund und hatte eine gesunde Röte. Erdmute schien auch ihm gut zu dem Sohne zu passen. Nur, daß sie schier gar nicht aus sich herausging, das hätte er lieber anders gesehn. Ein Zuviel nach der andern Seite aber wäre ihm noch unangenehmer gewesen, als es gegenwärtig war. Er trat merklich zurück in der Ausübung seiner Herrenrechte. Erwin fragte ihn dies und das, aber es geschah, daß der Bauer darüber zornig wurde und auf den Sohn lospolterte: „Bist du denn nicht selber Manns genug? Was gibt es da groß zu fragen?“ Dann lächelte Erwin Tröge und ging an die Arbeit.
Hannelore ging allmählich ein wenig vornüber geneigt. Sie hatte sich immer strack gehalten, weil ihr Ohr gespannt hinaus gelauscht hatte. Dem Wahne aber schien das Genick gebrochen zu sein. Der wochenlang in irgendeinem Winkel gehockt und unversehens dem Weibe an den Hals gesprungen war, der schien tot zu sein. Nun ließ die große, martervolle Spannung nach, und Hannelore neigte sich müde ein wenig erdwärts. Nur ein wenig. Sie blieb stattlich.
Die Bäuerin sprach nicht viel, aber was sie sprach, das war bedacht. Einmal ging sie sogar an einem linden Abende, der voller Vogelsang und voller Blühen war, in das Tal hinab, die Felder und Wiesen drunten in der Nähe zu besehen. Wie lange war das her, seit sie das das letztemal getan? Ach, Jahre, schwere, jämmerliche Jahre. Tröge suchte sein Weib im Hause und fand sie nicht. Als er zufällig zum Fenster hinausblickte, sah er sie drunten, fast am Bache. Gemächlich schritt sie aus, langte da und dort nach einer Blume, hielt die Hand über die Augen, weil die Sonne sie blendete und sah über die Kornbreiten, stand, und ging weiter, und wandelte mit frohwachen Sinnen.
Darüber verwunderte sich Tröge so stark, daß er seine Söhne herbeirief. „Schaut einmal da hinab.“
„Die Mutter?“ fragte Bruno zweifelnd.

„Freilich, die Mutter".
Erwin nickte. „Na, Gott sei Dank. Jetzt werden wir doch wieder Menschen."
Bruno Tröge stand lange am Fenster, und es war warm und gut in ihm.
Der Vater sah von der Seite her nach seinem Jungen. Er freute sich über ihn.
Auch Susanne sah vom Acker her Hannelore Tröge den Hang herabkommen. Sie hatte in den Kartoffelrändern gehackt, kam nun, die Hacke leicht in der Hand schwingend, raschen Schrittes über die Brücke, lachte und rief schon von weitem: „Tröges Mutter, ich sag's ja, daß du wieder jung wirst."
Da lächelte Hannelore ein wenig. Sie setzten sich nebeneinander auf den Rand und plauderten. Die Rede kam auf Vater Zorge. „Ja, dein Vater", sagte Hannelore, „der ist einer, der es mit dem Herzen versteht. Er hat mir leicht gemacht, was mir die Jahre her fast zu schwer geworden ist."
„Wenn du nun das Freuen noch lernst, Tröges Mutter, dann bist du so, wie der Vater jeden sehen möchte."
Susanne nahm einen Käfer auf, der auf den Rücken gepurzelt war, und ließ ihn über die Hand laufen. „Was wohl so ein Tierlein von sich weiß? Ich rechne, nichts. Es lebt und freut sich darüber. Fertig." Sie lächelte und hatte versonnene Augen. „Höre, wie die Amsel singt, Tröges Mutter. Derweile sitzt das Weibchen auf dem Neste und brütet. Irgendwo in einer Astgabel in den Fichten ist es. Ja, und wenn ich es recht bedenke, dann ist es doch wahr, was Florian sagte: Alles ist Gottes Stimme."
„Wo ist denn Florian, Susanne?"
„Ach, heim ist er, und ich glaube, er kommt nicht wieder."
Hannelore Tröge sah, daß ihres Jungen Sache nicht gut stand. Das hätte sie noch vor etlichen Wochen gefreut. Heute spürte sie ein Weh darum, daß das goldlautere Nachbarskind nicht ihr eigen Kind werden sollte. Auch Bruno

tat ihr leid. Und das um der Art willen, in der er sich in der letzten Zeit gab. Er ließ die Mutter keine Liebesbeweise sehen — deren hätte er sich geschämt —, aber er war milder in seiner Rede, und er war stiller.

Hannelore Tröge war so gut beieinander, daß sie selber nun die Rede auf das Freuen brachte. „Susanne", sagte sie, „es ist mit dem Freuen wie mit vielem anderen auch. Lernen kann man es kaum. Es liegt in jedem Menschen und ist ein Fertiges. Oft schläft es. Mancher weckt es überhaupt nicht auf, bei einem andern ist es eine Zeitlang wach und schläft wieder ein. Bei dem dritten ist es immer da."

„So war es auch bei dir eingeschlafen, Mutter Tröge?"

„Ja. Es scheint, als wenn es langsam die Augen wieder aufschlagen wollte." Sie erhob sich und hielt Susannes Hand in der ihren. „Du meinst, bei dir sei es nun ganz wach. Ach, nein, Mädchen, es ist auch noch dabei, die Augen aufzutun. Wenn es einmal ganz wach ist, dann wirst du dich wundern. — Gute Nacht und grüße den Vater."

Susanne stand noch eine Weile auf dem Flecke und vergaß sogar, die Schwester grüßen zu lassen. Hannelore Tröge war schon ein ganzes Ende gegangen, da rief sie ihr den Gruß erst nach. Dann ging sie langsam dem Brücklein zu und hatte einen Druck im Halse. Ach ja, es war wohl so, wie Mutter Tröge sagte. Ganz lebendig war das Freuen noch nicht. Es schlief immer wieder ein. Wie sollte das aber auch anders sein?

•

Der Frühling klomm die Berge hinan, sonniger werdend von Tag zu Tag. Je mehr er aber sonnig wurde, um so müder wurde er und legte langsam Zierat um Zierat ab, als würde ihm der Schmuck zu schwer. Die Hecken hatten ausgeschwelgt. Die Obstbäume warfen die toten braunen Blüten zu Haufen ab, der Vogelsang wurde kärglicher, die Welt stiller unter dem schweren, wachsenden Segen. Als der Frühling ganz zu oberst auf dem Gipfel stand, da schwenkte

er den Hut, langsam mit halblahmem Arme. „Leb wohl, Zorgekind!"
Und das Zorgekind gab unter heimlichen Tränen ein stilles, müdes Lebewohl darein, saß unter dem Apfelbaum und dachte: Nun geht es noch ein paar Jahre so hin, hernach muß ich doch den Bruno Tröge nehmen. Dann ist das Leben zwar nicht leer, aber die Freude, die ist eingeschlafen für immer.
Zorge sah sein Kind sitzen, trat zu ihm, lächelte über ihre traurigen Augen und sagte: „Du redest soviel vom Freuen, Kind, aber das kann ich dir sagen, du bist noch ein Lehrbub darin. Es dauert lange bis zum Gesellenstück, dann noch viel länger, bei den meisten wenigstens, bis zum Meisterstück. Lachen ist nicht immer Freuen. Selten ist es das sogar. Freuen, Susanne, das ist die schönste Stimme Gottes, aber es braucht feine Ohren, sie zu vernehmen. Du Lehrbub, tu die Augen auf. Die Freude liegt in der Luft und auf allen Wiesen und Feldern. Versuche dich wenigstens an einer guten Lehrlingsarbeit. Das ist nicht zuviel verlangt."
Das Gras auf den Wiesen stand hoch und üppig, in den Hecken plusterten sich die jungen Rotkehlchen auf und schrien nach der Mutter, die Ähren schaukelten auf hohem Halme, und die Zeit war da für die heißeste Arbeit des ganzen Jahres.
Bruno Tröge war auf dem Hofe gewesen und hatte sich zur Heumahd angeboten. Zorge hatte das Anerbieten nicht abgelehnt. Wenn er ihn brauche, dann rufe er ihn. Morgen aber sei das noch nicht.
Da sah Susanne im hellen Scheine des Sommermonds, daß zwei das Tal heraufkamen. Als sie an der Brücke waren, sagten sie einander Lebewohl. Einer ging dem Walde zu, der andere aber stieg zum Hofe herauf, begegnete Bruno Tröge, sagte ihm etliche Worte und kam näher. Susanne stand ganz still, es jauchzte nicht in ihr, das Herz ging rasch, und ihre Lippen waren blutleer. Sie trat zum Vater

in die Stube. „Vater, er kommt.“ Der stand rascher auf, als es sonst seine Art war, und sah zum Fenster hinaus. Da schwenkte Florian den Hut.

Rasch und mit festem Schritte trat er in die Stube, grüßte, lachte, reichte dem Bauern die Hand, ging lachend auf Susanne zu und stutzte. Sie legte eine kalte Hand müde in seine. Da fiel ein Reif auf die Wiedersehensfreude, und die Gedanken gingen wild und kraus durch Florian Günthers Kopf.

„Bring dem Florian Essen“, ermunterte Zorge sein Kind. Susanne setzte es ihm vor, sah mit fragenden Augen auf ihn und wartete, daß er rede. Zorge saß am Tische, Susanne ließ sich in der Ecke nieder, so daß Florian sie nicht sah, aber als seine Augen nicht auf ihr ruhten, da kam das Leben wieder in die ihrigen.

„Ich bin lange gewesen“, begann Florian.

„Das wissen wir“, sagte Zorge lächelnd darauf.

„Wenn man mit dem Gericht zu tun kriegt, dann vergeht viel Zeit, ehe man wieder los ist.“

Der Bauer antwortete nicht darauf. Susanne aber verstand nicht, daß es der Vater so gleichmütig nahm. Es war wieder eine Weile still.

Da wies Zorge auf Florians zerschlagene Hände. „Wo hast du dir das geholt?“

„Im Dorfe drunten. Bis dahin ging alles gut.“ Er erzählte, daß einer Händel mit ihm gesucht, daß er es ihm aber heimgezahlt habe, und der Arno Heidrich die Prügel wahrscheinlich lange nicht vergessen werde.

„Der Heidrich?“ sagte der Bauer nachdenklich. „Er ist ein Faulpelz, ja, und sitzt gerne hinter dem Glase, aber daß er dich am hellen Tage am Wege ablauert...“

„Abgelauert hat er mich nicht. Ich habe sogar auf ihn gewartet, aber Händel hat er gesucht, und da mußte ich ihm doch den Gefallen tun.“

„Er kann sich doch nicht von freien Stücken an dich machen.“

„Von freien Stücken. Erst blökte er wie ein Kalb, dann nannte er mich selber ein Saugkalb."

„Wie kam er darauf?"

„Er sagte, so hätte ich es gemacht, als ich in der Nacht durch den Wald irrte."

„Ah", Zorge pfiff es fast zwischen den Zähnen durch. Er verstand. Das hätte er dem Bruno nicht zugetraut.

Susanne ahnte den Zusammenhang nicht, aber sie war neben Florian getreten. „Der Heidrich ist ein Grobian und hat im Gefängnis gesessen, und nun hat er dir die Hände zerschlagen?"

Da wurde Florian mit einem Schlage fröhlich, und es ward ihm leicht ums Herz, ganz leicht. Susannes Augen legten ein Bekenntnis ab. Alle Sorge war unnütz gewesen, die Zuversicht hatte nicht gelogen, und alles war gut, alles, und die alte Heimat war nicht umsonst daran gegeben. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte es gemacht wie gestern im verschwiegenen Waldtale.

Nun lachte er herzhaft, sah mit blitzenden Augen in Susannes Gesicht und sagte: „Ich habe mein Teil gekriegt, wenigstens im Anfang, das ist wahr, aber als ich hernach erst auf den Geschmack kam, da hätte ich am Ende noch eine Weile weitergeprügelt, wenn der Eckert nicht einen Stein nach uns geworfen hätte. Der hat seine helle Freude gehabt. Nein, Susanne, der die Prügel kriegte, die richtigen, die eine Weile vorhalten, das war nicht ich, das war der Heidrich."

„So ist es ausgegangen?" sagte Susanne leise, und die Scheu, die ihr früher fremd gewesen war, kam wieder. Sie setzte sich nun an den Tisch, aber ihre Augen ruhten auf dem Vater. Selten auf Florian.

Der erzählte genau und der Reihe nach, wie alles gegangen war. Traurig von des Dorfes Not, still und ruhig von den Gräbern, auf die er ein gemeinsames Denkmal gesetzt, klar und sachlich von dem Verdacht und lustig von Rieke Hicketiers Keifen auf der Dorfstraße, ihrem Zorn auf dem Hin-

wege in die Stadt und ihrem lebendigen Zünglein, das etliche Talerstücke gelöst, auf dem Heimwege.
„Nun bleibst du da?“ fragte Zorge.
„Wenn ihr mich nicht hinauswerft, ja“, antwortete Florian.
Da sagte Susanne leise gute Nacht.
Droben warf sie sich über das Bett, die Freude ging in hohen Wellen durch ihr Herz, und sie drückte das heiße Gesicht in die Kissen.
Zorge saß noch lange mit Florian am Tische. Der erzählte ihm haarklein, wie er den Besitz aufgelöst, und wieviel er nun auf der Kasse habe. Dazu schüttelte Zorge die Hand. „Das ist deine Sache, und ich frage nicht danach.“ Der Zurückgekehrte aber ließ keinen Zweifel darüber, daß er nun auf dem Hofe seine Heimat sehe. Er fragte zuletzt gradezu, wie Susanne mit dem Bruno Tröge stehe. Zorge aber machte es ihm schwerer, als Florian gedacht. „Was weiß ich“, antwortete er. „Ich mische mich nicht in derlei Sachen. Das Mädel ist zwar noch jung, aber so alt ist sie doch, daß sie weiß, was sie tut. Das muß ich sagen, daß der Bruno ein anderer geworden ist als er war. Er hat sich jetzt auf sich selber besonnen.“
Da saß Florian einen Augenblick verdutzt da. Er fürchtete aber den Bruno Tröge nicht und wollte es im Werben um das Mädchen mit ihm aufnehmen. Zorge beobachtete ihn scharf und schmunzelte. Der Junge weiß noch gar nicht, daß er mir so viel lieber ist als damals.
„Es ist gut, daß du gekommen bist“, sagte er. „Wir wollen übermorgen mit dem Heu anfangen. Du kannst morgen die Sensen herrichten, und nun wollen wir zur Ruhe gehn.“

•

Pink, pink, pink und klinlingling, klang Florian Günthers Hammer auf dem Dengelbocke, und Fink, Fink, Fink riefen dazu die Rotröcke aus den Äpfelbäumen. Die Sonne selber schien Feiertagslaune zu haben, und das ganze Tal war ein

einzig, wohliges Atemholen in Frieden und heimlichem Erwarten.
Auf dem Trögehofe aber lehnte sich einer schwer gegen den Torpfosten, hatte die Lippen trotzig aufeinander gepreßt und haderte mit dem Geschick. Bruno Tröge hatte begonnen, in seiner neuen Art heimisch zu werden, fühlte, daß sie besser war als die alte, hatte es mit leisem Freuen gespürt, daß es wärmer und reiner in ihm ward, und daß die anderen, vor allem Susanne, die Wärme empfanden. Er hatte keine Vorsätze gefaßt. Das war nicht notwendig. Das Täppische, Zudringliche war in sich selber gestorben, weil es ihm im Grunde doch nicht natürlich gewesen war.
Wie spöttisch das Pink, Pink von drüben her klang! Bruno hatte sich Zorge in guter Meinung zur Hilfe angeboten. Der hatte ihn zwar nicht abgewiesen, aber auch nicht angenommen. Wie sollte er auch? Hinterhältig war er gewesen, wußte, daß der Blonde unterwegs war und behielt es für sich. So war er, Bruno, die ganze Zeit drüben aus und ein gegangen wie ein törichter, betrogener Knabe. Sie hatten ihn nur darum nicht gehen heißen, weil die Häuser verschwägert waren. Susanne aber hatte geheuchelt, Florian käme nicht wieder. Eine ganze lange Kette von Lüge und Demütigung.
Immer bitterer stieg es in Bruno Tröge auf. „Ich habe ein ehrlicher Kerl sein wollen, und wenn ich mich auch im Gesicht und in der Länge mit dem Florian nicht messen kann, so bin ich doch nicht schlechter als er. Daß sie mich zum Narren halten, das verdiene ich nicht."
Er schob den Hut in das Genick und kehrte auf den Hof zurück.
Der Mutter, die ihm begegnete und ihm eine Frage zurief, antwortete er nicht, setzte sich hart auf den Dengelbock und begann zu schlagen, daß es lauter schallte als von drüben her, schlug in bitteren Gedanken und — schlug eine Sense so in Grund und Boden, daß sie für immer verdorben war.

Er warf sie beiseite, hielt den Hammer in der Hand und grübelte. Am Ende hatten sie doch nicht gewußt, ob und wann Florian wiederkehrte. Zorge war immer ein ehrlicher Mann gewesen, und Susanne hatte nie gelogen. Nein, sie hatten gewiß nichts davon gewußt. Und war der Florian ein gerader Kerl, so war er kein Krüppel, war der fleißig, so war er nicht faul, und konnte der ernsthaft sein, so war es auch ihm nicht schwer. Morgen ging er wieder auf den Zorgehof.

Die Mutter kam wieder daher, er plauderte mit ihr. Erdmute ging hin und wider, er rief ihr ein Scherzwort nach, ein lustiges Neckwort, ganz ohne alle Hinterhältigkeit. Erwin setzte sich ihm gegenüber auf einen Hackstock, und sie beredeten, wo sie morgen mit dem Heuen anfangen wollten.

„Gehst du nicht hinüber?“ fragte der ältere.

„Nein, der Florian ist gestern abend wiedergekommen.“ Das klang nicht anders, als hätte er gesagt, daß die Gerste um ein Geringes billiger geworden sei.

Er dengelte die Sensen fertig und pfiff dazu. Dann und wann setzte er aus. Die Zweifel waren noch nicht ganz lendenlahm geschlagen, und ab und zu fiel noch ein Tröpflein Bitternis aus der Luft. Er wehrte sich aber dagegen. Zuletzt verstand er gar nicht mehr, daß er sich vorhin schier selber bedauert hatte und wehleidig geworden war. Es verlangte ihn nach rüstiger Arbeit, und er ging daran mit einem ruhigen, entschlossenen Gesicht, so kurz und gemessen, daß der Vater sich wunderte. Auch aus dem Zweiten war ein Mann geworden. Ein rüstiger, schaffensfroher, der sich selber nicht gering schätzte.

Dieselbe urewige Kraft hatte Susanne zum Weibe gemacht und hieß sie, Florian aus dem Wege gehn. Der war verwundert darüber und wußte es sich nicht zu deuten, daß, die sonst so gern mit ihm geplaudert, die noch gestern abend ein jähes Bekenntnis abgelegt, heute scheu die Stelle mied, da er die Sensen richtete.

Bauer Zorge lächelte vor sich hin. Das Lächeln des Weisen, der der Dinge Zusammenhang kennt und darüber lächelt, daß diejenigen, die am ehesten sehend sein müßten, am längsten blind sind, daß, die sich in die Arme sinken möchten, sich voreinander verstecken und sich quälen. So ist es immer gewesen, und nur die Oberflächlichen oder die Schlechten wissen es anders.
Susannes Lieder waren eingeschlafen.
Florian versuchte, ihrer allein habhaft zu werden, aber sie verstand es, den Gelegenheiten dazu aus dem Wege zu gehn. Und ein andermal wieder wäre Gelegenheit zu vertrauter Zwiesprache gewesen. Susanne sah Florian fragend an, aber der trotzte in sich hinein und richtete kein Wort an sie.
Nach dem Abendbrot zog Florian das Bild der Eltern aus der Tasche, reichte es Zorge und sagte: „Das sind Vater und Mutter." Der Bauer sah aufmerksam auf das Bild und wollte es Florian zurückgeben. Susanne aber griff danach, setzte sich an das Fenster und blickte lange auf die zwei Menschen, die dem das Leben gegeben hatten, um den sie sich quälte. Die Mutter hatte ein kluges, offenes Gesicht, ihre Haare lagen ganz schlicht, in der Mitte gescheitelt, auf dem Kopfe. In den Ohren trug sie kleine Ringe. Die Augen blickten freundlich und waren weit aufgeschlagen. Das Gesicht war schier ohne Runzeln. Im Antlitz des Vaters aber waren viele tiefe, scharfe Rinnen; seine Augen waren klein, und der kurze, rund geschnittene Bart war schneeweiß. Er schien ein stiller Mann gewesen zu sein.
Florian und der Bauer redeten wieder von dem Verdacht, der den langen Aufenthalt verschuldet. So komme das, sagte Florian, wenn man den Kopf verliere, und es sei das Natürlichste von der Welt, daß hinter einem solchen her die Gerüchte gingen. Wenn man es aber recht bedenke, so sei selbst seine Torheit kein Ungefähr. Es sei ihm so wohl auf dem Zorgehofe, und wie hätte er dahin kommen sollen, wenn er nicht in der Brandnacht in die Welt hinausgelaufen sei.

Zorge aber sagte nüchtern: „Wenn aus einer Dummheit etwas wird, das gut scheint, so ist sie damit doch nicht gerechtfertigt."
Er mußte sich aber eine Zurechtweisung von Susanne gefallen lassen, die ihm in das Gedächtnis rief, daß er ihr selber davon geredet, es geschehe nichts so ins Blaue hinein.
Der Bauer gab sich nicht. „Das gilt nur für das, was man mit klugem Sinn und ehrlichem Willen tut, nicht aber für die Unbesonnenheit."
„Weiß man denn zuvor immer, was gut ist?" warf Susanne ein.
„Schau", erwiderte der Vater lächelnd, „der Lehrbub will an das Gesellenstück gehn."
„Nein", wehrte sich Susanne. Sie schwieg nun, aber sie ließ das Bild nicht aus den Händen, strich etliche Male mit dem Finger darüber und hätte gern dem Florian etwas Liebes gesagt. Sie vermochte es aber nicht, gab ihm das Bild zurück und sagte nur: „Es sind gewiß gute Leute gewesen."
„Ja", bekräftigte Florian lebhaft.

•

Am Morgen lag der Tau glitzernd und in großen Tropfen auf den Gräsern. Da schritten sie hüben und drüben aus den Höfen und hatten die Sensen geschultert. Bauer Tröge blickte zu den Nachbarsleuten hinüber. „Ist denn der Fremde wiedergekommen?" fragte er. Ihm antwortete Erwin. Dabei schritten sie wacker aus, den Wiesen im Grunde zu. So die vom Zorgehofe, und als sie einander gegenüberstanden, nur durch den Bach getrennt, da riefen sie sich einen Gruß zu. Dann rauschten die Sensen. Die Mähenden holten weit aus und taten lange Schritte.
Florian hielt sich dicht hinter dem Bauern, und sein Oberkörper ging federnd auf und ab. Er hatte einen guten Schwung.
Es folgten sich viele Tage, an denen die Arbeit eine harte

Gebieterin war, vom Erwachen des Tages an bis er die Augen schloß. Florian Günther und Susanne redeten dies und das. Die Unfreiheit wich zwischen ihnen, Susanne begann, ihr Lachen wieder zu finden, und dann und wann sang sie wieder ihre kleinen Lieder. Der Verkehr von Hof zu Hof war gering. Nur an den Sonntagen kam Bruno Tröge am Nachmittag auf eine Stunde über die Dreisa herüber. Florian sah, daß er ein anderer geworden war. Er redete wenig mit ihm, meinte aber vor sich, es sei nur darum, weil er dem Bruno zürne, daß der den Arno Heidrich gedungen hatte.

Darüber kam auch der Bauer einmal mit Bruno zu reden. Zorge war im Dorfe gewesen und hatte vernommen, daß Heidrich lange krank gelegen habe.

„Du hast dem Heidrich einen schlechten Dienst getan", sagte er zu Bruno. „Der Florian hat ihn ärger zugerichtet, als er selber weiß. Das hätte ich nicht von dir gedacht, daß du einen dingen würdest, wie ein Strauchdieb am Wege zu liegen."

Da schoß Bruno die Röte in das Gesicht. „Ach", sagte er, „so wie du das ansiehst, war es ja gar nicht. Ich habe ihn das nicht geheißen. Ja, und dann ist das auch noch aus der Zeit her, da ich mir selber nichts zutraute."

„Hm, du meinst, heute mit dem Florian allein fertig zu werden?"

„Darauf kommt es nicht an. Warum sollen wir uns denn überhaupt prügeln? Es ist jeder, wie er ist. Der eine so, der andere so, aber Susanne soll nicht denken, daß ich kein rechter Kerl wäre."

„Das gefällt mir", sprach der Bauer drauf mit heller Stimme. „Du scheinst über die tölpelhaften Jahre hinaus zu sein. Es hat ein wenig lange gedauert, aber daran ist die Einsamkeit schuld. Du hast dich selber schleifen müssen. Draußen tut es einer dem andern. Dein Vater hätte dich eine Zeitlang hinaus tun sollen. Du hättest schon einen Herrn gefunden

und hättest gesehn, daß es auch anderwärts Menschen gibt, mit denen es sich zu reden lohnt. Man kann das ja immer noch nachholen."

Bruno Tröge aber vernahm aus den Worten nicht des Bauern ehrliche Liebe für den hin und her geworfenen jungen Menschen. Ihm schien, als sei er hier im Wege. Da legte er die Lippen schmal aufeinander, und die Verbitterung kam wieder über ihn wie die schleichende düstere Nacht, die den Blick in die Weite verriegelt und das Nahe drohend ins Ungeheure hinauf wachsen läßt. Er saß noch eine Weile wortkarg neben Zorge und ging dann mit hängenden Schultern seines Weges.

Florian lebte in Unsicherheit. Das Junge in ihm war nicht mehr so stark, daß es ihm geboten hätte, lachend die Arme auszustrecken und das Mädchen an sich zu reißen, und das Männliche stand noch nicht so fest auf den Füßen, daß er mit klarem Wollen sein Hoffen zur Tat zu machen gesucht hätte.

Am sichersten in sich war Susanne. Sie war so rasch gewachsen, daß sie über Erwägen und Zagen hinaus war. Was niemand das Weib lehren kann, was zu seiner Zeit als ein Fertiges in ihm ist, das war da. Ruhig und leicht ging sie an die Arbeit, und in sich gewiß wartete sie den Tag ab, der Florian reden hieß. Es bedrängte sie nicht, daß er länger ausblieb, als nötig war. Sie sah Florian oft mit überlegenen, lachenden Augen an und hatte Gefallen daran, ihm ihr Innerstes zu verbergen. Darum sprach sie auch zuweilen mit ihm über Bruno Tröge. Wie fest er in der Arbeit zugriffe und wie verständig er geworden sei. So war es ihre Freude, Florian nicht glauben zu machen, es sei in dem einsamen Tale leichter, ein Mädchen zu gewinnen, weil es schier keine Wahl habe, als drunten, wo die Bewerber einander den Rang abzulaufen suchen. Ein klein wenig Eitelkeit war im Spiele. Sie spielte aber doch nicht mit dem Heiligen, das Gott in das Herz gelegt. Daß sie zu Florian stehen würde,

das war ihr außer allem Zweifel. Dem Trögesohn aber brachte sie eine gute Freundschaft entgegen. Sie saß ihm gegenüber und schlug die Augen nicht nieder und fürchtete nicht mehr, daß er nach ihr langen werde, brachte ihn zum Reden, ja dazu, daß er zuweilen ein Lachen fand.
Die Männer brachten die gleiche Freiheit nicht auf. Susanne blühte. Sie nannte es Freude, weil ihr die Klarheit über das Liebhaben fehlte. Weil sie die Menschen lieb hatte, darum war sie froh. Und in dem Liebhaben, das wie ein großer, blühender Garten war, wuchs, überglüht von schweren, dunklen Knospen, ein großer Rosenstock, und wenn sich die Knospen auftaten, dann stand das Liebhaben in Hochsommerzeit. Der Garten war aller. Der Rosenstock war eines nur.
Der aber, des er war, der verstand das große Blühen nicht, hing den Kopf und meinte, daß Susanne oberflächlich sei und ein häßliches Spiel treibe. Das tat ihm weh, nicht nur um seinetwillen, es verdarb das reine Bild, das er von dem Mädchen mit in das Tal genommen und wieder heraufgebracht hatte.
Susanne ging in der Zeit eines Sonntagabends nach dem Trögehofe. Die Felder waren abgeerntet. Es war aber ein sonniger, schöner Herbst, der vorerst Regen und Wind noch in den Taschen behielt.
Im Tor des Trögehofes stand Erdmute und sah der Schwester entgegen. Die junge Frau hatte sich in dem reichlichen halben Jahre ihrer Ehe nicht verändert.
„Da bist du“, sagte sie.
„Ja, da bin ich.“
„Bruno ist eben dabei, die Flegel neu anzuledern.“
„Ich komme doch nicht zu Bruno.“
„So, warum kommst du dann?“
„Aber Erdmute! Ich komme, weil es mir Freude macht, und weil ich gedacht habe, daß es auch dich freuen würde.“
„So. Ach ja, es freut mich.“

„Was hast du? Ist etwas quer gegangen?"
„Nein, gar nichts. Bei uns ist es einen Tage wie den andern."
„Möchtest du denn lieber Zank haben?"
„Rede kein dummes Zeug."
„Was möchtest du dann? Es ist so, als wärest du nicht recht beieinander, und es gefiele dir etwas nicht."
„Das denkst du bloß." Sie sah in die Ferne, ganz verloren und abwesend. Darauf kehrte sie sich der Schwester wieder zu. „Wenn du einmal verheiratet bist, dann wird es dir gehn wie mir. Du denkst, es müsse etwas kommen und wartest darauf. Aber es kommt nicht. Es bleibt alles das alte."
Da erschrak Susanne und drängte sich an die Schwester. „Hast du denn deinen Mann nicht lieb?"
Erdmute lachte ein kleines, verwundertes Lachen. „So eine dumme Frage."
Erwin Tröge kam daher. Freundlich und mit stillem Gesicht, das ein klein wenig lebendiger wurde, als er die Schwägerin sah. Er hielt die Hände in den Taschen, und die kleine Bewegung, die über sein Gesicht gegangen war, war wieder eingeschlafen.
„Tag, Susanne", grüßte er. „Wir machen die Flegel zurecht. Das Getreide wird gut geben, und wir sind mit der Arbeit früher zu Rande gekommen als sonst. Man merkt es, daß zwei Hände mehr auf dem Hofe sind. Wie steht es bei euch?"
„Wie soll es stehn?" gab Susanne zurück. „Es ist eines gegangen, und eines ist gekommen. So ist alles beim alten geblieben."
„Die Mutter ist in der Stube", sagte Erwin Tröge noch und ging über den Hof.
Hannelore Tröge hatte der Sommer verjüngt. In das Haar waren ihr etliche weiße Strähnen mehr geschneit, aber die Augen waren jünger geworden, weil die grausame Pein eingeschlafen war. Sie saß mit Erdmute und Susanne zusam-

men, und sie plauderten in der stillen Weise, die keine Gedanken aufrührt. Erdmute nahm an dem Gespräch nicht lange teil. Sie wußte irgendeine Arbeit und ging, sie zu tun. Es war aber nicht die Arbeit, um die sie ging. Sie trat in ihre Kammer und stand mitten in dem Raume mit grübelnden Augen. Irgendwo war eine Leere. Es wollte nichts geschehen, die Leere zu füllen, und sie dachte darüber nach, ob wohl in Susannes Leben auch einmal so eine Zeit kommen werde. Dabei sah sie Bruno neben ihr und dachte bitter, daß der ein anderer sei als sein Bruder, und daß auch Susanne eine andere sei als sie selbst.

Erwin Tröge hatte zwischen sich und sein Weib einen Graben gezogen. Es war keine Kluft, aber es war doch ein Trennendes zwischen ihnen. Anfangs hatte Erdmute, wenn sie sah, daß er in die gemeinsame Kammer ging, immer Gelegenheit genommen, ihm nachzugehen. Der Mann aber hatte die Fragen in seines Weibes Augen nicht verstanden, hatte gleichmütig die Rede auf dies und das gebracht und war hinausgegangen, nachdem er getan, weswegen er gekommen war, etwa eine andere Jacke oder ein Paar Stiefel angezogen hatte. Dann stand Erdmute noch eine Weile und sah auf die Tür. Das war nie geschehen, daß Erwin Tröge seinem Weibe den Arm um die Schulter legte und sie an sich zog, und wenn sie sich in den ersten Tagen ihrer Ehe an den Mann gelehnt hatte, sobald sie allein waren, und ihr Atem still und schwer ging, und ihre Nasenflügel bebten, da sprach Erwin Tröge irgend etwas von der Wirtschaft. Nicht ein einziges Mal schlug ein flackernder Brand aus ihm auf, so einer, der mit heißen Zungen zur Höhe leckt und dem einzig das Lohen Lust ist. Er nährte ein gutes, kleines Herdfeuer in sich. Das gab keinen Rauch, aber auch keine jähe Glut. Es wärmte und kochte das Mahl, und es genügte dem arbeitsamen, stillen Manne.

Sein Weib trat nie fordernd an ihn heran, so mit klarem Verlangen. Eine Scheu verbot es ihr. Wenn aber der Mann

das wortlose Begehren nicht verstand, ging sie enttäuscht zur Seite. Viel Worte waren nie ihre Sache gewesen. Jetzt wurde sie fast stumm. Dafür brannte es inwendig in ihr um so stärker. Sie trug dem Brande viel Nahrung zu in verlangenden Gedanken, aber sie meinte, darüber wachen zu können. So wie etwa der Köhler den Meiler hütet, den er mit Nahrung schier übersättigt, und dann verbietet er ihm das rasche Genießen, weil das zerstört, was er braucht. Dann und wann leckte eine Flammenzunge in Erdmute Tröge hoch, wenn sie im Finstern neben Bruno stand, und es war ihr eine Lust, vor der sie zitterte, wenn die Flamme die Augen auftat. Sie suchte die Lust heute einmal und trat dann Wochen zurück in den Schatten. So machte sie mehr mit sich aus, als irgendein Mensch ahnte, und es war beides in ihr, das, was sie hinauf und das, was sie hinab zog. So stand sie auch heute wieder in schmerzlichem Sehnen in ihrer Kammer, indes Susanne bei Hannelore saß.
Die Bäuerin erzählte. Von dem Schneewinter, in dem die Köhler am Verhungern waren, und die Männer sich in acht Tagen harter Arbeit einen Weg wenigstens bis zum Trögehofe bahnten. Da nahmen sie das rohe Korn mit, das ihnen der Bauer geben konnte, quetschten es zwischen den Steinen und buken daraus etwas, das sie Brot nannten. Und selbigen Winter waren drei im Walde gestorben, ein Weib und zwei Kinder, aber sie konnten sie nicht in das Tal hinab schaffen und gruben sie in den Schnee. Als dann das Wetter milder wurde, da kam aus dem Waldtore ein ernster Zug. Drei Särge und dahinter all die Waldleute. Und von Hochzeiten wußte Hannelore Tröge zu erzählen, die zu ihrer Zeit auf den Bauernhöfen im Tale gefeiert wurden, und bei denen die Burschen und Mädchen Blattknechte und Blattmägde genannt wurden, weil sie grüne Sträuße bekamen und Braut und Bräutigam schmücken mußten. Wenn sie nach der Trauung am Tische saßen und die Bedienung umging, dann legte die jedem so viel auf den Teller, daß er überlief, und

alles war durcheinander. Das Huhn und der Fisch und die Gans und der Schweinebraten, alles durcheinander, und jeder Teller war so groß wie eine Schüssel. Ja, und dann tanzten sie und waren lustig. Das habe Hannelore nicht gelernt, dies Fröhlichsein, wie wenn immer eine heimliche Sonne scheine. Es sei nicht ihre Art. Ach, und da sei ja dann auch Elend genug gekommen. Als die kleine Elsabe auf dem Krankenbette lag. Sieben Tage und sieben Nächte, und der Mann, ja, der Mann — — — mußte in das Tal, ein Geschäft abzuschließen, und hernach geschah das Unglück. Am Ende wäre es nicht geschehn, wenn sie das Kind nicht Elsabe getauft hätten, aber sie, die Bäuerin, habe darauf bestanden, weil ihr der Name so gut gefiel, und nun wisse sie nicht, ob sie nicht ein schweres Unrecht damit getan. Die Qual hernach sei ganz unsagbar gewesen. Immer den Druck im Kopfe — oder sei er auf dem Herzen gewesen — wie wenn ein schwerer Stein darauf liege. Nun habe ihr Mann das auch noch durchgesetzt, daß Erwin die Erdmute geheiratet habe. Sie habe sich dagegen gewehrt, und es sei in der Zeit schlimmer mit ihr gewesen als vorerst.
Da fiel Susanne ein: „Der Bauer hat das nicht durchgesetzt, keiner hat es durchgesetzt, auch mein Vater nicht. Sie haben es selber gewollt, und du siehst, es geht gut."
„Ob es gut h i n a u s geht, das weiß man nicht. Darin hast du recht, daß es bis heute gut ist. Ich möchte Erdmute wohl gerne mehr Gutes tun können, aber sie ist so für sich."
„Danach mußt du nicht fragen, Mutter Tröge. Du wirst es sehen, daß sie sich freut, wenn du ihr Liebes tust."
Darauf sagte Hannelore, sie wolle es gern immer wieder versuchen, und sie sei ja schon so froh, daß es sich gut anlasse. Richtig erlöst sei sie und sei dabei, mit allem fertig zu werden.
Bruno Tröge trat herein.
Er setzte sich neben sie, und es fiel ihm nicht schwer, der Mutter ein Scherzwort zu sagen. Nun habe sie gewiß wieder

ein Märchen erzählt. Nur für ihre großen Jungen habe sie keins übrig.
Hannelore Tröge lächelte. „Euch soll ich Märchen erzählen, euch großen Buben?"
Da lachte Bruno Tröge.
Es lag eine behagliche Ruhe über den dreien.
Bruno ging hernach mit Susanne in den sinkenden Abend hinaus. Von der Hecke her kamen ein paar verlorene Töne eines Rotkehlchens. Die Lerche stieß etliche melodische Rufe aus und flog vom Wegraine tiefer ins Feld. Aus dem Walde her flatterte eine feine Nebelwand über die Dreisa.
Susanne schritt aufrecht und leicht neben Bruno Tröge her. Dem aber blieben nach etlichen Schritten die Worte in der Kehle hocken. Da richtete er sich auf und sagte: „Susanne, meinst du, daß ich ein rechter Kerl sein kann?"
Das Mädchen antwortete ihm freundlich: „Nicht sein kann, Bruno. Du bist es."
Da tat der Bursche sein Herz ganz weit auf. Es war ein gesundes, rechtliches Herz, das durch ein Sumpfland gegangen war, aber nun alles abgewaschen hatte und auf festem Boden stand. Nun gab er es in des Mädchens Hand. Das Land, auf dem er stand, konnte Festland sein, in ein weites Gebiet hinein leiten, nicht üppig, aber es wuchs gute Frucht darauf. Es konnte aber auch nur eine Insel sein, und dann ging es wieder hinaus in den Sumpf oder in rasende Flut. Er sei ein einfacher Mensch, sagte er, der nicht viel gelernt habe, nicht einmal ordentlich lesen und schreiben, aber er fühle es, daß sie alles aus ihm machen könne.
Susanne war ernst und ein wenig bange. Sie meinte aber, der redliche Wille zum Guten, der in ihr lebte, der lebe auch in Bruno Tröge.
„Bruno", sagte sie mit weicher Stimme, „mache es uns doch nicht so schwer. Du brauchst ja nur die Hand auszustrecken, und es bleiben Mädel genug daran hängen. Ich — kann nicht. Du bist ein guter Mensch, aber — — — ich kann

nicht. Wäre die Nacht nicht, drei Tage vor letzten Weihnachten, dann wäre es vielleicht anders. Und wäre es anders, so wäre es doch nicht das Rechte; dann hätte ich mich nicht gekannt, dich und mich betrogen und zuletzt wäre es ein großer Jammer geworden. Nun weiß ich, daß ich nicht anders kann als ich tue. Ich kann nicht anders."
Florians Name fiel nicht zwischen den zweien, aber sie wußten beide, daß er ihr Schicksal war. Susanne gab sich darein mit einer kindlich gläubigen Freude. In Bruno aber fror all die gute Wärme, die ihn zu dem gemacht, wozu die Natur den Kern in ihn gelegt, zu Eis. Er sagte Susanne ein stilles gute Nacht, nicht mit zitternder Stimme, aber so tonlos, wie wenn gefrorene Halme gegeneinander reiben.
„Gute Nacht, Susanne."
„Gute Nacht, Bruno."
Susanne ging langsam und in Schmerz, aber ihre Augen hoben sich der jenseitigen Höhe entgegen, sie wurden wieder gläubig und klar, wie sie in der letzten Zeit immer gewesen waren.
Bruno Tröge saß nieder auf einen Stein, und der Nebel, der aus dem Tale stieg, hüllte ihn ganz und gar ein, seinen Leib und sein Herz. Susanne hatte nur wiederholt, was sie ihm bereits einmal gesagt, da sie auf dem Rain unter dem Zorgehofe saßen, aber es war anders als damals. Damals war es milder und ließ die Hoffnung lebendig bleiben, heute war es wie ein Fels, hart und mächtig und unverrückbar. Das Land, auf dem Bruno gestanden, wogte auf und ab, und es ging ein Ringen hindurch wie unter Geburtswehen. Hob es sich stärker heraus aus Schlamm und Unrat, dehnte sich, wuchs und trug den Harrenden hinauf in die reinen Höhen des starken Menschentums, das durch Leid verklärt ist, oder barst es unter ihm und ließ ihn versinken?
Bruno Tröge wartete nicht ab, was geschah. Als er es unter sich wühlen und wuchten fühlte, da sprang er und sprang mitten hinein in den Sumpf.

Er bohrte die Hände in die Augen, verwünschte sich und den Fremden, verlachte sein ehrliches Bemühen, ein rechter Kerl zu werden und rief den erwachenden wilden Gedanken ein schmetterndes Ja entgegen. Die standen vor ihm wie eine ungeheure schwarze Wand. In der lebte der Tod und schielte aus der aufwuchtenden, wandernden Mauer mit roten, glühenden Augen, die nach einem Opfer auf der Suche waren. Und Bruno Tröge warf die Opfer in die Glut. Tat eine Tür nach der andern auf, wie wenn man die Türen am Schmelzofen öffnet und die Höllenglut grinsen und blecken sieht. Er warf eines nach dem andern hinein, so wie es ihm die grausame Enttäuschung gebot, den Fremden, die Schwägerin, den Bruder. Zuletzt sprang er lachend selber nach. Einzig an Susanne dachte er nicht. Es war ein unklares, wüstes Denken in einer so schweren Verbitterung, daß kein gerechtes Erwägen Raum hatte, und für das die Welt einzig das Dreisatal war, und die Menschen waren einzig diejenigen, die hier wandelten.

Nach einer Weile schritt er zurück, trat fest auf, herrisch, zornig und trat mit grausamer Wollust alles Gute in sich in Scherben.

Auf dem Hofe traf er Erdmute; es war finster, und niemand war um den Weg. Und hätte einer zur Seite gestanden, Bruno Tröge hätte nicht danach gefragt. Er nahm die Schwägerin am Arme, drängte sich an sie und sagte keuchend: „Du, jetzt wird es lustig. Du sollst sehn, wie lustig es wird!"

Darauf hub er an zu pfeifen, ein gellendes, schneidendes Pfeifen, trat in die Stube und warf den Hut auf einen Nagel an der Wand, stand einen Augenblick, zurückgelehnt und in sich hinein horchend, nickte sich selber zu und knirschte ein Lachen. Hannelore sah ihren Jungen und erschrak. Er war den Abend über wortlos, aber seine Augenbrauen zerflossen heute in eines. Da fühlte Hannelore, daß der Stein, der von ihr genommen zu sein schien, bereit war,

wieder niederzufallen. Sie schrie mitten in die Stille hinein einen kleinen, angstvollen, rührenden Schrei. Bauer Tröge schrak auf.

„Mutter!"

„Es ist mir so bange. Ich weiß nicht, was es ist."

„Kommt am Ende die schlimme Zeit wieder?"

Da wehrte sich Hannelore und hielt die flachen Hände vor sich. „Nein, nur nicht wiederkommen, nicht wiederkommen!"

„Was will man da machen", warf Bruno ein, „so was kommt von allein."

Hannelore warf einen Blick auf ihn, so voll Angst und stillem Weh, daß Bruno die Augen niederschlug. Dann ließ sie sich von ihrem Manne hinausführen und lehnte ihm schwer in den Armen. — —

Bauer Zorge und Florian waren an demselben Sonntagnachmittag gegen den Wald hingewandert. Über dem stand da eine kleine, feine Rauchsäule und dort eine, und aus fernen Seitentälern griffen einzelne zerfetzte Schwaden über die grünen Wipfel. Da sprach Florian davon, daß er die Köhler wohl gern einmal bei ihrer Arbeit sehen möchte.

„Warum nicht?" sagte Zorge drauf. „Du kannst jeden Tag zu ihnen gehn. Sie sind gastfreie Leute."

Florian warf es in halber Entrüstung hin, daß unter den Köhlern eine sonderbare Auffassung von Recht und Sitte herrschen müsse. Der Köhler Eckert habe ihm davon gesagt, daß sie einen unter sich hätten, der seinen Vater totgeschlagen habe.

„Der Eckert hätte das Maul halten sollen", sagte der Bauer. „Wenn er aber durchaus reden wollte, dann mußte er sich einen andern aussuchen als dich."

Das verdroß Florian Günther. „Warum denn grade einen andern als mich?"

„Weil du die Köhler und ihr Leben nicht verstehen kannst. Grade du nicht. Ist's nicht in deinem Leben immer glatt

hingegangen? — Hast du einmal etwas in dir gespürt, von dem du wußtest, daß du es nicht gutheißen durftest, aber du kamst doch nicht davon los? Es war über dir Tag und Nacht und war in allen deinen Gedanken. Du wolltest es nicht tun, aber dann tatest du es doch. Hast du das einmal gespürt?"

„Nein", antwortete Florian, und der Bauer, der in eine starke Erregung geriet, war ihm fremd.

Der aber schritt lebhaft, sah auf die Erde und redete rasch. „So kommt einer in Not. Er kann sich zusammenreißen und das Wilde in sich totschlagen, gut, dann ist er ein Mann. Es kann auch geschehen, daß er tut, was er gar nicht tun möchte. Hernach steht er da und weiß sich nicht zu helfen und ist feige. Dann verachte ich ihn. Hält er sich trotzdem aufrecht, beißt die Zähne aufeinander, trägt er bis auf das Letzte ab, soweit es abzutragen ist, so reiche ich ihm die Hand. Er hat das Beste gelernt, was einer lernen kann. Nun ist er ein Mensch. So sind die meisten der Köhler. Es ist kein Schlechter unter ihnen, nicht einmal ein Schwacher. Riesen sind sie und sind doch etliche kleiner als ich und fast alle kleiner als du. Sie haben es verlernt, ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen als Unfreie. Jetzt sind sie freie Männer, und die meisten haben dennoch einen starken Glauben an Gott. Einen Glauben, den ich ein Sein nenne. Menschen sind sie, Menschen! Frage sie, ob sie sich lieb haben, und sie sehen dich verwundert an. Was ist ihnen das Wort? Ihr Tun aber ist Liebhaben. Wie sie zueinander stehen! Einer schier außerhalb des anderen, als ob er an dem, der andre am andern Ende der Welt wohnte, und leben doch ineinander. Keiner neidet es dem andern, wenn es ihm gut geht. Geht es aber einem übel, dann greifen sie zu und wissen, wo sie es anpacken müssen. Sie haben sich in harten Schneewintern einer zum andern gegraben und haben gefragt: Hast du zu leben? Und wenn es auf die Neige ging, dann kamen sie zusammen: Wieviel hast du noch,

wieviel du? — Es hungert keiner oder sie hungern alle. Meinst du, sie sagen sich ein gutes Wort, wenn eines stirbt oder eines geboren wird? Was willst du denn? Sind wir denn mehr als irgendein anderes, das von der Erde kommt? Kommen und Gehen, wie es Gott gefällt. Ohne Angst. Du meinst, auch ohne Freude? Das ist nicht wahr. Wer will sagen, wie es in einem aussieht, wenn ihm das Neugeborene in den Arm gelegt wird. Aber er weiß, daß seinem Kinde nichts erspart bleibt und will, daß es sich durchschlägt. Es soll ihm nichts erspart bleiben. Ich weiß nicht, ob sie beten. In Worten, die sie lernten, gewiß wenige. Das aber weiß ich, daß sie mit dem Herrgott reden. In gutem Zutrauen reden sie zu ihm. Die Demut, auf die sich die Demütigen so viel zugute tun, daß sie dabei in Hochmut waten, die ist nicht unter ihnen. Sie sehen gradeaus und gehen gradeaus. Und eine Gemeinde sind sie unter sich wie keine draußen. Das macht, weil sie sich als Männer zueinander finden. Drunten sind die Alten den Jungen im Wege. Bei den Köhlern weiß man noch, wie man sie ehrt. Wo die Menschen auf Haufen wohnen, da brauchen sie Tag und Nacht Wächter. An keiner Köhlerhütte findest du ein Schloß. Hab Achtung vor den Köhlern. Nicht, daß nicht auch anderwärts tüchtige Leute wohnten oder daß ich es überall so sehen möchte, wie es bei den Köhlern ist. Es ist ein hartes Leben, und nicht jeder taugt dazu, sie werden auch wohl ehestens auseinander gerissen, aber was ihnen gebührt, das gebe ich ihnen, und es wäre für dich ganz gut, wenn du einmal eine Zeitlang zu ihnen gingest."
Der Bauer hob das weiße Haupt wieder und ließ einen weichen Blick über die Wälder gehen. Sieben Stunden weit waren sie drunten von der Pforte aus. Wer sie nicht kannte, der meinte, sie seien höchstens der Tiere Herberge, und es lebte doch so viel gutes Menschentum in ihnen. Männer, die ihr eigenes Leben lebten. Freie, die sich zusammen gefunden hatten in einer Zeit, da die meisten Hörige sind. Nicht

mehr untereinander in aufgezwungener Dienstbarkeit, wohl aber irgendeinem Herrn untertänig, der ein noch weit erbärmlicheres Recht übt als je ein Fronvogt. Dem Gelde oder dem Trunke, der wilden Gier nach dem anderen Geschlecht, Weib zu Mann und Mann zu Weib. Und die Gewalt nannten sie das göttliche Recht. So hatten sie Gesetze geschaffen, die den urewigen Menschengesetzen zuwiderliefen. So gebar sich aus den Völkern heraus der Krieg. Wann ist ein Krieg gerecht, und wann führt ihn ein Volk mit reinen Händen? Dann, wenn es sein Daseinsrecht erkämpft, sein freies Menschentum. Dann aber ist ein Volk zuvor durch harte Notzeit gegangen. In der war das Niedrige in ihm gestorben, und es war ein Volk geworden, in dem der Bruder im Bruder das ehrte, was ihm selber heilig galt, und ihm half zu dem, was er für sich selber begehrte. Daraus kam die ungeheure Kraft, die so ungeheuer ist, weil sie in der Liebe wurzelt. Und dann kam die Zeit des Irrens wieder. Hatten derweile die erbärmlichen Herren wieder angefangen, ihr Regiment zu üben, dann war die Zeit des Elends nicht mehr weit. Ein einzelner konnte in harter Zucht und in heißem Liebeswollen wachsen, bis er in die Grube sank. Dazu war sein Leben kurz genug, und er hatte es mit keinem weiter zu tun als mit sich selbst. Völker mußten steigen und fallen. Es lebte aber dennoch in allem Geschehen ein guter Wille von einem, den niemand erfassen kann, und der über Völkerschicksale hinweg die Menschheit aufwärts führt. Bauer Zorges Denken ging himmelhoch über den Alltag hinaus. Hätte er in einer Gemeinde gelebt, er wäre mit dem Leben zusammengeeckt. In der Einsamkeit umspannte er das Leben. Schier entrückt ging er neben Florian Günther. Der aber ward es nicht gewahr, weil er selber in inwendigem Ringen stand.
„Bauer“, begann er unsicher, „muß denn das sein, daß einer zuvor selber gemachte Not kennt, ehe er lernt, mit dem Leben fertig zu werden?“

Das gab den Bauern sich selber wieder. „Nein“, antwortete er hell und rasch. „Nein. Dazu lehren wir ja doch die Unwissenden, damit sie sich bewahren können vor der harten Lehre, die bittere Tage selbstbereiteter Not geben, aber ich kann es nicht sehen, wenn einer meint, er sei ein Ganzer, wenn er sich noch nicht bewährt hat. So mußt du das nehmen. Bei manchem ist es getan mit kleinem Ringen, bei manchem ist es ein schweres Kämpfen. Man soll aber nicht sagen, daß, die in trotzigem Mute über den Gesetzen stehen, nur dem Guten in ihnen selber gehorchend, mindere Menschen seien, als andere.“
Florian Günther vermochte nicht, sich in des Bauern eigenwilliger Art zurechtzufinden. Daß sie rein war, das spürte er. Sie schien ihm aber nur für einen Zorge recht. Ihre über alles reichende Liebe faßte er nicht.
Sie waren derweile tief in den Wald hinein gewandert, standen auf einem Rücken und sahen drunten ein breites Haus aus behauenen Stämmen stehen. Das war auf einem Wiesenplane gebaut. Nicht weit von dem Hause schwelten drei Meiler. Wie aus kleinen Schornsteinen stiegen die Rauchsäulen im Kranze aus den glimmenden Haufen. Ein hoher, bärtiger Mann ging ab und zu, tat einen Handgriff, bohrte eine Zeitlang die Hände in die Hosentaschen, zündete sich eine Stummelpfeife an und trat zu einem Alten, der auf einem Blocke saß. Der hatte ein Buch auf den Knien liegen und las. Als der Jüngere vor ihm stand, hob er den Kopf, wies mit dem Finger auf das Blatt und sprach. Und der Junge nahm dann und wann die Pfeife aus dem Munde, gab ein Wort in des Alten Rede und paffte wieder.
„Das sind der alte Landfried und sein Sohn“, sagte Zorge und wies hinab. „Der Alte liest in der Bibel. Das tut er an jedem Sonntag. Der Mann hätte sich längst ein kleines Gut kaufen können, aber er will nicht. — Wärest du an jenem Abend, kurz vor der heiligen Zeit, von der Seite gekommen, nicht von drüben her, so hättest du die Angst nicht

auszustehen brauchen. Sie hätten deinen Notruf vernommen und dir geholfen."
„Dann wäre ich nicht auf den Zorgehof gekommen", warf Florian ein.
Der Bauer neckte ihn. „Gefällt es dir denn auf dem Hofe gar so gut? Es ist doch ein einsames Leben, und die Arbeit ist nicht leicht."
Da drang Florian das Blut rasch und heiß zum Herzen. Er wollte die Hand ausstrecken, die des Bauern fassen und ihm sagen, daß er sein Kind lieb habe und wollte es von ihm fordern. Der Bauer fühlte, was auf dem Wege war, hielt es aber zurück, fragte rasch irgendein Gleichgültiges und schlug den Rückweg ein.
Im Hause tat er den Sonntagsrock ab, griff zu, als hätte er nie nach anderem gefragt als nach des Tages Arbeit, und war rüstig und rasch. Susanne kehrte zurück, tat, was ihr oblag, hatte ein stilles Gesicht und schien viel in sich hineinzusehn. Sie sprachen wenig, und Florian Günther hatte das Empfinden, daß das Zorgehaus heute geradezu eine Kirche sei.
Die Gedanken gingen ihm so stark nach, daß er vor die Haustür treten mußte. Der Nebel lag weiß und ungefüge im Tale, Sterne standen drüber, und die Wälder wuchsen wie Mauern in die Nacht hinauf. Florian lehnte am Türpfosten und grübelte. Warf das, was Zorge gesagt, das über den Haufen, was Schule und Elternhaus in ihn gelegt? Nein, aber es rüttelte es wie in einem weiten Siebe. Viel fiel hindurch, anderes blieb. Das aber, was blieb, das war das ganz Starke.
Es wuchtete ein Ahnen bergeschwer auf dem Grübelnden. Ein Ahnen der großen Einheit der Menschen untereinander und der Einheit mit dem Ewigen, und langsam gebar sich in ihm ein neuer Mensch.

8.

Auf dem Trögehofe wurde es lustig. Bruno Tröge pfiff, daß es schallte, und wenn es ihm sein Bruder verwies, dann wurde er grob. Er hatte überhaupt bei aller Lustigkeit etwas Auffahrendes an sich. Es geschah, daß ihm ein Gerät unter den Fingern zerbrach. Dann warf er es weg und lachte. Das Lachen war unheimlich. So, als ob keine Menschenstimme lache. Luchs, der Wolfshund ging ihm scheu aus dem Wege. Einmal hatte er drei Tage gehinkt von einem Fußtritt, den ihm Bruno versetzt. Dann wieder trieb er mit dem Tiere Kurzweil. Aber auch davor zitterte der Hund; denn zuletzt nahm ihn sein Herr an den Ohren und zerrte daran, bis das Tier laut jammerte, oder er griff ihm in das Maul und renkte ihm den Unterkiefer halb aus. Es war, als ob ihn das Wehtun freue.

Bruno Tröge achtete der Mutter jetzt kaum. Er sah nicht, daß die Falten in ihrem Gesicht wieder wie scharfe Schnitte wurden, und daß sie oft mit den Händen nach dem Kopfe griff. An den Vater machte er sich gern einmal, aber er nahm ihn anders als früher. Nicht mehr als den, dessen Worten er sich beugte. Er schlug ihn kameradschaftlich auf die Schulter: „In den nächsten Tagen gehe ich in das Dorf und hole Würfel. Wie soll man sonst die Zeit totschlagen können."

Der Vater fragte ihn, warum er nicht mehr auf den Zorgehof gehe. Bruno sah ihn zornig an. „Man sieht, was ihr könnt, du und Zorge. Warum jagt denn keiner den Fremden zum Teufel? Meinst du, ich bettelte? Sie ist mir gar nicht mehr gut genug, die!"

„So steht es?" sagte der Bauer drauf. „Dann mache dich gefaßt, zu gehn. Hier ist dann kein Platz mehr für dich. Willst du denn einschichtig bleiben?"

„Ja", trotzte der Sohn. „Ich bleibe einschichtig. Und hinaus gehen? Warum denn? Es ist Arbeit daheim und Brot. Und ich arbeite. Da kannst du nichts sagen."

Bruno Tröge arbeitete. Er riß die Arbeit zuzeiten geradezu an sich und war spielig an anderen Tagen. Müßig sah man ihn selten stehen.

Gleichmäßig und aufrecht ging Erwin Tröge seinen Weg. Er ahnte, was den Bruder zurückgeworfen hatte und fühlte ein Bedauern um ihn. Es war schade, daß die vernünftige Zeit so kurz gewesen war, aber was war zu machen? Bruno war alt genug, um zu wissen, was er wollte. An manchen Tagen schien ihm des Bruders Art verächtlich. Zornig sagte er zu ihm: „Du bist wie ein Junge, dem eine Tracht Prügel gut täte."

Da loderte die Zornesröte über des Jüngeren Gesicht. —

Es wurde lustig auf dem Trögehofe. Erdmute aber zitterte davor. Sie suchte den Schwager nicht mehr im Dunkeln zu treffen, aber jetzt suchte er sie, und wenn er wußte, daß er sie allein traf, etwa in der Scheune oder sonst, dann kam er. Kam mit einem herrischen Blick und lechzenden Lippen. Sie war aber nur das erstemal wie lahm gewesen. Beim nächsten Male stieß sie den Schwager hart zurück, und als er sich das drittemal an sie machen wollte, da sagte sie, daß sie aus dem Hause gehe, wenn er noch einmal so komme. Es lohte keine Flamme in dem Weibe hoch, wohl aber raste ihr die Angst zum Herzen. Wenn sie nach solchem Zusammentreffen ihrem Manne begegnete, dann bettelten ihre Augen: Hilf mir!

Der aber vernahm die Bitte nicht, die dringende, die zuletzt zum Schrei wurde.

„Es ist mir so bange", sagte Erdmute in der Dunkelheit eines Tages zu ihm.

Der Mann lachte nicht einmal darüber. „Wovor denn? Auf dem Hofe sind doch keine Gespenster."

„Doch, es sind Gespenster da."

„Erdmute, soll es denn bei dir werden, wie bei der Mutter? Ich dächte, es langte, daß es mit der Mutter wieder losgehn will. Du mußt dich zusammenreißen. Was soll das? — —

Gib den Stieren eine Handvoll Heu. — Was ist das für ein Leben! Man will doch auch einmal seine Ruhe haben." ——
Bruno Tröge wurde ganz lustig. So lustig, daß seine Mutter in den Nächten aufschrie, tagelang im Bett liegen mußte und jammerte: „Es ist wieder da. Nun habt ihr es doch wieder hereingelassen."
So lustig wurde Bruno, daß der Vater die Hand gegen ihn hob. „Hast du den Satan im Leibe? Was tust du eigentlich? Verwüsten tust du! Ich kann dir den Hackenstiel noch jeden Tag über das Kreuz schlagen, wenn es nötig ist." Er hob die Hacke, aber sein Sohn stand vor ihm wie ein tückischer Hund vor seinem Herrn. Es kann sein, daß er den Schlag hinnimmt, es kann aber auch geschehen, daß er seinem Herrn die Zähne ins Bein schlägt. Da unterlag der alte Tröge; Bruno aber trug ihm die harten Worte nicht nach.
„Warum sollen wir uns denn zanken, Vater? Wir sind doch aufeinander angewiesen. Wie sollten wir sonst die Abende hinbringen?"
Tröge antwortete dem Sohne nicht.
Bruno fühlte sich allen überlegen; es schien ihm, er habe alles in der Hand, Glück und Unglück, Bestand und Zusammenbruch des ganzen Hauses. Hatte er Erdmute das Letzte noch nicht getan, so schien es ihm trotz ihres Wehrens doch nur an ihm zu liegen und kam einzig darauf an, ob er wolle oder nicht. Hannelore war die einzige, die das drohende Unheil, das auf Treubruch und bitteres Herzeleid hinauslief, erfühlte, aber das arme Weib wehrte sich nur in sich hinein, nicht aus sich heraus. Sie sah, daß Erdmute finsterer wurde, je lauter Bruno ward. An ihrem Manne ging Erdmute vorüber. Sie bat nicht mehr um Schutz. Ihre Augen wurden hart, und ihre Lippen lagen streng und trotzig aufeinander.
O ja, es war lustig auf dem Trögehofe.

•

Und es war fröhlich auf dem Zorgehofe. So fröhlich, daß Bauer Zorge oft laut lachen mußte.
Wie sich die zwei neckten, Florian und Susanne. Richtig wie Kinder. Sie lasen die Zeilen, die Gott in die Herzen geschrieben hat und die zu verstehen, es keines andern Lehrmeisters bedarf, als dessen, den jeder in sich trägt.
Florian Günther arbeitete, wie es kam. Auf den Feldern, so lange es ging, dann im Hause. Da war er der Zimmermann und der Tischler. Eine Bank baute er, und einen Stuhl verhunzte er, weil er ihn hatte zu fein machen wollen. Da wurde nichts daraus. Susanne aber neckte ihn damit, und er hielt lustigen Widerpart.
Zorge war um die Zeit wieder einmal auf dem Trögehofe gewesen. Von dem Tage ab ging er in schweren Sorgen. Er hatte sein Kind gesehen, die verbitterte Erdmute, die müder und hagerer geworden war, als sie je gewesen. Sie hatte ihm nicht standgehalten, als er sie gefragt, wie es gehe. Ach, hatte sie abgewehrt, es ginge alles gut.
Das sei nicht wahr, hatte der Bauer dagegen gesagt.
So? Woher er denn das wissen wolle.
Das sehe er.
Nein, das sehe er nicht. Man sehe überhaupt nichts, gar nichts. Zum Lachen sei es, wenn einer sage, er sehe etwas.
Auch den Schwiegersohn hatte Zorge gefragt, was mit Erdmute sei. Der war aus sich herausgegangen im Zorn. „Es ist nichts mit ihr anzufangen. Bin ich denn nicht immer gut zu ihr gewesen? Ich habe ihr nie ein hartes Wort gegeben. Gestern traf ich sie, daß sie heulte. Ich bitte dich! Wo wir doch alles im Hause haben. Es ist Mehl da und Fleisch, und Obst haben wir gedörrt, und der Flachs ist geraten. Meinst du, sie freute sich darüber?"
Darauf hatte Zorge erwidert, so fehle es vielleicht an etwas anderem. Man brauche mehr zum Leben als Mehl und Fleisch und Flachs.
„Du redest gerade wie Erdmute", sagte Erwin Tröge dar-

auf. „In der Nacht fragte sie mich neulich mit einem Male, ob es nicht ginge, daß wir hier verkauften, oder dem Bruno das Zeug überließen und fortzögen. Ist das nicht rein zum Lachen?"
Es war Zorge nicht zum Lachen. Bitter weh tat es ihm. Die Enge, die Enge! Es konnten nur Menschen hier wohnen, die zuvor über den Schleifstein gezogen worden waren. Wie wenig man doch in der Hand hatte. Da waren zwei, von denen man meinte, sie seien schier ohne Wünsche, wie füreinander geschaffen, und würden ein ruhiges Leben haben. Und nun quälten sie sich aneinander, und man wußte nicht, ob es sich zwischen ihnen wieder einrenkte oder ob es auseinander ging.
Hannelore Tröge jammerte Zorge vor, daß der Druck wieder da sei. So schlimm sei das manchmal, daß sie sich gar nicht zu helfen wisse. Und die Nächte! Ach, und das Leben im Hause! „Bruno — —." Da war Hannelore verstummt.
Zorge fragte, was es mit Bruno sei.
„Nichts", sagte die Bäuerin hart.
Da ging Zorge mit schweren Schritten vom Hofe und ließ den Kopf tief hängen. Unterwegs traf er Tröge, der mit Bruno aus dem Tale kam. Bruno bot Zorge kaum einen Gruß. Dann sagte er: „Gelt, es ist lustig bei uns?"
„Ja", sagte Zorge bitter, „sehr lustig ist es."
Bruno ging davon und lachte bissig. Tröge aber stand vornübergelehnt. „Zorge, Zorge", sagte er, „du weißt nicht, was du gemacht hast."
Das ging dem Bauern über sein Verstehen. „Ich?"
„Ja. Hättest du ihm das Mädel gegeben. Er kann nun einmal nicht von ihr los. Du hast doch gesehn, daß er ein vernünftiger Kerl sein kann. Nun ist es, als reite ihn der Teufel."
„Tröge", grollte Bauer Zorge, „habe ich es dir nicht gesagt, daß ich mein Kind zu nichts zwinge?"
„Das ist dummes Zeug. Sie wären gut miteinander ausgekommen."

„Ja, so gut wie die andern zwei."
„Ich sehe wohl, daß da etwas nicht stimmt, aber, liegt das an Erwin?"
„Kannst du sagen, daß es an Erdmute läge? — So wäre es zwischen den zweien auch geworden. Warum schickst du deinen Jungen nicht unter die Leute?"
„Er geht nicht. Durchaus nicht. Er sieht dich an wie ein geprügelter Hund und bleibt."
„Und mir machst du Vorwürfe? — Gute Nacht, Tröge."
„Gute Nacht."
Der alte Weise ging ins Tal hinab, ging die Dreisa hinauf, horchte auf das Rauschen des Wassers, versuchte in sich zu ordnen, was wild durcheinander gärte und wußte nicht, wo er Hand anlegen sollte, Ordnung hineinzubringen.
Es war ein hartes Ringen in dem Manne. Alles Ringens Ende aber war eine starke Demut. Er neigte sich über den Stock und verkrampfte die Hände. Die Sterne gingen ihre urewigen Bahnen über ihm, die Dreisa tönte, und die Nacht feierte. Bauer Zorge betete. Ein starkes, aufrechtes Mannesgebet in Demut.
Er ging hernach aufrecht den Hang hinan, traf Florian und Susanne, die helle Augen hatten und fragte: „Was habt ihr derweile gemacht?"
Florian wies ihm ein Brettchen, das er zierlich mit der Laubsäge aussägte, und über das sich Susanne freute wie ein Kind.
„Was wird das?" fragte Zorge.
„Ein Bilderrahmen."
„Das ist recht", sagte der Bauer darauf. „Dabei bleibt. So etwas macht Freude, sieht gut aus, und man verliert dabei den Boden nicht unter den Füßen."
Sie verstanden das Wort nicht. Zorge aber setzte sich neben sie, und sie plauderten. Ein leichtes, behagliches Plaudern.
Im Ofen knackte dann und wann ein Holzstück, die Lampe gab milden Schein, draußen roch es wie Schnee. Zorge

schwieg mitten im Gespräch einen Augenblick und strich sich über das schneeweiße Haar. „Wie reich man an so einem stillen Abende ist.“
Es litt ihn aber nicht viele Tage im Hause. Die Ungewißheit ließ ihn kommende Nöte bergehoch sehen. Er mußte wissen, ob zu helfen sei und ging wieder auf den Trögehof. Erwin grüßte ihn mit der alten Ruhe und antwortete auf die Frage, wie es Erdmute ginge, daß es noch sei wie immer in der letzten Zeit.
Da ging er seinem Kinde nach, führte sie entschlossen in eine Kammer, an deren Tür er zufällig stieß, und in der es ganz dunkel war und gebot ihr, zu reden. Sie könne ihm alles sagen, hier, wo sie eines des andern Auge nicht sähen, auch das, was sie etwa unter der Lampe oder im Tageslicht nicht über die Lippen brächte. Erdmute aber erwiderte darauf, sie habe ihm nichts zu sagen.
Da fragte Zorge geradeheraus, ob sie denn an ihrem Manne hungere. „Ach“, antwortete Erdmute, „wie soll ich dir das sagen. Wofür müßtest du mich halten, wenn ich ja sagte.“
„Für das, was du bist, für nicht mehr und nicht weniger, für ein Weib.“
„Nein“, sprach Erdmute darauf, „du denkst falsch.“ Dann aber fing sie ungestüm an zu weinen. Sie kamen nicht weiter miteinander, und in Zorge war der Zorn fast ebenso groß, wie das Erbarmen.
Er saß darauf unter den Trögeleuten in der Stube. Hannelore brütete vor sich hin, aber ab und zu warf sie doch ein Wort in das Gespräch. Bruno gab nur kurze Rede. So war oft eine Stille in der Stube, die einzig der Pendelschlag der Uhr zerhämmerte.
„Ist's jetzt immer so still bei euch?“ fragte Zorge.
„Nein“, begann Bruno drauf. „Es ist lustig. Erdmute, ist's nicht lustig?“
„Ach ja, dann und wann“, gab das Weib mit klangloser Stimme zu. Sie hatte den Kopf nicht von der Näharbeit im

Schoße erhoben, aber aus Brunos Augen war ein hohnvoller, überlegener, grausamer Blick über sie gegangen. Den hatten zwei gesehn, Hannelore und Zorge. Hannelore verkrampfte die Finger ineinander, daß die spitzen Knöchel hart heraustraten. Über Zorge aber ging eine Lohe.
„Tröge“, wandte er sich rauh und stoßweise an den Nachbar, „ich wüßte einen guten Platz für deinen Jungen.“
„Den weiß ich auch“, warf Bruno grob ein, „aber es hat sich derweile ein anderer auf das Nest gesetzt.“
Da nahm ihn Zorge um das Handgelenk, daß man hernach die Fingerspuren darin sah. „Du“, sagte er, „was du für dich tust, das ist deine Sache. Renn in den Dreck oder nicht. Das aber sage ich dir: Andere laß draußen.“
„Ich tue alles für mich“, trotzte Bruno und schlug die Augen nicht nieder. „Für niemand sonst tue ich etwas. Nur für mich.“
Damit stand er auf, warf den Stuhl hinter sich und ging hinaus.
Tröge aber kehrte sich dem Nachbar zu. „So ist er, und ich dachte, er sei vernünftig geworden. Seit der Fremde wieder bei euch ist, hat ihn der Satan im Genick. Gib ihm das Mädel.“
Erdmute schlug die Augen voll zum Vater auf: „Vater, gib ihm Susanne.“ Sie sprach mit klingender, bittender Kinderstimme, die den Vater erschütterte. Er fühlte, daß sie selber nach Erlösung schrie.
Erwin kam ihm im Antworten zuvor. „Ich weiß nicht, was ihr daher redet. Wenn sie ihn nicht mag, dann kann man sie doch nicht zwingen.“
„Das ist es“, bestätigte Zorge. Es lag ihm auf der Zunge, Erdmute ein warnendes Wort zu sagen, aber er fürchtete, daß er durch eine unzeitige Warnung mehr verderbe, als gutmache.
Erwin Tröge hatte ein Anliegen. „Vater“, sprach er, „gestern ist der volle Eimer am Brunnen von der Stange geris-

sen und hinabgestürzt. Er hat einen der Balken, mit denen der Schacht versteift ist, durchschlagen. Der muß vermorscht gewesen sein und hat im Niederbrechen noch etliche andere aus der Mauer gerissen. Es ist seit Menschengedenken nicht daran ausgebessert worden. Schicke uns doch den Florian herüber, daß er die Versteifung nachsieht und die neuen Balken einzieht, sonst stürzt uns am Ende der ganze Schacht ein."

„Ich will es ihm sagen", antwortete Zorge.

Er verabschiedete sich kurz. Erwin aber, der mit ihm vor das Hoftor ging, sagte er: „Mir scheint, Erdmute hätte es gern, wenn du ein wenig herzlicher zu ihr wärest. Sie kann das nicht so sagen, aber es ist so. Fällt es dir denn so sehr schwer?"

„Gar nicht", sprach Erwin Tröge darauf. „Ich berede doch alles mit ihr."

„Das meine ich nicht. Du denkst immer an die Wirtschaft, und es ist recht. Aber den jungen Frauen muß man auch einmal ein ander Wort sagen können und sie einmal um den Kopf nehmen."

„Wenn es das bloß ist", lachte Erwin drauf, „das kann ich gerne tun. Es ist mir nur so läppisch, als ob wir Kinder wären."

Er ging hinein, strich Erdmute über das Haar und sagte: „Was hast du doch für einen langweiligen Mann, Erdmute."

Zorge ging in noch größerer inwendiger Not vom Trögehofe als vor Tagen. Was heute wie ein Blitz vor ihm aufgezuckt war, das lag außerhalb all seines bisherigen Denkens. Es war ihm so ungeheuerlich, daß er sich scheute, es ernsthaft zu besehn. Dann riß er sich auf. Feige und faul sei es, daran vorüberzugehn in der Hoffnung, es werde sich von selber geben. Er wollte es anpacken, und als er ernsthaft sann, erkannte er, daß es nicht anzupacken war. Es war wie Luft. Griff man danach, so zerrann es, und es war nichts da. —

An dem Abend aber stellten Florian und Susanne ihr Glück auf feste Füße.
Florian hatte an dem Rahmen gesägt. Der war fertig. Da legte er ihn in Susannes Hände und ging, das Bild der Eltern zu holen. Er paßte es in den Falz, besserte ein wenig nach, wo es fehlte, und Susanne sah ihm zu. Dann saß das Bild, und Florian sah darauf. „Was hätten sich die zwei gefreut", sagte er.
Als Susanne nichts dazu sprach, sah er sie fragend an. Sie hatte verträumte, glänzende Augen.
Da nahm er ihre Hand und neigte sich zur Seite nach ihr hinüber. „Susanne!" Die ließ den Kopf sinken, aber sie zog die Hand nicht zurück.
Florian war es, als müsse er einen Berg versetzen.
„Ich weiß", sagte er, „daß es dein Vater gern sähe, wenn du den Bruno Tröge nähmest, und die Tröges wollen das erst recht. Aber, Susanne, ich kann danach nicht fragen. Ich habe alles versucht, bin heimgegangen und hätte mein Haus wieder aufgebaut, wenn ich gekonnt hätte. Ich konnte nicht. Immer habe ich an dich denken müssen. Tag und Nacht. Ich mußte wieder her. Gehe es, wohinaus es will: Susanne, ich habe dich lieb."
Da lachte das Mädchen ein klingendes, leises Lachen, glückselig und weich. „So schwer hast du es dir gemacht?"
„Es ist doch wahrhaftig nicht so einfach, wenn man nicht weiß ..."
„Ich wußte es lange ..."
„Mädel!"
„Daß ich dich lieb habe."
Da legte Florian das Bild, das er noch immer in der Linken gehalten, aus der Hand, stand auf, trat mit hochatmender Brust vor Susanne, zog sie an sich und küßte sie.
Dann rückte er seinen Stuhl dicht an den Susannes, legte deren Kopf an seine Brust, nahm das Bild wieder hoch und sagte: „Da, ihr zwei, seht her, das ist sie." Er küßte sein

Mädel und tat es, inwendig fromm wie ein Kind und doch mit dem Herzen des Mannes. Beides floß ineinander.
Die zwei schwiegen eine lange Zeit, und Florian ließ seine Gedanken rückwärts gehn. Eines stellte er neben das andere, und als er fertig war, da schien ihm, jetzt habe er dem Herrgott klar auf die Finger sehen dürfen. Es sei alles gekommen, wie es mußte, damit er, Florian Günther, an Susannes Seite in der warmen Stube des Zorgehofes sitzen dürfe.
Dann wieder mußte die Liebe reden. Da sprach Florian davon, wie sie es sich später einrichten wollten.
Zorge kehrte heim. Die zwei vernahmen seinen Schritt, und Susanne drängte Florian: „Sage es heute abend noch nicht."
„Aber Susanne!"
Sie war rot bis unter die Haare. „Ach nein, morgen, Florian, morgen."
Als Zorge unter der Tür stand und seines Kindes blutübergossenes Gesicht sah, da wußte er, daß es zwischen den zweien richtig war. Er atmete tief und freute sich der reinen Luft im eigenen Hause. Die Sorge um die drüben aber verdüsterte ihn wieder, so daß er mit keinem lustigen Worte den jungen Menschen vortäuschte, er wisse nicht, wie es um sie stand, und mit keinem freundlich ernsten sie an sich riß.
Er setzte sich an den Tisch, nahm das Bild in die Hände, das auf der Platte lag, schaute darauf nieder, legte es hin und sagte: „Florian, den Tröges bricht die Versteifung im Brunnen zusammen. Du möchtest hinüber kommen, sie auszubessern, ehe der Schacht einstürzt."
„Haben sie Holz auf dem Hofe?" fragte Florian.
„Ja."
„Und Handwerkszeug, oder muß ich es von uns mitnehmen?"
„Nein, es ist alles da."
„Dann will ich morgen hinübergehn."

Da schien den Bauern ein Gedanke zu quälen. „Sei vorsichtig", mahnte er. „Der Brunnen ist etliche Klafter tief. Ihr werdet das Wasser ausschöpfen müssen."
Aus Susanne aber brach die Sorge heiß herauf. „Im Brunnen soll er arbeiten? Wenn er nun ausgleitet?"
„Es ist Zimmermannsarbeit", antwortete der Vater.
Florian aber lachte. Er habe Turmgerüste mitgebaut, und ob er in die Höhe steige oder in die Tiefe, das käme auf eins hinaus. Es sei ihm nicht bange. Sie redeten noch eine Weile von der Arbeit, die eine Reihe von Tagen dauern werde. Zorge riet, daß Florian in der Zeit auf dem Nachbarhofe bleibe.
Als er am Morgen ging, sah ihm der Bauer tief in die Augen. Sie waren allein in der Stube. Zorge nahm Florians Hand. „Sei vorsichtig", mahnte er wieder.
Der Bauer wußte, daß sein Kind vor der Tür harrte und gönnte den zweien gern noch einen Augenblick allein. Susanne küßte Florian rasch und sagte leise: „Jetzt freue ich mich alle Tage darauf, daß du heimkommst."
Florian ging in den grauen Herbsttag hinaus. Vereinzelte Schneeflocken taumelten, aber sie zerflossen auf der Erde. Er ging leicht und in frohen Gedanken.
Auf dem Trögehofe richtete er sich eine Haubank ein, suchte Holz, das ihm geeignet schien, heraus und begann, die Balken zu behauen. Erwin Tröge und sein Bruder schöpften derweile den Brunnen aus. Sie stellten ein Gerüst über den Schacht, nahmen die Kurbel vom Schleifstein und brachten sie an dem Rundholze an, das auf den Böcken hüben und drüben ruhte. Über das Rundholz legten sie das Seil, und indes der leere Eimer hinabging, zogen sie den vollen herauf. Sie redeten über der Arbeit nur was nötig war. Bruno Tröge wich dem Zimmermann nicht aus. Er stellte sich dann und wann neben ihn und begann ein Gespräch. So ohne große Veranlassung und um nichts Besonderes. Ob Kiefer gut im Wasser stünde. Tanne sei besser, wußte Flo-

rian. Dann: Er könne sich nicht erinnern, daß der Brunnen einmal ausgebessert worden sei. Dabei arbeitete Florian vor sich hin und sah nicht, daß Bruno in einer sonderbaren und überlegenden Weise hinter ihm stand. Der hatte die Hände in den Hosentaschen und den Hut ins Genick geschoben. So stand er einmal und zehnmal, bald mit leerem Gesicht, bald mit finster zusammengezogenen Brauen. Heute in dem Gedanken: Mag sie ihn nehmen, was kümmert es mich, und morgen in dem: Wenn er mir nicht in den Weg gekommen, dann wäre die Sache jetzt anders. Verflucht, daß er kommen mußte! Darauf drehte er sich kurz auf den Absätzen und ging wieder dem Schachte zu.

Erdmute kümmerte sich nicht um die Arbeit draußen. Hannelore Tröge aber setzte sich oft auf die fertigen Balken. Es windete oder es fiel Schnee. Hannelore fragte nicht danach. Sie saß da, verkrümmt und mit ihren Gedanken anscheinend außer sich, und sah Florians rüstigem Schaffen zu. Der redete sie an, aber die Bäuerin antwortete ihm nicht. Da sagte ihm Bruno eines Tages, daß sie nicht recht bei Sinnen sei.

Oft auch saß Hannelore auf dem Rande des Brunnenschachtes und sah mit leeren Blicken geradeaus. Oder sie stand, stützte die Ellenbogen auf das Gemäuer, legte das Kinn in die Hände und starrte in die Tiefe. Der alte Tröge war wenig um den Weg. Er redete selten ein kurzes Wort und war auch an den Abenden still und in sich gekehrt.

Nach etlichen Tagen waren sie so weit, daß Florian das Gebälk im Schachte nachsehn konnte. Sie ließen eine Leiter hinab und mußten eine zweite daran binden. So tief war der Brunnen. Florian stieg hinab. Es erwiesen sich eine ganze Anzahl Balken als schlecht, und er sah, daß er zuletzt tief unten würde arbeiten müssen. Der und jener Balken war in der Mitte morsch, aber die Enden saßen noch hart und fest im Mauerwerk.

Florian arbeitete von oben herein, daß der Schacht nicht

über ihm zusammenbreche, wenn er in der Tiefe war. Erwin und Bruno banden die Balken an das Seil, leiteten sie schräg hinab, und Florian gebot, wie er es brauchte. Halt, oder: Nachgeben, oder: Anziehen. So setzte er einen Balken um den andern, von oben her fast jeden auswechselnd. Dann kamen etliche, die noch gut und fest waren. Die übersprang er. Er brauchte jetzt eine Brechstange, dann den Hammer, dann das Beil, wie es traf. Und was er bedurfte, das ließen sie ihm hinab.
Hannelore Tröge war auch bei der Arbeit häufig um den Weg. Sie sah mit starren Augen, wie die weißen Balken in die Tiefe schwebten, sie sah Bruno an, der jetzt pfiff und nachher in sich hinein grollte. Selbst Erdmute trat nun etlichemal an den Schacht, sah hinab, blickte auf Bruno, als frage sie irgend etwas in ihn hinein, fand keine Antwort in dem verschlossenen Gesicht, neigte die schmalen Schultern vor und ging wieder. Florian Günther arbeitete ganz in der Tiefe an den letzten Balken. Da mußte Erwin in das Dorf hinab, um vom Schmied etliche Klammern zu holen. Für ihn stand Erdmute an der Winde. Es war ein trüber Tag. Im Brunnen hatte sich derweile wieder Wasser gesammelt, aber es hinderte die Arbeit nicht. So schöpften sie es nicht heraus. Wenn Florian hinab sah, dann sah er dann und wann im Wasser die Gesichter der zwei, die sich über den Rand neigten.
Bruno Tröge stand mit hart aufeinander gedrückten Lippen an dem Gemäuer und blickte hinunter. Hammerschläge kamen dumpf aus der Tiefe. Erdmute ging ins Haus. Sie hatte Angst und wußte nicht warum. Bruno stand wie außer sich und hatte auf nichts acht. Da stieß sein Fuß an die Brechstange, die neben ihm auf der Erde lag. Er bückte sich und hob sie auf, wog sie in der Hand und sah finster darauf nieder. Darauf blickte er wieder in die Tiefe. Grau und sich kaum vom Wasser abhebend, sah er Florian arbeiten. Da gab Bruno einem jäh in ihm aufspringenden, wilden Ge-

danken nach. Langsam und ohne Zittern neigte er sich über den Rand, nahm die schwere, scharfe Brechstange in die Rechte, zielte zwischen dem Gebälk durch und ließ sie fallen. Als das Eisen der Hand entglitten war, zuckte er zurück, bog sich hintenüber, um das Schreckliche nicht zu sehn. Die Augen sprangen ihm schier aus den Höhlen, die Hände hatte er wie lahm auf das Gemäuer gelegt. Seine Seele vernahm einen gellenden Schrei, und dann war etwas Furchtbares in ihm. Das griff ihm kalt ans Herz und drehte ihm das Genick herum, daß das Gesicht rückwärts sah. Da kamen eilende Füße von der Tür her, ungleichmäßig, und ein pfeifender Atem jagte voraus, kalte Hände schlugen sich Bruno Tröge in den Arm, ein verzerrtes Gesicht neigte sich ihm entgegen, röchelnde Lippen rangen um einen Laut, und heiser und keuchend fragte Hannelore Tröge: „Ist er tot?" Wie Geisterlaut war es, wahnwitzig vor Schreck, gräßlich in seiner grausamen Nacktheit. „Ist er tot?" Bruno erwachte aus der Erstarrung. Er schüttelte die Mutter von sich, neigte sich wild und gewalttätig über den Brunnen und — sah wenig unter sich Florian die Leiter heraufklimmen. Der Wurf war gut gezielt gewesen. Zischend fuhr das Eisen dicht neben Florian in das Wasser. Einen Augenblick war Florian erstarrt, und es rann ihm wie Eiswasser über den Rücken. Dann kletterte er hastig die Leiter herauf. Unbewußt, nicht mit Überlegung handelnd, aber er mußte herauf.
So, dicht unter dem Rande, sah er Bruno Tröges verzerrtes Gesicht vor sich, das die Untat nicht leugnete, das sie heraus schrie. Da brannte in Florian ein gerechter Zorn auf. Er riß mit ungestümer Kraft eine starke Eisenklammer aus dem Gebälk und strebte die letzten Sprossen empor, die Klammer als Waffe schwingend. Bruno Tröge aber war über ihm. „Einer ist zu viel", grollte er und wußte, daß es jetzt auf Tod und Leben ging. Das Zimmermannsbeil blitzte in Brunos Hand, und Florian vermochte sich der wilden

Schläge, die auf ihn dreinfuhren, kaum zu erwehren. Es war ein wortloses, rasendes Ringen über dem Schachte, bis Florian mit einem raschen Hiebe dem Angreifer die Klammer tief in die rechte Hand zu schlagen vermochte. Da fiel das Beil, von Balken zu Balken polternd, in den Schacht. Florian aber sprang mit einem Satze über das Gemäuer und umschlang Bruno Tröge. Vor seinen Augen tanzten die roten Ringe wie damals, da er den Heidrich unter sich gehabt. Toll in einem wahnsinnigen Reigen. Bruno Tröge wehrte sich wie ein Stier. Er schlug Florian die schwer verletzte Hand ins Gesicht, fühlte den rasenden Schmerz nicht, keuchte und besudelte Florian von unten bis oben mit seinem rinnenden Blute. Die halb zertrümmerte Hand aber versagte zuletzt auch dem ungeheuren Willen des Hassenden den Dienst. Bruno unterlag, und Florian schleifte ihn in sinnloser Wut über die zerstampfte Erde nach dem Brunnen, von dem sie im Ringen ein Ende abgekommen waren, ihn da hinab zu werfen. Wie in einem Blutrausche schleppte er den Menschen, achtete es nicht, daß der sich mit der Linken an jedem Stein zu halten suchte, spürte es nicht, daß er ihm die Zähne in die Hand schlug, schäumte und versuchte, ihn am Gemäuer hoch zu reißen.
Da kam, scharf wie schriller Glockenton, ein Schrei, zerbrochen, leise, wie aus einer andern Welt, scheu und doch durchdringend bis ins innerste Mark. „Elsabe, Elsabe!"
Der wirkte wie seinerzeit Köhler Eckerts Steinwurf. Florian Günther erwachte aus dem Blutrausch, sah in Entsetzen auf den todblassen Bruno Tröge, die besudelte, blutige Hand, die halbverglasten irren Augen von der Erde her, stöhnte, neigte sich vor und weinte ungestüm wie ein Kind, warf sich gegen den Brunnenrand, schlug die Rechte vor das Gesicht, und das Weinen erschütterte ihn.
So unter der Hand hervor sagte er gebrochen: „Wenn es gelang, dann lag ich im Brunnen, ein toter Mann, und wenn der Schrei nicht gekommen wäre, dann war es um

dich geschehen." Er riß sich hoch. Sein Gesicht ward klar und fest: „Bruno Tröge, ich vergebe dir. Hier ist meine Hand. Vergib auch mir."

Bruno aber wandte sich trotzig und finster ab und achtete die dargestreckte Hand nicht.

Hannelore Tröge aber nahm die Hand, ganz sicher in sich, kein flackerndes Irrlicht in den Augen, nahm sie, neigte sich darüber und küßte sie. Da legte ihr Florian Günther die Arme schwer auf die Schultern. „Du bist seine Mutter", sagte er. „Mir aber ist, als habe meine eigene Mutter dich geheißen, daß du mich zurückriefst. Vergib mir, aber ich wußte nicht, was ich tat. Nun gehe ich heim. Der Brunnen ist fertig. Was noch fehlt, kann Erwin allein machen. Leb wohl!"

Es war am frühen Nachmittag. Ein graues Dämmern lag über der Erde, und in der Luft rangen Regen und Schnee miteinander, Herbsttränen hingen zu Hauf an den welken Gräsern, und die Spinnen woben ihre Schleier. An den Hekken hatten die Hagebutten ausgeglüht, und schwere Tropfen sanken von den Zweigen. Graue Luft über müdem Lande.

Und durch das Grau wandelnd ein Mensch, der fremd vor Ungeheurem stand. Der Tod hatte nach ihm gelangt, ihn aus dem warmen, lichten Leben hinaus zu stoßen. In Florian aber war wiederum nichts von dem, was doch über alle Not hinaustragen soll. Einzig das kalte Schauern war in ihm. Müde ging er seinen Weg, gesenkten Hauptes, lahm an Seele und Gliedern. Daß ein Mensch so etwas fertigbrachte! Die Brechstange fallen zu lassen! Der Gedanke war ihm im Brunnen nicht gekommen. Er glaubte an ein Ungeschick, und schon das hatte ihn heiß gemacht. Bis dann das Wissen über ihn hinbrannte.

„Susanne!" Da wurden ihm die Augen heiß. „Du lichte Freude mit dem guten Gesicht und den leuchtenden Armen!" Er schritt lebhafter, warf alles Lahme aus sich hinaus, setzte die Füße fest voreinander und ging der Höhe zu, strack und aufrecht.

Zorge sah ihn kommen und spürte es, daß es von dem Menschen ausging wie Mannestrotz. So läuft einer, der etwas hinter sich hat, bei dem es ums Zerbrechen ging. Er ging Florian entgegen.
„Bist du fertig?“ fragte er schon von weitem.
„Ja, ganz und gar. Mit der Arbeit bis auf einen kleinen Rest, den Erwin machen wird, mit Bruno ganz und gar.“
Der Bauer schwieg, und sie gingen nebeneinander dem Hause zu.
Susanne saß über einer Frauenarbeit am Tische. Florian trat vor dem Bauern ein, grüßte nicht, ging auf Susanne zu, fest und unbeirrt und zog sie empor. Sie ließ die Arbeit fallen und wehrte sich nicht, weil sie fühlte, daß Florian ganz fest in sich war, und daß irgendein Ungewöhnliches hinter ihm lag.
„Susanne“, sagte er mit tiefer, schwingender Stimme, nahm sie in die Arme und küßte sie. „Du liebes, liebes Mädel!“
„Setz dich und erzähle“, gebot Zorge ruhig und ernst. Susannes Augen hingen erschrocken an Florians Gesicht. Der erzählte, karg in Worten und mit harter Stimme. Nackt und bloß stellte er die Untat hin, und sie trat mit so stieren Augen vor die zwei, daß Susanne stumm, blutleeren Gesichts sich an Florian lehnte, und Zorge mit unruhigen Händen auf dem Tische hin und her streichen mußte. Immer hin und her, als müsse er etwas auswischen.
Susanne aber fand das Wort, für das Florian Günther kein Empfinden gehabt. Ein kurzes Wort von Bewahrung und Dank. Und Florian ließ das Haupt auf die Brust sinken: „Daran habe ich nicht gedacht.“
Er hob die Augen, sah auf den Bauern, empfand auf einmal, daß er verraten, wie es zwischen ihm und Susanne stand, und begann, davon zu reden.
„Das laß“, unterbrach ihn der Bauer, „ich habe es gewußt, daß es kam und wußte es, als es da war. Wir reden ein andermal darüber. — Wie ist es mit Bruno geworden?“

Da schob Florian Susanne sanft von sich. „Ich habe ihm die Klammer in die Hand geschlagen und weiß erst jetzt, wie hart ich reißen mußte, sie wieder heraus zu bringen. Ich war aber wie von Verstand. Wie ein Tier bin ich gewesen. Er hat seinen Mann gestanden. Ich weiß nicht, wie es ihm möglich gewesen ist, aber er hat sich gewehrt wie ein Stier." Er hob die Linke auf den Tisch. „Das sind seine Zähne." Die Hand war übel zugerichtet, und Susanne weinte und wollte nach Wasser und Binden laufen. Der Vater aber wehrte ab. „Nachher. — Und dann?"
„Es ging mir wie damals mit dem Heidrich. Ich hatte lauter tanzende, rote Ringe vor den Augen. Ich hätte den Bruno in den Brunnen geworfen, wahrhaftig, und ich stünde nun vor euch als ein Mörder, hätte Brunos Mutter nicht geschrien. Elsabe, Elsabe, hat sie gerufen. Ich weiß nicht, wen sie meinte."
„Ihr Kind", sagte Zorge, „und — eine andere." Das war wie ein Murmeln. „Darauf hast du..."
„Ja, da habe ich den Bruno losgelassen."
„Hm. Dann ließest du ihn los."
„Und", Florian lief rot an, „wer hatte jetzt die größere Schuld, ich oder er? — Ich habe dem Bruno die Hand geboten."
„Und er?"
„Hat sie nicht genommen."
„Es ist schade um den Menschen. — Du hast ihm die Hand geboten. — Susanne, suche eine Binde für Florian."
Das Mädchen arbeitete mit zitternden Fingern, und dann und wann tropfte eine Träne auf die Hand. Zorge stand daneben, und sein Gesicht war den zwei jungen Menschen schier fremd. Nicht ohne Leben, aber in anderem als sonst, hart und doch in tiefem Schmerz, ruhig, aber als zwinge er nur mit Macht die Unruhe.
Die Hand war verbunden. Da begann Susanne von dem Schrecklichen zu reden, heiß und in Groll gegen Bruno

Tröge. Der Bauer hörte eine Weile zu, dann ging er hinaus, Getreide zu schaufeln.

Er schaufelte und warf mit jeder vollen Schaufel eine Frage dem zu Füßen, mit dem er in seiner Weise zu reden gewohnt war. Warum? — Was nun? — Was soll ich dazu sagen, daß Florian dem Bruno die Hand bot? Ist das nicht Mannestat? Und ist sie nicht besser als der Trotz des andern? — Hat sich der Florian nicht selber bezwungen? — Nein, das hat er nicht. Er hat aus einem guten Empfinden gehandelt, aber mehr nicht. Nicht groß und bewußt und frei. — Zorge schaufelte wieder.

Es war ein stiller Abend auf dem Zorgehofe. Der Schnee begann in dichten Flocken zu fallen, weich und lautlos. Susanne saß neben Florian und hielt dessen Hand. Die jungen Leute schwelgten gradezu darin, daß sie den Herrgott zu verstehen meinten, aber an das Letzte gingen sie nicht heran. Sie bauten alles, was zurücklag, aufeinander wie ein Kind die Klötzchen eines Baukastens. Wenn Florian einen Pfeiler hingestellt hatte, so setzte ihm Susanne ein zierliches Häubchen auf. Und es wurde ein artig Schlößlein, fein, und alles paßte ineinander. Bis Zorge den Stein löste, der alles zerschmetterte. „Und wie stellst du das Heutige dazu?"

Da erschraken sie beide. Dafür gab es keine Erklärung. Es war ohne Zweck und grausam. Sie senkten die Häupter.

„Was sagst du dazu, Vater?" fragte Susanne.

„Heute soviel: Geht schlafen. Verliebte Leute sollen nicht denken. Die haben Besseres zu tun. Gute Nacht."

Er saß allein. Der grübelnde, demütige, weise Mann. Wie soll man die Untat einreihen? Natürlich hat alles seinen Zweck. Aber: Wie wächst sich aus, was unbegreiflich scheint?

Es wuchs sich aus. An dem Ungeheuren zerbrach Bruno Tröges Wildheit, genas er. —

Zorge saß lange, lange. Das Feuer verknisterte, die Lampe

schwelte, von draußen sah die Winternacht mit verwunderten Augen in die Bauernstube. Ist denn der Mann zurückgekehrt zu dem, was er einstmals tat? Da saß er Nacht für Nacht, war allein, und es wogte doch um ihn wie ein Tönen aus dem All. Den Menschen, dem Menschlichen ging er nach und suchte und fand — Gott. Solchen Menschen ging er nach, die sich selber hoch über andere hinauf gezwungen hatten, und solchen, die hinauf gesetzt worden waren, sah Schaffende in ihrem Wollen und Irren, ihrem Aufstieg und Niederbruch, sei es, daß sie über sich hinaus gewollt hatten und daran zerbrochen waren, sei es, daß das Heer der Kleinen den Riesen doch zu Tode gehetzt. Er sah den siegenden Wahn und die lahme Wahrheit, und zuletzt brach doch die Wahrheit auf starken Flügeln durch das wogende Gewölk. — So hatte der Mann hundert Nächte gesessen und war durch alle die Entwicklungsstufen gegangen, die den Weg jedes Suchenden bezeichnen.

Des Bauern Gedanken gingen heute nicht auf weite Fahrt. Einzig hinüber über das Tal und herüber. Vier Menschen und soviel Schicksal! Er hatte mit den Millionen gewürfelt, wenn er in den Büchern auf den Bahnen der Geschichte gewandelt war, und wurde mit vieren nicht fertig. Als er Getreide schaufelte und dem Ewigen eine Frage nach der andern vor die Füße warf, hatte ein Plan in ihm feste Gestalt gewonnen, den er bisher nicht hatte ernstlich besehen mögen. Nun rang er mit sich.

Ist es nicht grausam und unnütz, Florian aus dem Hause zu schicken? Was soll dabei herauskommen? Er ist doch männlich genug, und was in ihm liegt, das ist gut.

Da vernahm er ganz leise, leise, wie eine Diele droben knackte. Er sprang auf, löschte hastig die Lampe, tat leise die Tür auf und trat in den Rahmen. Ist es so weit zwischen den zweien, daß sie zueinander laufen? Das brächte das Mädel fertig, oder das könnte Florian? Und alle Reinheit in den Gesichtern wäre Lüge? Die Diele knarrte leise, leise,

ein scheuer Fuß kehrte zurück. Susannes Tür schnappte wieder ins Schloß.
Der Bauer stand, und das Herz tat ihm weh, das alte Herz, das so gern an das Reine und Gute glaubte und es so nötig brauchte.
Wieder nach einer Weile — die Uhr hatte ungezählte Male getickt —, da tat sich Florians Kammertür auf. Leise Füße, die Diele knackte nicht. Der Schritt aber zögerte und — kehrte zurück.
So drängt es sie zueinander? ging es dem Bauern durch den Kopf. Sie sollen mit reinen Augen nebeneinander stehn, wenn sie eines die Hand in die des andern legen. Er lehnte am Türpfosten. Zorge, du zweifelst an deinem Kinde? Lüge nicht. Es paßt nur wie ausgesucht zu deinem Plane. Er ging zur Ruhe.
Drei Menschen unter dem Dache des Zorgehauses und drei Paar Augen, in die der Schlaf den Weg lange nicht fand.
Susanne sah in die Dunkelheit. „Was wird Florian jetzt für Schmerzen haben. Und wenn nicht ein Engel die Hand über ihn hielt, dann lag mein armes, liebes Glück tot im kalten Wasser." Sie malte es sich mit allen Schrecken aus, wie es gewesen wäre, gleichsam untertauchend in das blutige Leid, nun sie den Liebsten in Sicherheit auf seinem Lager wußte. Das Bild aber war so erbärmlich, daß sie weinend hochfuhr, daß sie langsam, langsam über den Hausboden gehen mußte, in Florians Kammer zu treten, ihn zu küssen. Die aber die scheuen Füße voreinander setzte, die war kein Kind mehr. Das Weib verbot, was das Kind hätte tun dürfen. Sie kehrte um mit brennendem Gesicht.
Florian hatte den Schritt vernommen. Da hatte sein Herz einen wilden Trab eingesetzt. Komm, komm, du mit den lieben, weichen Armen und dem lichten Haar! Komm! Der Schritt wandte sich. Florian Günther lag und zürnte dem Mädchen. „Warum kommt sie nicht?" Er stand auf, ging die Dielen entlang und — kehrte um. Die, zu der er gehen

wollte, war kein Kind mehr. So sehnten sie sich zueinander, freuten sich auf kommende Tage und nahmen das reine Freuen mit in den Schlaf.

Als die Winternacht eine Weile später durch die Scheiben lugte, da behütete das graue Dach dreier wackerer Menschen Vergessen aller Sorgen, alles Sehnens, alles Freuens.

Sie lebten in den kommenden Tagen still nebeneinander. Zorge sprach seltener als sonst, die zwei, die sich lieb hatten, sahen einander in die Augen und fanden darin ein glückliches Ja, das in die Zukunft wies. Sie planten und ließen sich vom Winterfrieden des Dreisatales umhegen.

Es war aber eine Nacht, in der Florian wach lag. Da trat ein Bild vor ihn, umflossen von lichtblondem Haar, und der Mondschein glitt an schimmernden Armen herab. Florians Blut pochte in harten Schlägen gegen die Wände der Adern, er stand auf, kleidete sich dürftig, war heiß, wehrte sich und — ging über die Dielen, stand tiefatmend vor Susannes Kammer, stand und stand, kehrte um und schlug die Faust auf die Brust: Bin ich denn ein Stück Vieh?, warf sich auf das Bett und schlief einen festen, traumlosen Schlaf.

ZWEITES BUCH

I.

Bruno Tröge war in seine Kammer gegangen, trotzig, in Scham, zerrissen und in sich hin und her geschüttelt, nach seinem Empfinden doppelt unterlegen vor Florian Günther. Er schloß die Tür hinter sich ab. Jetzt schlug der Schmerz die Zähne in die Wunde, wühlte darin, faßte den Arm mit klammernder Hand, und der feste Griff ging bis unter den Ellenbogen. Darauf, wie wenn sich das wilde Tier die Lippen ablecke vom Blute, eine kleine Weile Ruhe. Dann schlug es die Zähne wieder ein, und der Griff klammerte höher den Arm hinauf. Jetzt saß er dicht am Ellenbogen, dann darauf, darüber, unter der Schulter, in der Brust. Jetzt stieg er ins Hirn. Wie Feuer waren die Griffe. Einen einzigen Tropfen Wasser! Hinabgehn und Wasser holen? Nein! Und wenn das Feuer alles zu Kohle brannte, und wenn der Schmerz noch rasender wurde, hinabgehn, den andern begegnen, ihre Augen neugierig und entsetzt auf sich ruhen fühlen: wie konntest du das tun, du, der Sohn eines ehrenhaften Mannes? Weißt du nicht, daß du zum Mörder geworden wärest, wenn es gelang? — Natürlich weiß ich das. Ich wollte es. Es hat lange gedauert, bis ich endlich so weit war. Und als ich's zu sein glaubte, da ward ich doch zurückgeschleudert, als ich spürte, daß ich die Stange aus der Hand gelassen. Jetzt bin ich fertig mit mir. Ich — machte es noch einmal,

aber ich zielte besser. Die Hand? — Pah, nur das ist schade, daß die Stange fehlging. Was wißt ihr, was mir das Mädel ist. Mit ihr hätte ich alles fertig gebracht. Ich hätte gearbeitet, ich hätte gebetet, ich hätte Freude gehabt. Nichts wäre mir unmöglich gewesen. Ohne sie will ich nicht gut sein. Ich will nicht. Da kommt der Fremde, der jammerte, als er meinte, daß es ihm an den Kragen ging, damals in der Schneenacht. Was ist der für ein Kerl! Es war, weiß Gott, kein Kunststück, jetzt mit mir fertig zu werden. Mit der Hand! Hat er seine Kräfte verdoppelt? Nein. Ich aber habe meine Kraft verdreifacht. Nun kann ich die Hand nicht einmal mehr heben. Draußen, dort, da habe ich sie ihm in das Gesicht geschlagen. Daß die Brechstange fehl ging!

So rasend war der Schmerz, daß Bruno Tröge die Hand zum Fenster hinaushielt, um sie zu kühlen. Jede fallende Schneeflocke war eine Wohltat.

Erwin Tröge kehrte heim und fragte nach Florian und dem Bruder. Grade kam auch der Bauer vom Kornboden, weil es finster wurde. Da nahm Hannelore die beiden an den Händen und zog sie in die Stube. Sie wußten nicht, war der Wahn in der Bäuerin wieder übermächtig und ging auf die Suche, oder hatte sie ihnen etwas Ernsthaftes zu künden. Es war ein Geheimnisvolles um sie. Nicht wie Irrwahn, aber wie Grauen.

Hannelore stand in der graudurchwobenen Stube zwischen ihnen, ließ die Hände nicht los, erzählte, was geschehen war, und hielt die Hände, die sich ihr entwinden wollten, fest.

„Nun sitzt er mit seiner Not droben in der Stube“, schloß sie, „und die Hand macht ihm Schmerzen.“

Tröge zürnte ihr. „Warum hast du mich denn nicht gerufen?“

Da neigte sich Hannelore zu ihm und sagte mit heiserer Stimme: „Weißt du, was du getan hättest? Ich — — weiß es.“

Erwin Tröge aber grollte dem Bruder; rücksichtslos und bitter. „So ein feiger Hund! Läßt die Brechstange fallen, daß sie den Florian von hinten treffe! So ein Lump! Laß mich, Mutter!" Er riß sich los und stürmte die Treppe hinan, riß an der Klinke, schlug mit der Faust gegen die Tür: „Du feiger Hund, mach auf!" Die Tür aber blieb verschlossen, und Erwin Tröges wilder Zorn verebbte. Der Vater ging hinauf. Er redete lange an der verschlossenen Tür. Nicht in Vorwürfen. „Ich weiß ja, daß es so kommen mußte. Warum kommt er von draußen, wo er doch hier wahrhaftig nichts zu suchen hat. Mach auf, Junge, ich bin nicht wild auf dich, du kannst es glauben. Nur deine Hand muß ich sehn. Du mußt sie verbinden."

„Es ist nichts", log Bruno Tröge. „Laß mich allein, Vater."

So kamen sie eines um das andere, auch Erdmute.

Als Bruno ihre Stimme an der Tür vernahm, lachte er bitter in sich hinein. „Sie ist ein Schaf. Was mache ich mir aus ihr! Einzig schlecht sein will ich, und was ich bis jetzt nicht tat, das tue ich morgen oder übermorgen. Ich scher mich den Teufel um Erwin." — „Halt das Maul!" schrie er gegen die Tür.

Noch in der Nacht stand Erwin Tröge auf und ging an die Tür. Auch er redete nicht mehr in zornigen Worten, er bat, aber die Tür tat sich nicht auf.

„Wenn du nicht aufmachst, dann trete ich die Tür ein", grollte er. Da warf Bruno einen Stiefelknecht gegen die Tür, daß es krachte. —

Es schneite, und Bruno Tröge hielt die Hand zum Fenster hinaus, dem Schnee entgegen. Der Schmerz hieß ihn sich krümmen wie ein Wurm, der Trotz aber gebot ihm, pfahlgrade zu stehn, und er gehorchte dem Trotze. Kein Fünklein Reue war in ihm. „Schade, daß es nicht gelang, und ein andermal ziele ich besser, mit der Brechstange oder mit der Flinte." Das Hirn aber brannte dem Trotzigen wie Feuer, die Lippen wurden dürr und krustig, das Fieber verwirrte ihn, daß er jetzt lallte und nachher mit hastiger Zunge re-

dete, jetzt ein liebes Bild sah und mild war und weich und nachher mit der Linken nach einem hieb, der im Finstern vor ihm stand. Als der Morgen zum Fenster hereinkroch, und Vater und Bruder wieder vergeblich an der Tür gewesen waren, da meißelte Erwin das Schloß aus dem Rahmen. Es regte sich nichts darin. Bruno Tröge lag ohnmächtig auf der Diele.

Erwin zitterte, als er die blutrünstige, glühende, blauangelaufene Hand sah, in der ein Riß klaffte, der durch und durch ging. Bauer Tröge aber fluchte dem Florian.

„Schirr die Pferde an", gebot er dem Sohne. „Erst gehn wir zum Doktor, dann ins Gericht."

Der Sohn aber trat breit vor ihn hin. „Ins Gericht? Das laß sein, Vater. Florian ist doch, weiß Gott, nicht schuld."

„Die Stange kann Bruno aus der Hand gefallen sein."

„So", sagte Erwin Tröge und warf einen verächtlichen Blick auf den Vater.

Als sie die Hand abwuschen, kam Bruno auf einen Augenblick zur Besinnung. „Wasser!" bat er mit klirrender Stimme. Da legte ihm Hannelore den Arm um die Schulter, lehnte sein Haupt gegen ihre Brust und hielt ihm das Glas an die dürren Lippen.

Sie fuhren zum Arzte. Bruno lag und ächzte und wußte nicht viel von sich. Erwin und der Vater sprachen nichts unterwegs. Tröge führte selber die Zügel und trieb die Pferde unbarmherzig.

Der Arzt zürnte, daß sie nicht schon gestern zu ihm gekommen seien. Da sagte Tröge: „Wir meinten, es sei nicht so schlimm." Der Arzt sah ihn an. Lüge nur, Alter. „Wie ist es geschehen?"

„Ja", murrte Tröge, „den Brunnen haben sie ausgebessert. Der Junge stand am Gerüst, und ein Balken, den sie hinab lassen wollten, riß ihn mit, und als er nach einem Halt suchte, da hat er die Hand in die Klammer gehauen und ist hängen geblieben."

„Nicht schlecht gelogen“, sagte der Arzt und machte sich an der Hand zu schaffen. Dabei stieß er Flüche und Ausrufe des Verwunderns durcheinander aus. Nach einer Weile sagte er grob: „Die Hand bleibt lahm.“
Es folgte kein Für und Wider; er sah auf und sah in Bauer Tröges finster versteintes Gesicht.
Bruno Tröge war erwacht, aber er wehrte sich nicht mehr.
„In die Klinik gehört er“, knurrte der Doktor.
„Ich gehe nicht“, sagte Bruno Tröge darauf.
„Morgen komme ich selber hinauf“, sagte der Arzt.
Die Tröges saßen im Wirtshause, Bruno den Arm in der Binde mit fieberglänzenden Augen, und die Zähne schlugen ihm gegeneinander. Er hielt sich aber mit einem mächtigen Willen aufrecht.
„Dort drüben wohnt der Vorsteher“, sagte der alte Tröge. Er bohrte seine Augen in die des Jungen. „Die Stange ist dir aus der Hand gefallen. Du wolltest ihm nicht ans Leben.“
„Ja, ich wollte ihm ans Leben!“ stieß Bruno ungestüm heraus.
Da ließ Tröge anspannen, und sie fuhren heim.
Hannelore Tröge war ganz ihrer Sinne mächtig, und sie war die einzige, die näher an Bruno herankam. Sie klagte nicht, machte ihm keine Vorwürfe, entschuldigte nichts, sie handelte. Die Schmerzen waren zuzeiten so stark, daß der Verletzte hätte aufbrüllen mögen, aber wenn er bei Bewußtsein war, ließ er auch nicht das Ahnen eines Jammerlautes über die Lippen brechen. Sein Gesicht wurde grau, und der Trotz brach vor der Mutter langsam in die Knie. Widerstrebend brach er zusammen, zuckte auf und schien höher wachsen zu wollen, als er je gewesen war, aber es ging doch niederwärts mit ihm.
Die Mutter sah, wenn es in des Jungen Gesicht wetterte.
Er mußte eine Reihe von Tagen liegen, weil das Wundfieber in ihm brannte. Da war Hannelore zur Hand mit der Arznei,

die der Doktor verordnet. Wortlos hielt sie dem Sohne den Löffel an den Mund, und wenn er getrunken hatte, dann legte sie den Löffel still wieder hin. Bruno riß an dem Verbande, weil er zu fest saß. Da fing die Mutter an, die Binden abzuwickeln, wickelte sie auf, zuckte nicht vor der verwüsteten Hand, schlang die Binde wieder um die Wunde, genau wie es der Arzt getan. Bruno schlug die Augen weit zu ihr auf, und in seinem Blicke lag ein unbeholfenes, scheues Danken. Darauf dämmerte er wieder vor sich hin. Es war nicht daran zu denken, daß der Kranke wieder hinab ins Dorf fuhr. Erwin holte den Arzt alle Tage ins Haus. Als der zum vierten Male da war, sagte er, nun sei das Schlimmste vorüber. Es hätte alles dahinter sitzen können, eine Blutvergiftung, der Brand, vielleicht auch Wundstarrkrampf. Nun sei er beruhigt. Es sei ihm aber noch nie eine so jämmerlich zugerichtete Hand unter die Augen gekommen, zerbrochen, zerrissen, verdreckt, als ob in der Wunde gewühlt worden sei. Lahm bleibe die Hand. Da sei nichts zu machen. Auch in der Klinik hätten sie das nicht hindern können. Der junge Kerl aber sei wie ein Bär. Das eine Nacht lang auszuhalten! Allmählich ließ das Wundfieber nach. Bruno Tröge war klar. Die Mutter saß an seinem Bett, und es wurde stundenlang kein Wort zwischen ihnen gesprochen, aber es war nun doch dann und wann geschehen, daß Hannelore ihrem Jungen über den Scheitel gestrichen hatte, ganz fremd und scheu, aber in tiefem Verstehen seines Inwendigen und in heißem Erbarmen. Der Kranke stand auf und saß am Tische. Die Luft war grau und nebelig, und obwohl Schnee lag, kam den ganzen Tag kein heller Lichtstrahl auf. Zuzeiten trieb der Wind Schneegarben gegen die Fenster. Über den Hof her kam der Hall der Dreschflegel. Es war eine fast tote Zeit auf dem Trögehofe, und die da wohnten, gingen finster aneinander vorüber. An den Abenden schnurrten Hannelores und Erdmutes Spinnräder. Bruno ging meist früh zu Bett, der Vater und Erwin redeten nur ab und zu

ein Wort von der Wirtschaft. Da brach es einmal aus dem alten Tröge herauf, als könne er die Gedanken nicht mehr bändigen: „Ich hätte es grade so gemacht.“ Das warf er hin, grob und hart wie einen Stein. Er sah aber an den Gesichtern der Weiber und Erwins, daß ihm keines recht gab. Und wieder nach Tagen sagte er: „Mach es allein aus. Ich will nichts mehr davon wissen. Morgen fahren wir hinab. Ich übergebe dir den Hof. Halte es wie du willst, jage ihn fort, laß ihn da. Was soll ich sagen? Er hat nicht recht, er hat nicht unrecht. Ich übergeb'!“

Erwin Tröge nahm den Hof, ohne daß sein Herz einen einzigen schnelleren Schlag tat. Es war ihm klar, daß der Vater der blieb, der er immer gewesen war, und er wußte, daß er Bruno nicht hinauswarf. Wenn er gehen wollte, gut, dann würde er ihm sein Teil auszahlen. Blieb er, auch gut. Er mußte das mit sich selber ausmachen.

Hannelore und Bruno waren nach wie vor fast immer allein in der Stube. Sie dachte nicht, ihn planmäßig zu gewinnen, ihn wieder in die rechten Schuhe zu stellen. Sie tat, wie es aus ihr herausstieg.

Zwei stille Leute, zwischen denen ganz selten ein warmer Blick hin und wieder ging, den sie noch dazu voreinander zu verbergen suchten, und zwischen denen die Worte ganz langsam aus den Herzen tauten. Sachte aber geschah es, daß Hannelore anfing zu erzählen, kleine Geschichten, die sie ins Leere hinein redete, Erinnerungen, die sie für sich lebendig werden ließ. Ins Blaue hinein fabulierte und sinnierte sie, warf aus, ohne zu fragen, ob der Same auf steiniges Land falle oder auf tiefgründiges.

So auch drei Tage vor Weihnachten. Sie redete mit ihrer warmen, leisen Stimme, der Schnee taumelte vor den Fenstern. Bruno saß am Tische. Keines ließ seine innersten Gedanken vor dem andern laut werden, aber sie hielten sich doch an den Händen und gingen auf gleicher Straße. Vor einem Jahre um die Stunde hatte einer drunten im Tale ge-

standen, unsicher in sich, halb noch verstört und scheu, halb in Sehnen nach einer stillen Stube unter der leuchtenden Lampe. Darauf war er den Wäldern zugegangen im fallenden, wehenden Schnee.
Bruno, der längst Hannelores treues, gutes Mutterwerben fühlte, biß die Zähne aufeinander. Wo war der Trotz geblieben? Mutterhand hatte ihn zerschlagen. Wo lagen die hohen Stelzen, auf denen Haß und Verbitterung einhergeschritten? Sie waren zersplittert vor Mutteraugen.
Bruno Tröge warf den Kopf auf den Tisch, ein armer, irre gelaufener, lahmer Mensch, der nie einen starken Halt in sich gehabt. — —
Zur selben Stunde ging aus dem Zorgehofe einer, verbittert und verbissen, stand unentschlossen an der Brücke über die Dreisa und schlug darauf den Weg zu den Köhlern ein. — —

2.

Es war nur etliche Tage nach Bruno Tröges Untat gewesen. Da sah der alte Tröge seinen Nachbar über die Brücke kommen und den Weg zum Hofe einschlagen. Er sollte aber nicht auf den Hof kommen, der dem Herberge gab. der seinen Jungen zum Krüppel gemacht. Tröge lief ihm entgegen, aufgeregt und in Zorn.
„Willst du zu uns?" fragte er schon von weitem.
„Wohin sonst?"
„Da kehre um. — Es ist nicht nötig, daß du zu uns kommst."
„Bist du verrückt, Tröge? Du verbietest mir den Hof, wenn ich nach meinem Kinde sehen will?"
„Die ist jetzt eines Mannes Weib. Die gehört nicht mehr dir. Was willst du von ihr? Willst du sie auch aufhetzen?"
Zorge stand hart vor dem eifernden Manne. „Du redest, als hättest du den Verstand verloren. Ist denn Florian gegen den Bruno angegangen? War es nicht umgekehrt?"

„Den Jungen zum Krüppel geschlagen hat er. Für immer zum Krüppel. Die Hand bleibt lahm. Und wie sie aussieht!" Tröge schlug mit den Händen. „Einen Hund könnte es jammern. Der Doktor flucht jeden Tag, wenn er sie aufbindet. Zerrissen ist sie. Nicht nur, daß er ihm das Eisen hineingehauen hat, zerrissen hat er sie, als könne er sich gar nicht genugtun, der Mensch, den Gott verfluchen muß. Meinem Jungen hat er das getan, meinem Jungen, der doch ein Kerl geworden war, wie er im Buche steht! Du bist schuld. Du hast richtig mit ihm gespielt. Hättest du ihn vor zwei Jahren vor die Tür gesetzt, als du sahst, worauf es los ging. Dazu haben wir zwei doch oft genug davon geredet. Ich habe kein Hehl daraus gemacht, und du bist damit einverstanden gewesen. Verdammt! Denkst du, wir sind Dreck, wie du ihn von den Stiefeln schmeißt? Nun liegt er droben, und wenn es über ihn kommt, dann ist er wie ein Rasender und beißt in die Kissen, und man weiß nicht, was noch daraus wird. Geht es gut, dann bleibt er ein Krüppel. Geht es schlecht, dann liegt er morgen oder übermorgen auf dem Brette. Mein Junge!"

Zorge ließ den Bauern ausreden. Er fühlte, daß der Vater aus ihm schrie und ließ es gelten. Danach aber, als Tröge geendet, sagte er: „Du hast Richtiges und Falsches durcheinander geworfen", und als ihn der hitzige Tröge unterbrechen wollte, gebot er mit erhobener Stimme: „Laß mich reden, so wie ich dich reden ließ." Nun stellte er die Wahrheit vor Tröge hin, soweit es sich um das handelte, was zwischen den beiden jungen Männern vorgegangen war, und er breitete den Irrtum vor ihm aus, soweit es ihn selber und Susanne betraf. Gerecht und ruhig und ganz klar redete er.

Tröge senkte den Kopf, aber er schnellte ihn wieder auf. „Du bist mir immer über gewesen im Reden. Freilich, du hast hinter den Büchern gesessen, verdorbener Schulmeister. Ich bin weiter nichts als ein Bauer, aber das bin ich

richtig und bin der Vater des Jungen, den der Lump zum Krüppel geschlagen, und du bist schuld daran, wie du dich auch ausreden magst. Wenn er im Fieber ist, dann kommt es an den Tag, was er um das Mädel ausgestanden hat, und was keiner gesehn hat, und es ist so, daß man heulen möchte. Er hat viel in sich hineingefressen, aber zuletzt ist es ihm zum Halse herausgekommen. Ich sage dir, er ist doch ein Kerl. Der andere ist gegen ihn ein Hanswurst, ein Strohwisch ist er, mag der Bruno gemacht haben, was er will. Seine Hand ist lahm, meine nicht, und was der Junge nicht gekonnt hat, das wird der Alte fertig bringen. — So, nun gehe ich, und wenn du willst, dann — sieh nach deiner Tochter."
Zorge sah hinter dem Nachbar drein, der mit hackenden Schritten, den Leib vorwärts stoßend, lehnan ging und sich nicht umdrehte. Er war jetzt nicht der abgeklärte Bauernphilosoph, war zornig und grollte. „So ein Knorren, so ein harter! Gradezu verrannt hat er sich, sieht seines Jungen Streich für eine forsche Tat an und des Florians gerechten Zorn für ein Verbrechen. Das hätte ich ihm doch nicht zugetraut." Zorge hieb mit dem Stocke durch die Luft und wandte sich kurz auf dem Absatz. „Soll er machen, was er will." — Ja, aber, Erdmute! Wie steht es um die? Der Vater hat doch gesehn, was außer ihm wohl keines gewahrte, und es wäre feige, nun zu tun, als habe er sich getäuscht. Darin täuscht man sich nicht. Wie weit sind die zwei miteinander? Hat es erst angefangen? Dann kann es sein, daß noch alles gut wird. Wo liegen Klarheit und Wahrheit, und was kann man tun? Stille sein, stille sein.
Grübelnd war Zorge wieder bis vor die Brücke gekommen, setzte den Fuß auf die Balken und zog ihn zurück.
Es war kein weiter Weg, den Zorge zu Landfried zu gehen hatte, aber es war ein stiller, nachdenklicher Weg. An der Dreisa standen Erlen, und ihre gefrorenen Äste klapperten im leisen Winde aneinander. Glitzernde Eisstreifen brachen

und stürzten. Hastige Meisen schrien den Notruf. Hunger! Und Zorge dachte, wenn ich heimkomme, dann sollen sie etwas haben. Ein Zaunkönig bereiste sein Reich, einsam, ohne dienenden Knecht, im braunen Röcklein, aber in unangefochtenem Herrentum. Die Dreisa stieß hohle Schreie aus. An ihrem Rande prunkte glitzerndes Eis, und der Bach wehrte sich gegen die Pracht, weil er wußte, daß sie ihn zuletzt erniedrigte in Knechtschaft. Da stand der Bauer am Waldtore. Sieben Stunden weit sind die Wälder, die Stille sitzt in ihnen auf hehrem Throne, und doch webt ein heißes Leben unter ihrem Mantel. Was sind die Köhler für starke, trotzige Männer! Die sollen das Letzte an dem Jungen tun.
Landfried sah den Bauern kommen und lief ihm entgegen.
„Tag, Zorge. Kommst du auch einmal wieder?"
„Ja, Landfried. Ich freue mich, wenn ich eine Stunde mit dir erzählen kann, aber ich komme nicht allein deswegen."
„Hermann", rief der Alte hinüber zu dem halbfertigen Holzhaufen, den sein Sohn baute, „hab acht auf den Meiler. Ich gehe mit Zorge ins Haus."
Der Angerufene nickte einen Gruß herüber, nahm für einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Ist gut, Vater."
Zorge und der Köhler traten in das Haus. Die Stube war niedrig und schwarz geräuchert, aber mächtig groß, und — sie redete. Da wohnten Leute von bewußter Eigenart. Das Hausgerät war fest und schwer, es hingen etliche Bilder an der Wand, und hinter dem Spiegel steckte Heide, die sich noch einen roten Sonnenhauch bewahrt hatte. Über der Tür hing ein Spruch. Der war des alten Landfrieds Bekenntnis, das er stets betonte.
Die Männer setzten sich an den Tisch, der auf einem kreuzbeinigen Gestell ruhte. Die Platte war aus dicken Buchenbrettern gefügt. Landfrieds Schwiegertochter, eine frische, junge Frau mit hellem Haargeflecht, ging hin und wider. Ihr Gesicht war ein wenig breit, aber es war nicht unschön,

und die Augen blickten gut und lebendig. Sie hatte breite Hüften und harte Hände, griff kurz und fest zu und schickte ihre zwei Kinder, einen Buben und ein Mädel, die dem schulpflichtigen Alter nahe waren, hinaus, weil der Großvater mit dem Bauern zu reden hatte. Nachdem sie die Arbeit, die sie unter den Fingern hatte, getan, ging sie den Kindern nach und ließ die Männer allein. Landfried war Witwer. Er saß jetzt neben Zorge am Tische, blickte ihm mit hellen Augen entgegen und wartete, daß der Bauer erzähle, weswegen er gekommen sei.
Der spielte vor dem Alten ein wenig Versteckens. Etliches wußte der Köhler von Florian aus. Das Fehlende sagte der Bauer, soweit es sich um die Sachen selber handelte. Er griff weit aus, um Landfried den Florian zu zeigen, wie er hatte werden müssen. Auch davon redete er, daß Florian und seine Susanne einander gerne hätten, und daß er sich keinen Lieberen zum Schwiegersohn wünsche. „Aber", endete er, „nun weiß ich nicht recht, was ich machen soll. Der alte Tröge ist ein hitziger Mann, und eine Kugel ist schnell aus dem Rohre."
Landfried lächelte. „Zorge, Zorge, das ist es doch nicht."
Zorge nickte. „Nein, nicht allein."
„Daß du auf deine alten Tage das Lügen noch anfängst. Und vor mir! Tröge sollte dem Jungen auflauern? Er hätte wohl in der ersten Hitze eine Dummheit machen können, o ja, aber nun er es auf die lange Bank geschoben hat, nun tut er's überhaupt nicht."
„Hast recht, Landfried. Es fällt mir nur schwer, das andere richtig zu sagen."
„Glaube ich, Nachbar. Mit dem Jungen, das will bedacht sein. Er ist dir noch nicht stark genug, noch immer nicht, und du bist doch deiner selber nicht ganz sicher. Ich will dir einen Rat geben: Laß ihn wie er ist und gib die zwei zusammen. Er wird zuverlässig, und ist er anders als du und ich, was schadet es? Bist du denn so sicher, daß er bei uns

wird, wie du ihn haben willst? Wir sind reichlich knorrig, und soviel Gutes, wie du in den Männern suchst, ist gar nicht in ihnen. Sie tun ja nur darum gut, weil sie nirgends anrennen können. Es ist zu weit um uns her, und sie haben Platz. Das ist es. Warum den Jungen durchaus zu ihnen in die Schule schicken?"

„Landfried, er soll innerlich frei werden. Wie er hernach ist, das ist einerlei, aber er soll frei werden. Das ist er noch nicht. Er ist mir zu abhängig von sich und von dem, was um ihn ist."

„Rechthaber", warf der Köhler lachend über den Tisch, und Zorge verzog den Mund.

„Du hast noch die alte Art, Landfried. Immer mußt du mir Grobheiten sagen."

„Wo kämst du hin, Mensch, wenn ich es nicht wenigstens dann und wann täte? Du König aus dem Dreisatale!"

„Du siehst ja, ich komme zum Könige unter den Waldleuten."

„Sei ohne Sorge. Mein Königskleid ist arg zerschlissen. Sie reißen Fetzen genug davon herunter. Nein, Zorge, da bin ich dir über. Ich habe viele, die an mir schleifen. Du hast keinen."

„Da muß ich lachen, Landfried. An mir schliffe niemand? Und Erdmute und ihr Mann, von den andern gar nicht zu reden?"

„Ist es denn da nicht, wie es sein sollte?"

„Nein", antwortete Zorge herb.

„So. — Na ja, also, schicke den Jungen oder laß ihn von selber herlaufen." Landfried griff nach der Bibel, die immer handlich lag, schlug die Offenbarung des Johannes auf, wies auf eine Stelle und fragte den Gast, wie er das verstehe.

„Es ist im Bilde geredet", sagte Zorge. „Warum aber quälst du dich damit? Ist nicht genug in dem Buche, das klar und deutlich ist?"

„Ich möchte aber alles verstehen."
„Da warte noch ein Weilchen, Landfried, und wenn wir uns in abermals siebzig Jahren wieder einmal begegnen, dann können wir wieder darüber reden."
Das betrübte den frommen Köhler. „Mit so was treibt man keinen Spott. — In abermals siebzig Jahren werden wir zwei alles wissen, aber wir werden uns nicht mehr kennen."
„Ich den alten Landfried nicht?"
„Zorge, mach mich nicht ärgerlich."
„Ach, Landfried, das ist doch nicht böse gemeint, und heute erst habe ich mich selber wieder einmal einen Lehrbuben genannt."
„Aus Hochmut."
„Diesmal nicht, sonst vielleicht manchmal. — Ich habe ein wenig von meinem ersten Weibe gelernt. Ein bissel ist in mir geblieben, nur ein Hauch, aber schon das tut gut und macht vieles leichter. — Du nimmst die Schrift zu wörtlich, Landfried. Mir genügt es, wenn ich spüre, daß ich auf der rechten Fährte bin. — Habt ihr genug für den Winter?"
„Ja, es müßte denn besonders hart hergehn."
„Wollen's nicht hoffen. — Nun will ich wieder heim."
„Behüt Gott, Zorge."
„Behüt Gott, Landfried."
Auf dem Rasenplatze vor dem Hause, an dem die Dreisa vorüberfloß, war ein lustiges Leben. Die kleinsten Landfriede tollten um ihre Eltern, und die waren selber lustig wie ihre Kinder. Der Mann nannte sein Weib „das Mädel" und die ihren Mann den „Kerl". Nicht Eva und Hermann, Mädel und Kerl. So war es immer zwischen ihnen. Das Mädel stand mit dem sechsjährigen Robert am Waldrande, und die kleine Sophie rannte ab und zu, holte in ihrem Schürzchen Wurfgeschosse und legte sie dem Vater handlich.
„Mädel, bist du des Teufels? Das traf."
„Freilich traf's, Kerl. Du hast mich vorhin auch getroffen."

Hermann Landfried stand da in seiner ganzen Breite und warf höchstens den Kopf einmal nach der Seite, wenn ihm ein Tannenzapfen auf das Gesicht zuflog. Sonst aber ließ er sie anprallen. Das Mädel aber duckte sich, war geschwind hinter einem Baume, kam hervor, zielte, huschte zurück.
„Laß dich auslachen, Mädel", rief der junge Landfried, „versteckst dich."
„Tätest es ja auch, mein Kerl, wenn du könntest."
Da trat Zorge aus der Tür und sah die spielenden, lachenden Leute.
„Soll ich dir helfen, Eva?" fragte er.
„Nein, ich werde allein mit ihm fertig."
Sie kam lachend vom Waldrande her, und als sie bis auf etliche Schritte nahe gekommen war, da war wohl noch die Sonne in ihren Augen, aber das übermütige Lachen war weg. Auch Hermann Landfried kam heran und hatte sein Töchterlein an der Hand.
„Du willst schon wieder gehen, Zorge?"
„Ja, es ist abgemacht, weswegen ich kam. — Ihr seid lustige Leute."
„Das Mädel kann ja die Dummheiten nicht lassen."
„Die Dummheiten lasse ich mir gefallen."
Eva Landfried stand dicht neben ihrem Manne, nicht viel kleiner als er. „Ach, das ist doch bloß manchmal, wenn wir allein sind."
„Freilich, wozu sollen das die Leute auch sehn", sagte Zorge drauf, und der Schalk saß ihm in den Mundwinkeln.
Eva fragte ihn, ob es etwas Fröhliches gewesen sei, das er mit dem Vater beredet. Er habe ein Gesicht danach.
Zorge, der spürte, daß sie ein wenig neugierig war, tat, als habe er ein Geheimnis zu hüten, aber es geschah doch so, daß er der lustigen Frau das Zünglein damit nicht band. Es sei etwas Lustiges, aber Weihnachten sei nahe, und ...
Da sah ihn die Frau schelmisch von der Seite an: „Siehst du denn nicht, daß ich neugierig bin?"

„Eva", sagte Hermann Landfried tadelnd.
„Sei nicht langweilig, mein Kerl. Du siehst doch, daß es auch dem Zorge auf der Zunge brennt. Er will doch bloß seinen Spaß mit uns treiben."
Als aber Zorges Gesicht ernst wurde, da ward auch Eva Landfried ernst. Sie nahm rasch seine Hand. „Nein, nein, Bauer, behalte es für dich. Nun sehe ich, daß am Ende gar kein Spaß dahinter sitzt."
„Ein Spaß nicht. — Ich will euch den Florian schicken."
Da trat Eva Landfried still einen Schritt zurück. Das war Männersache, und es war eine ernste Sache; denn wenn einer zu den Köhlern kam, dann lag etwas hinter ihm, und er brachte irgendeine Wunde mit. Hermann Landfried wartete ruhig auf Zorges weitere Worte. Der bat ihn, dem Florian ein guter Kamerad zu sein. Warum er käme, das werde ihm der Vater sagen. Er verabschiedete sich und ging talwärts. Der junge Landfried und sein Weib wandten sich den Meilern zu, die Frau war wacker bei der Arbeit, und es fiel jetzt nur selten ein Wort zwischen ihnen, aber was sie sprachen, das ging warm hinüber und herüber. Vater Landfried trat aus dem Hause und erzählte, ohne daß ihn einer darum gefragt, soviel er für gut fand. Von Bruno Tröges rascher Tat redete er, aber er sprach milde, und auch die Jungen begehrten nicht auf gegen Bruno. Sie waren gewohnt, daß das Schicksal einen irgendwie in die Enge jagte und wußten, daß hinter der Schuld fast immer ein tief Menschliches steht, und daß Gutsein und Schlechtsein im letzten Augenblicke wie auf Waagschalen liegen, eines so schwer wie das andere, und daß ein Sandkorn genügt, das Gleichgewicht zu zerreißen. So kannten auch die beiden frohen Menschen das milde Verzeihen, das aus dem großen Verstehen geboren wird.
„Also der Florian wird kommen", endete der Alte.
Damit war es abgetan. Er mag kommen, er wird Menschen finden, die ihm in Treuherzigkeit die Hand entgegenstrecken. —

Soviel Sonne wie in den Tagen, da der Winter mit Macht kam, hatte das Zorgehaus nie gesehn. Zwischen den zwei jungen Menschenkindern fiel kein grüblerisches Wort. Sie standen aufrecht und grade in einem Leben, in dem die Arbeit einen breiten Raum einnahm, aber die Freude doch nicht überwucherte. Florian arbeitete in der Schnitzkammer, besserte Hausgerät aus, nahm Neues unter die Finger, wie es kam. Dazu pfiff er und sang, dann und wann kam Susanne herein, setzte sich zur Seite auf einen Schemel und sah dem rüstigen Schaffen ein Weilchen zu. Sie küßten sich, lachten sich in die Augen, ließen aber die Hände selbst an den Abenden kaum feiern. Da saßen sie unter der Lampe, Susanne hatte eine Näharbeit unter den Fingern oder spann. Florian sägte mit der Laubsäge, und im Arbeiten redeten sie mit dem Vater. Es war ein behagliches Plaudern. Wenn die Winternacht durch die Scheiben lugte, dann fand sie den alten Zorge wohl zuweilen allein am Tische sitzen, das Haupt in die Hand gestützt und vor sich hin sinnend, in den Kammern aber schliefen zwei, die sich wohl zueinander sehnten, aber das Sehnen unter das Warten stellten.
Es wurde dem alten Zorge schwer, in die Wege zu leiten, was er doch für nötig hielt. Auch er kam dann und wann in Florians Werkstatt. Dann redete er von Bruno Tröge, und daß Florian auf der Hut sein müsse, weil der ihn hassen werde, kam aber damit doch nicht an den jungen Menschen heran. Er fürchte den Bruno nicht, sagte Florian, gar nicht, glaube auch nicht, daß er sich wieder an ihn wagen werde. Vorerst sei er krank. Bis er gesunde, habe er auch Zeit zum Nachdenken und werde einsehn, daß er der Schuldigere sei. Das ließ der Bauer nicht gelten. Der Haß überlege nicht, der handle triebhaft und frage nach nichts.
Als Zorge abermals bei Florian gewesen war, da spürte der, daß der Bauer auf ein Ziel losging.
So legte er, als Zorge wieder neben ihm stand, das Stemmeisen still aus der Hand, sah dem Bauern in das Gesicht und

fragte: „Sag, Bauer, du tust mir so sonderbar. Willst du es am Ende nicht haben, daß ich Susanne freie?"
Das kam ein bißchen geradezu und unerwartet auf den Bauern los. „Wie kommst du darauf?" fragte er zurück.
„Du sagtest an dem Abende, da du es sahst, wir wollten ein andermal darüber reden, hast es aber bis heute nicht getan."
„Mußte ich nicht warten, bis du davon anfingst? Gibst du das Mädel her oder ich?"
„Ach", sprach Florian verlegen, „du weißt doch, wie ich bin. Ich kann so schwer darüber reden."
„Ja, und weil es dir schwer wird, darum schiebst du es auf die lange Bank und hoffst, daß du am Ende ganz darum herum kommst."
„Wenn es nur daran hängt", fiel Florian dem Bauern rasch in die Rede, „dann kann ich das wahrhaftig auch sagen: Bauer, gib mir Susanne. Du siehst doch, daß wir einander lieb haben, und ich will sie so halten, daß du dich drüber freuen sollst. Wie es sonst mit mir steht, wer ich bin und was ich habe, das weißt du."
„Nach dem, was du hast, frage ich nicht. Du brauchst gar nichts zu haben. Recht mußt du sein."
„Bin ich's denn nicht?"
Darauf antwortete Zorge nicht. Er trat näher an Florian heran. „Wir wollen uns einigen. Susanne ist noch reichlich jung. Was meinst du, wenn ihr in — sagen wir, einem Jahre heiratet?"
Da schlug Florian das Herz hochauf. „Ich danke dir, Vater."
Er war so froh, daß ihm war, als wandle draußen der Frühling im Festkleide.
„Bis dahin aber", fuhr Zorge fort, „gehst du — zu den Köhlern."
Nun war der lachende Frühling in all seiner Herrlichkeit totgetreten. Der graue Wintertag schob seine Vorhänge

dicht zusammen, so dicht, daß er auch das letzte Fünklein Sonne vor den Menschenaugen verschloß.
Ganz kalt war es in Florian. Die Lippen lagen ihm schwer aufeinander, seine Augen blickten starr und traurig.
„Zu den Köhlern?"
Zorge lächelte. „Junge, sie sind wackere, kernfeste Männer. Lerne sie erst einmal kennen. Ich meine es gut mit dir."
Er berichtete Florian nun auch des alten Tröges Drohung, hoffend, daß ihm das seine Sache erleichtern werde. Aber er hatte auch damit keinen Erfolg. Das freute ihn so, daß es ihn fast schwankend machte.
Florian fürchtete auch den Alten nicht. Aus dem Hinterhalte wollte er ihn erschießen? Es war ja gewiß vieles möglich, aber es gehörten zu so etwas doch immerhin zwei, und er werde seinen Mann stehn.
Zorge aber sah doch eine gewisse Unsicherheit in Florian, meinte, das Eisen käme langsam ins Glühen, und es gälte, es zu schmieden.
„Weißt du, wie es dem Bruno geht? Die Hand ist völlig zerrissen. Gar nicht mehr menschlich soll sie aussehn. Sie bleibt lahm für immer."
Daß daraus des alten Tröges Zorn herkomme, das spürte Florian nicht. Das Unglück aber fühlte er. Er hatte einen Menschen zum Krüppel geschlagen. In ehrlichem Schmerze sah er nur das, nicht, wie es geworden war. „Wie mir das leid tut, um den Menschen", sagte er traurig.
Da ging Zorge aus der Kammer. „Lehrbub", sagte er draußen zu sich.
Florian ging in den kommenden Tagen unter einer Last. Daß einem so etwas auferlegt werden muß.
Er redete mit Susanne davon, und auch die kam vorerst nicht darüber hinaus.
Zorge ließ etliche Tage vergehn und hoffte, daß er nicht stärker drängen oder zuletzt ein Machtwort werde sprechen müssen. Er meinte, es müsse genügen, wenn es Florian

fühle, daß er für eine Weile aus dem Hause solle. Als er nach vergeblichem Warten wieder darauf zurückkam, unterbrach ihn Florian: „Ich möchte doch dableiben. Es graut mir vor den Wäldern. Den Tröge fürchte ich nicht. Laß ihn kommen, und über Brunos Geschick bin ich auch hinaus. Er ist schuld, nicht ich."
Da fuhr Zorge die letzten Geschütze auf. „Ich will es, und es muß sein. Meinst du, daß ich nicht wüßte, wie es euch zueinander drängt? Ich habe scharfe Ohren, und — eine Diele knarrt. Oder willst du das leugnen?"
„Nein, das leugne ich nicht." Florian sprach es dumpf und schwer.
Er legte sein Handwerkszeug beiseite, ging in seine Kammer, schnürte das Bündel, trat heraus, traf wieder auf Zorge und sagte, sich gegen aufquellenden Grimm wehrend: „So, nun hast du, was du willst. Ich gehe."
„Du gehst zu den Köhlern?"
„Das weiß ich noch nicht."
„Florian", Zorge nahm seine Hand und sah ihm tief in die Augen. „Glaubst du, daß ich es gut mit dir meine? Geh — zu den Köhlern."
Florian hatte Susanne bisher nichts davon gesagt, daß ihn der Vater aus dem Hause dränge. Nun er vor ihr im Hausflur stand mit schmerzzerwühltem Gesicht, das Bündel geschultert, bereit zu gehen, schrie sie auf: „Florian, wohin willst du?"
„Der Vater heißt mich gehen."
Das prallte auf die ahnungslose Susanne wie ein schmetternder Hagel. Sie lag an Florians Brust, umhalste ihn, weinte und fragte ungestüm durcheinander. Florian küßte sie, löste langsam ihre Hände von seinem Halse und riß sie wieder an sich: „Ich lasse nicht von dir", und schritt nach der Tür.
Susanne drängte ihm nach. Der Vater aber, der auf einmal hinter ihr stand, nahm sie am Arme, fest, ohne ihr weh zu

tun, aber so, daß sie nicht widerstehen konnte, und führte sie in die Stube.
Da fiel das Mädchen jammernd in einen Stuhl. Der Bauer stand am Fenster und sah hinter Florian drein. Susanne aber schnellte empor, trat blitzenden Auges vor den Vater und schüttete zornige Fragen über ihn wie heiße Fluten. Sie vergaß sich, redete hart, aber sie redete tauben Ohren.
Zorge stand, und seine Seele flog hinter dem Davongehenden drein, klammerte sich an ihn, schrie: „Junge, lieber, herzlieber, siehst du denn nicht, wie lieb ich dich habe? Ich sehe ja keinen andern Weg, ich bin doch auch nur ein kurzsichtiger Mensch. Junge, rechts hinauf mußt du gehen, nicht links hinab. Der Weg zur Linken geht ja in die Irre. Du sollst doch stark werden, ganz stark, ein Mann sollst du werden, ein wissender, fester, guter. Das nur will ich für dich. Nur darum tue ich euch das bittere Leid an. Siehst du denn nicht, wie mein Herz blutet? Junge, ich bitte dich mit aufgehobenen Händen, rechts hinauf!"
Florian war über der Brücke, stand jenseits, schlug den Weg zur Linken ein, zögerte, stand unschlüssig, schickte einen langen Blick herauf zum Hofe, kehrte um und ging mit weitausholenden Schritten der Dreisa entgegen in den Wald.
Da jagte Zorge ein paar stammelnde Worte zum Himmel, wandte sich seinem Kinde zu und sagte strafend: „Susanne, nun ist's genug. Ich will jetzt nicht mit dir rechten, du törichtes Kind, aber daß ich es gut mit dir meine, soweit wird doch wohl dein Glaube an mich gehn. Sollt ihr denn auseinander? Davon ist doch keine Rede. Lehrbub du, heute gehe an das Gesellenstück. Heute ist ein Tag dazu."
Das Mädchen ging nicht an das Gesellenstück, heute nicht und nicht morgen. Sie blieb eine Weile ein trauriges, müdes Menschenkind, das nicht verstand, daß aus derselben Hand Liebes und Leides kommen können, und daß beide nur dem gleichen, großen, guten Zwecke dienen. —

Florian ging dem Walde zu, die Stirn zerrissen von tiefen Furchen, die Lippen geschürzt, einen gallenbitteren Geschmack auf der Zunge. „Der Bauer traut mir nicht!“ Und nach zehn Schritten: „Es ist wahr, daß ich nahe dran war... Weiß Gott, ich war nahe daran.“ Dann nach zwanzig Schritten: „Ach, überhaupt, was ist das ganze Leben für ein bißchen Elend. Da denkt man, man habe nun endlich das Richtige gefunden, schwapp, da liegt's im Drecke!“
Er stand an der Waldpforte, blickte rückwärts und ließ die Augen über die zwei Häuser an den Hängen gehen. So von aller Welt verlassen liegen sie da, und es kann in der größten Stadt kaum soviel Not sein als zwischen den zwei Häusern. Er sann: Heute vor einem Jahre stand ich drunten und lief meinem Schicksal entgegen am Tode vorbei. — Was ist alles in dem einen Jahre geschehen! — Der Sinnende blieb stehen. Ich soll mich in den Wald schicken lassen? Er stand vor einem Felsbrocken und starrte darauf nieder. — Ich gehe richtig mit einem Grauen, aber nun gehe ich grade!
Zur selben Stunde quälte sich einer droben im Trögehofe. „Heute vor einem Jahre!“

3.

So also war es bei den Köhlern? Bei den Köhlern? Bei den Landfrieds war es so. Andere Köhler hatte Florian noch nicht gesehn. Er war gekommen mit einem herrischen, trotzigen Zug im Gesicht, und der alte Landfried hatte ihn vor dem Hause erwartet.
„Guten Tag, Florian! Du kommst zu uns in den Wald?“
„Wollt ihr mich aufnehmen?“
„In unser Haus gerne. Darüber, ob du in die Gemeinde aufgenommen wirst, müssen die anderen mit entscheiden. Ich habe nur eine Stimme und bin nicht mehr als sie. In meinem Hause aber heiße ich dich herzlich willkommen.“
Er führte Florian über die Schwelle, und der stutzte. Der

Spruch über der Tür, das Heidekraut, eine Ofenecke, die mit Decken belegt war, und in der es ein gemütliches Ausruhen sein mußte!

Landfried nötigte Florian an den Tisch, und der wollte ihm berichten, weswegen und in welcher Gemütsverfassung er komme. Der Köhler aber unterbrach ihn. „Weswegen du kommst, das kannst du in der Gemeinde sagen, wenn wir zusammen sind. Wie du aber kommst, das sehe ich. Du bist wild auf den alten Zorge, aber das muß ich dir sagen, er meint es gut mit dir. — Eva", rief er hinaus in die kleine Küche, die neben der Stube war, „der Florian ist da. Sage es deinem Manne. Ihr müßt ihm doch die Hand geben."

Darauf traten die beiden Menschen ein, und Florian wunderte sich über sie. Wenn sie redeten, dann klang es wie helle Glocken; er hatte gemeint, es müsse über allen, die im Walde wohnten, wie Düsternis liegen.

Sie reichten ihm die Hände, hießen ihn willkommen, setzten sich an den Tisch und plauderten.

„Mädel", sagte Hermann Landfried, „ein Glas Apfelmost wird noch da sein."

„Freilich", antwortete die Frau, „daß ich das vergessen konnte!"

Als sie mit der Flasche und zwei Gläsern zurückkehrte, da hingen ihr die Kinder an der Schürze. Es war ein so liebliches Bild, die stattliche Mutter zwischen dem Buben und dem Mädel, daß abermals ein Stück des Fremdseins von Florian sank, und das Gefühl des Grauens in den hintersten Herzwinkel kroch und sich duckte.

Eva Landfried schenkte ein, nippte an dem Glase und bot es Florian dar. „Wohl bekomm's!" Hermann hielt ihm sein Glas entgegen und stieß mit ihm an. Die dicken Gläser geben keinen hellen Ton, aber es klang doch gut. Florian lobte den Trank, sie plauderten wieder, und der Neue redete nun ganz offen davon, daß es ihm vor den Wäldern bange gewesen sei.

Hermann lachte: „Es ist halb so schlimm, wie du meinst, und das nicht einmal. Wir sind Leute, die auch lachen können. Gelt, Mädel?" Er legte dabei seine Hand auf seines Weibes runden Arm.
„Warum nennst du deine Frau Mädel?" fragte Florian.
„Weil ich ihn meinen Kerl nenne", antwortete Eva Landfried an ihres Mannes Statt.
„Eva sagen sie alle zu mir. — Aber untereinander müssen wir was Besonderes haben. Wenn mein Kerl ärgerlich auf mich ist, dann sagt er auch Eva."
„Das kommt alle Tage einmal vor", warf der alte Landfried behaglich ein.
„Hm", die Frau sah neckisch zu ihrem Manne hinüber. „Manchmal auch öfter."
„Dafür hernach wieder eine Woche lang nicht", berichtigte Hermann Landfried. Da fragte Florian, wie lange sie verheiratet seien, und Eva lachte übermütig auf. „Mann, jetzt meint er, wir seien heurige Hasen. — Da steht der Robert, der ist sechs Jahre gewesen, und er ist nicht zu früh auf die Welt gekommen."
„Nein, aber auch nicht zu spät", neckte Hermann Landfried, „wie es in der Ordnung ist."
„Prahle nicht, mein Kerl", und Eva Landfried schlug den Mann auf die Hand.
Der junge Köhler aber mußte nach dem Meiler sehen und hieß sein Weib, dem Florian die Schlafkammer zeigen.
Die geleitete ihn auf den Boden. Da war eine niedrige Giebelkammer, der gegenüber, in der die Eheleute mit den Kindern schliefen. Es war ein kleiner Raum, aber er war nicht kahl. Eine schwere Bettstelle stand darin mit rotgewürfeltem Überzug, ein Schrank war da, und an den Wänden hingen etliche Öldrucke. Aus dem Fenster sah Florian die Meiler rauchen, über denen jetzt ein roter, matter Schein lag.
„Das ist deine Kammer", sagte Eva Landfried. „Wir schlafen drüben. Ihr werdet euch nun mit der Wache abwech-

seln, und du wirst auch dann und wann am Tage schlafen müssen. — Wenn du deine Sachen eingeräumt hast, dann können wir essen."
Da stand Florian, sah zum Fenster hinaus und rührte keine Hand, seine Sachen im Schranke unterzubringen. Der rote Schein über den Meilern sah aus wie eine gute Verheißung für die Zukunft, und die erste Stunde unter den Köhlern war eine Überraschung. Viel rüstige Freude. Sieben Jahre waren die Leute verheiratet und lebten miteinander, als wären es sieben Tage. Und die Kinder! Florian hatte immer gern Kinder um sich gehabt. Es lag in seiner Art, daß er gern unter ihnen saß.
So stand er, in sich leichter geworden, und sann, dachte an Zorge, und der Groll wurde lahm, sah Susanne vor sich in ihrem herben Leid, und der Groll reckte sich wieder. Auf und ab ging es, und er vergaß, daß er seine Habseligkeiten hatte einräumen sollen.
Da kam Hermann Landfried die Treppe herauf.
„Florian, das Essen steht auf dem Tische. — Da liegt ja dein Bündel noch. Laß es liegen bis nachher, sonst schimpft mein Mädel, wenn wir zu spät kommen."
Florian aber lehnte sich an den Schrank. „Das muß ich sagen, es ist mir doch schon ein gut Teil leichter, als da ich kam."
„Du hast gemeint, du kämst unter Wölfe. Ach nein, Florian, wir sind harte Knorren, aber Unmenschen sind wir nicht."
„Weißt du, es ist mir das alles so fremd. Ich mußte mich schon auf dem Zorgehofe erst einleben, aber da war es leichter."
„Das glaube ich", gab Hermann Landfried lachend zu. „Da hattest du ein junges Mädel."
„Ja, da war Susanne, aber es war doch einsam. Und nun bin ich wieder in einer anderen Einsamkeit."
„Einsamkeit? Nein, Florian, bei uns ist es nicht einsam.

Da sorgen schon die Kinder dafür und auch mein Weib. Es sollte mich wundern, wenn du nicht auch dein Teil abkriegtest."

„Wie meinst du das?"

„Na, daß du auch einmal die Tasche voll Tannenzapfen hast und weißt gar nicht, daß dir eins nahe kam, und so ähnlich."

Da lachte Florian auch.

Indem schrillte ein Pfiff die Treppe herauf. „Wir kommen", rief Hermann Landfried. Er ging Florian voraus, die Treppe hinab, an deren Fuße ein Lämpchen stand.

Als sie in die Stube traten, sahen sie, daß die anderen gewartet hatten. Sie setzten sich, Vater Landfried betete einen kurzen Spruch, die Schüssel dampfte, Eva Landfried schöpfte auf die Teller. Die Kinder saßen neben den Eltern, der Bub neben der Mutter, das Mädel neben dem Vater, und es wurde eine Weile nicht gesprochen. Dann wandte sich Hermann Landfried an den Vater. „Vater, du brauchst die Nacht nicht aufzustehn. Florian wird gerne ein paar Stunden mit wachen. Er wird sowieso nicht viel schlafen können."

„Ich will mit wachen", erbot sich Florian, und der Hausvater nahm es an. Er sah es nicht ungern, daß sein Sohn und der Neue sich in stiller Waldnacht nahe kamen.

Eva Landfried nötigte Florian, zuzulangen. Das Essen dürfe man keinesfalls vernachlässigen. Eher schon einmal die Arbeit, scherzte sie.

Nach dem Abendessen ging der Alte hinaus an die Meiler. Es geschah wortlos, und der Sohn machte keine Miene, ihn zu hindern. Er wußte, daß der Vater sein Teil Arbeit haben wollte.

Die Männer saßen noch am Tische, indes Eva Landfried das Geschirr spülte. Sophie hüpfte auf des Vaters Schoß, Robert lehnte am Stuhle und sah neugierig auf den Fremden. Da zog ihn Florian an sich heran, ließ ihn auf den Knien rei-

ten, spielte mit ihm und fragte, was ihm denn das Christkind bringen solle. Das war vielerlei.
Die Mutter trat herein, setzte sich zu ihnen, legte die Arme auf den Tisch und wollte wissen, ob Florian die Kinder gern habe. Ja, sehr gern. Sie nickte dazu, wandte sich lachend an ihren Jungen und fragte den, ob er nun wisse, wann das Christkind geboren sei.
„Ja, in der Nacht", sagte der.
Darauf erzählte sie Florian: „Er hat gemeint, er wisse genau die Stunde. Früh um vier sei es gewesen. Und weißt du, warum? Wir singen ein Lied, das fängt an: Herbei, o ihr Gläubigen. Darin heißt es: Fröhlich triumphieret. Ich muß wohl ein bißchen undeutlich gesungen haben. Er hat verstanden: Fröhlich früh um viere, und so sang er's. Am Ende hat er recht, wer kann das wissen." Sie lachte, und der Knabe lachte hellauf mit. „Mann", wandte sie sich an Hermann Landfried, „du könntest ein Lied spielen."
Hermann Landfried ließ die Kleine vom Schoße gleiten. Sie stand neben Florians Knie. Da langte er nieder und zog auch sie herauf. Der junge Köhler brachte eine Ziehharmonika und spielte: O du fröhliche. Eva fiel mit heller, klangvoller Stimme ein, ihr Mann sang eine einfache Begleitung dazu, und die Kinder gaben ihre dünnen, hellen Stimmlein darein. Als sie die zweite Strophe sangen, summte auch Florian mit. So sangen sie etliche Lieder, auch das mit: Fröhlich früh um viere, und als die Stelle kam, da beugte sich Robert Landfried über den Tisch, sah der Mutter in die Augen, sang ihr laut und lachend ins Gesicht: Fröhlich triumphieret, und sie nickte ihm lachend zu.
Als das Lied zu Ende war, fragte Hermann Landfried den Kleinen, was es denn bedeute: fröhlich triumphieret? „Oh", sagte der Junge nach einem Augenblick des Besinnens, — „da haben sie getanzt."
„So ungefähr", sprach der Vater. „Er denkt sich doch wenigstens etwas."

Er spielte einige Akkorde auf der Harmonika und ging dann in eine Tanzweise über. Da sprangen die Kinder von Florians Knien, faßten sich an den Händen und tanzten. Noch ein Stücklein mußte der Vater spielen und noch eines. Darauf aber sagte die Mutter, sie würden zu warm, und die Betten seien kalt. Es sei genug für heute.

Nun gingen die Kinder zur Mutter, Hermann Landfried legte die Harmonika zur Seite, und sie begannen wieder zu erzählen.

Am zweiten Feiertag käme die Gemeinde zusammen, sagte der junge Köhler. Da werde Florian sie alle kennenlernen, auch die Weiber und die Mädchen. Der wollte wissen, was es mit der Zusammenkunft auf sich habe. Da berichtete ihm Hermann Landfried, daß sie das Holz gemeinschaftlich kauften, der Vater sei der Vermittler beim Oberförster, und am zweiten Feiertage lege er die Rechnung. Er sei sozusagen der Kassenverwalter. Sie kauften gemeinschaftlich und verkauften ebenso. Alles werde genau gebucht, und im Laufe des Jahres erhalte jeder nur Abschlagszahlungen, soviel immer wie er brauche. Den Rest könne er nach der Abrechnung ausgezahlt kriegen. Manche ließen es auch stehen, und der Vater täte es für sie auf die Sparkasse.

Eva Landfried meinte, es sei Zeit, daß die Kinder zu Bett gingen. Die gaben kein Widerwort, umhalsten den Vater, sagten ihm gute Nacht, gaben auch Florian die Hand, und die Mutter brachte sie zur Ruhe.

Als sie zurückkam, sagte sie, daß der Kleine auch für Florian gebetet habe, daß es ihm gut gehe.

Das rührte Florian. „Ich kann das brauchen“, sagte er.

Eva Landfried aber schüttelte den Kopf. „Natürlich, soweit es jeder von uns brauchen kann. Aber was hast du für besondere Not? Das mit dem Bruno Tröge? Ja, das ist übel, und ich kann mir denken, daß es dir leid ist, aber warum ist er so niederträchtig. Wenn ihn doch die Susanne nicht mag.“

Vater Landfried trat herein. „Eva, stelle den Männern Kaffee warm. Es wird eine kalte Nacht.“ Er legte den Überrock ab, setzte sich an den Ofen, zog die Stiefel von den Füßen und fuhr in große Filzschuhe.

„Ich habe den dritten Meiler nachgebessert“, sagte er zu dem Sohne, „aber es kann sein, daß es wieder abrutscht. Du mußt öfters einmal nachsehen.“

Hermann Landfried hieß sein Weib dem Florian einen dik-ken Lodenrock geben. Er selber fuhr in die Joppe, setzte die Mütze auf, gab der Frau die Hand und sagte: „Gute Nacht, mein Mädel.“

Sie lehnte sich einen Augenblick in seinen Arm. „Gute Nacht, mein Kerl.“

Darauf ging er mit Florian an die Meiler, und Vater Landfried langte nach der Pfeife, die ihm die Schwiegertochter immer gestopft bereithielt.

So saß er am Ofen. Die Schwiegertochter rückte einen kleinen Tisch vor ihn, legte die Bücher darauf, in denen Einnahmen und Ausgaben vermerkt waren, und der alte Köhler rechnete. Eva setzte sich mit dem Strickstrumpfe neben ihn, aber sie gähnte dann und wann. Da stand sie auf, sagte freundlich gute Nacht, trat noch einen Augenblick unter die Haustür, sah nach ihrem Manne aus und ging dann die Treppe hinauf in die Kammer.

Hermann Landfried und Florian umgingen die Meiler. Einer war auf einen Schutthaufen zusammengesunken, und die Männer schleppten Wasser und schütteten es darüber, daß die Glut nicht doch noch zuletzt in Flammen hochschlage. Die andern beiden Meiler standen in Glut, und es gab da ein wenig Arbeit und dort. Zur Seite, unter den hohen Fichten, standen mächtige, langhin gehende Reihen Scheite.

Die Nacht war feierlich still. Hoch über der einsamen Waldlichtung spannte sich ein Stücklein sternenglitzernder Himmel, und auch da, wo er zwischen den Bäumen versank,

blitzten die Sterne wie treue, Gutes verheißende Augen durch die Wipfel. Der Bach tönte in langen, dumpfen Gesängen, gleich einem raunenden, weisen, alten Manne. In die kalte Winterluft bohrte sich der Hauch von den Mündern der jungen Männer, und ihre Tritte klapperten im Ab- und Zugehen auf der fest gefrorenen Erde. Hehre, erhebende Stille, Weihnachten war nahe, und einer schritt auf und ab, dem das Herz unter dem Lodenrocke wieder so schwer war, daß er es in seine Hände nehmen und einem darbringen mußte, dem man die Treue und die Biederkeit an den Augen absah.
Sie standen nebeneinander und redeten, gingen ab und zu und hantierten, traten für eine kürzere oder längere Weile in die Stube, tranken den wärmenden Kaffee, saßen am Tische neben einem winzigen, rußenden Lämpchen und kamen immer wieder auf das zurück, was wie ein Berg vor Florian stand.
Hermann Landfried riet ihm, sich in die Gemeinde aufnehmen zu lassen. „Du kannst wieder gehn, wann du willst", sagte er, „aber es ist besser, wenn du unter uns auf festen Füßen stehst. Droben am Eichbache ist eine Kohlstätte frei. Der Werninger ist fortgezogen. Er hatte etwas vor sich gebracht und will es nun noch einmal draußen versuchen. Nimm den Platz. Er liegt gut unter der Eichwand. Dein Nachbar ist der Arno Lindolf. Das ist ein junger, fixer Kerl, der gerne einen Spaß macht. Du wirst dich gut mit ihm stehn. Er ist wohl in deinem Alter oder doch nicht viel darüber hinaus."
Florian wollte wissen, warum der in den Wald gekommen sei. Hermann Landfried aber wehrte ab. „Es redet keiner über den andern. Jeder wird dir von selbst erzählen, was er für gut hält. Die wenigsten machen ein Geheimnis aus ihrem Leben. Du kannst aber gewiß sein, daß es nicht so schwarz ist wie du meinst. Die meisten sind im Trotz fortgelaufen, und es wäre draußen sicher auch wieder mit ihnen vor-

wärts gegangen. Bei einigen ist es anders. Das sind unglückliche Leute, und man muß sie doppelt lieb haben."
Florian erzählte ihm, was Eckert gesagt.
Da zürnte der Köhler. „Eckert ist ein Schwätzer. Wir wissen es. Um deinetwillen will ich ihn nicht zur Rede setzen, aber er mag sich hüten, sonst tun wir ihn aus."
Was das bedeute, fragte Florian.
„Er erhält kein Holz mehr. Das tut der Oberförster nicht, daß er einem für eigene Rechnung gibt. Es ist das alles ganz fest abgemacht und geht hinüber und herüber. Wir hüten dafür den Wald und das Wild, wo wir können. Hier fällt kein Schuß, der nicht fallen darf. So muß es sein. Einer muß dem andern in die Hände arbeiten, und jeder muß seinen Weg gehen. So kommt man miteinander aus, weiß, was man aneinander hat, und rennt nicht zusammen."
So redeten sie, und Hermann Landfried erzählte von Köhlerhandwerk und Köhlerleben, von Arbeit und Stille, von Sorgen und kleinen Freuden, die sie hatten. Keine einzige Freude aber kam von draußen herein. Alles mußte von innen heraus kommen. Und es kam. Bei den meisten wenigstens. Die wußten, was ein Abend wert war, an dem sie mit Weib und Kind unter der Lampe saßen und erzählten oder an dem sie dem sinkenden Sommertage in das schlafmüde Angesicht schauten. Ja, etliche waren da, die weiter dachten und in der stillen Genügsamkeit den Ursprung der Kraft erkannten, die auch nach außen da ist, wenn es not tut. Und dabei gab es doch allerlei, das Hermann Landfried Sorge machte. Sie hätten keine Schule, und die Kinder wüchsen auf wie die Wildlinge. Es sei ja von den Eltern aus soweit eine gute Zucht dahinter, aber das reiche nicht aus. Der Mensch müsse ein bißchen mehr für Kopf und Herz haben als das Tier, das einzig das eine meisterlich verstünde, sich zu schaffen, was es zu seiner Erhaltung brauche und sich zu bergen. Das lernten auch die Kinder frühzeitig, aber das sei nicht genug. Hernach hungerten sie als erwachsene Menschen oder wür-

den wie die Schlehenhecken in ihrem stacheligen Trotze. Eine ganze lange Nacht redeten sie. Florian Günther von seiner weichen, sorgenbehüteten Jugend, seinem vermeinten Fertigsein, das ähnlich dem der Köhlerjugend sei, nur daß es nach der anderen Seite hin gelegen habe.

Es ging auf den Morgen zu. Sie hatten von dem inneren Bau der Köhlergemeinde gesprochen. Da sagte Hermann Landfried in schwermütigem Ernste: „Ich will dir etwas sagen, das ich nur mit wenigen beredete. Du wirst es für dich behalten, das spüre ich. — Es ist mir bange um die Gemeinde. Der Vater hat uns alle fest in der Hand, und unsere Sache ist bei ihm gut aufgehoben, aber er ist alt. Es ist keiner da, der an seine Stelle treten könnte, wenn er einmal nicht mehr ist."

„Kannst du es nicht?" fragte Florian.

„Hm, ich meine es wohl ebenso gut mit der Gemeinde wie der Vater, aber es sind viele da, die älter sind als ich, viel älter. Werden die es zufrieden sein, wenn ich das Vorsteheramt übernehme? Und dann: Du glaubst nicht, was der Vater für eine Arbeit um die Gemeinde hat. Viele Wege hat er, und viele Stunden muß er über den Büchern sitzen. Es ist nicht leicht. Dazu macht er das alles umsonst. Wie könnte ich das? Ja, wenn der Robert zehn Jahre älter wäre, daß er mich bei der Arbeit ersetzen könnte; der Vater kann abkommen; für den stehe ich. Mir aber bliebe die Zeit nicht. Das ginge zuletzt noch an. Ich hoffe, daß der Vater noch lange lebt. Er ist noch gut bei Wege. Es kann aber ein anderes eintreten. Wie denn, wenn sie unsere Kohlen nicht mehr brauchen? Das kann leicht geschehen. Was dann? Und das letzte. Wir hausen in der Einsamkeit, und finden sich schon die Alten mit ihrem Leben ab, so wollen sie es doch für die Kinder anders haben. Ich auch für die meinen. Sie müssen etwas lernen, daß sie sich überall zurechtfinden."

Da fiel Florian Günther bitter ein: „Ich habe in acht Jahren wenig Tage in der Schule versäumt, habe hernach auch

noch allerlei gelesen und gelernt. Du siehst, was es mich nützt."

„Das ist dummes Zeug, Florian. Du kommst und gehst. Wie aber, wenn einer hier aufgewachsen ist, nichts mit herein bringt, nichts empfängt und inwendig leer bleibt? — Der Vater ist dahinter her, daß sie in Dreiacker droben — das liegt links drüben, eine gute halbe Stunde von hier auf dem Berge und hat nur drei Häuser — eine Schule bauen. Für die von Dreiacker natürlich am wenigsten, aber für die Köhlerkinder. Setzt er es durch, dann haben wir viel gewonnen; es werden seßhafte Leute im Walde. Geht es fehl, dann ist es bei uns das alte Kommen und Gehen, und eines Tages zerfällt die Gemeinde. Sie hängt an einem, du kannst es glauben, und einmal ist der nicht mehr da. — Das ist unsere Sorge, und die habe ich nicht allein, sondern sie macht den meisten zu schaffen. Du denkst jetzt, du hast es am schwersten. Ach nein, Florian. Das ist ein Übergang. Kopf hoch, Mensch, und durchbeißen."

Das war die erste Nacht im Walde. Als die Sterne blasser wurden, trat der alte Landfried aus dem Hause, bot den Männern einen guten Morgen und nahm die Schürstange in die Hand. Sein Sohn und Florian suchten ihre Kammern auf, um zu ruhen.

Florian schlief einen gesunden Schlaf bis gegen den Mittag hin. Da weckten ihn lustige Stimmen vor seinem Fenster. Es hatte geschneit. Eva Landfried baute mit den Kindern einen Schneemann, und der Vater trat ab und zu herbei, warf seinem Mädel einen Schneeball auf die dunkle Jacke und mußte sich hernach gegen drei wehren. So im lustigen Kampfe lösten sich Eva Landfrieds Haare. Das helle Blond umfloß sie. Des jungen Weibes Wangen blühten, und ihr gesunder Leib jauchzte förmlich.

Florian lächelte und eilte, hinab zu kommen. Die Hausfrau trat ihm unter der Tür entgegen, und als Florian etliche entschuldigende Worte herausbrachte, da wehrte sie

ab. „Ach, du weißt es noch gar nicht, wie es bei uns zugeht. Mein Kerl legt sich nach dem Essen noch eine Stunde aufs Ohr."

Am Abend war es ähnlich wie gestern, nur daß die Mutter die Kinder eher zu Bett brachte, weil sie begann, den Weihnachtsbaum zu schmücken. Im Laufe des Nachmittags kam ein alter Mann ins Haus. Das war der Gemeindebote der Köhler. Der ging von Kohlstätte zu Kohlstätte und nahm Aufträge entgegen. Anderen Tages fuhr er dann mit den Schlitten, die Kohlen von der Sammelstelle holten, hinab in das Tal, kaufte ein, was in den Häusern begehrt wurde und brachte es auf einem Handschlitten, im Sommer auf einem Wägelchen, in den Wald.

Am Tage vor dem Heiligen Abend hatte Eva Landfried viel zu scheuern und zu backen, aber sie tat es in ihrer frischen Art, der nicht leicht eine Arbeit zuviel wurde. Waren ihr auch die Kinder eher im Wege, als daß sie halfen, so begehrte doch die Mutter nicht auf, sondern sang, indes die Hände fleißig waren. Florian Günther war sich nach langem Erwägen dahin schlüssig geworden, am Heiligen Abend heimlich auf den Zorgehof zu gehn und ein Geschenk für Susanne auf die Schwelle niederzulegen. Es war ein Körbchen aus Laubsägeholz, für Susanne zwar vollkommen unnütz, da sie ihr Wollknäuel beim Stricken bisher immer auf dem Tische liegen hatte und es ohne Not weiter so halten konnte, aber Florian hatte die kleine Arbeit in hellen Tagen aus seiner blühenden Freude heraus begonnen und mochte sie jetzt nicht unvollendet lassen. Daß er des Landfrieds Kindern nichts zu geben hatte, das tat ihm weh, und als er vor der Hausfrau davon zu reden anfing, da verstand sie ihn und half ihm um seiner selbst willen aus. Sie gab ihm von den kleinen Geschenken, die sie für die Kinder eingekauft, je eines, nahm auch, um Florian nicht unfrei zu machen, das Geld dafür. Als er aber von Geschenken redete, die er auch ihr und Hermann Landfried machen müsse, da

wehrte sie ab. Das sei im Walde nicht Sitte, und hielten sie und ihr Mann untereinander das auch anders, so sei das eben nur eine Ausnahme. „Wie wir denn überhaupt ein wenig wunderlich sind", schloß sie.

Es war am Weihnachtsabend viel Freude im Landfriedhause. Die große Stube war bis in die fernsten Ecken hell vom Weihnachtslichte. Von den Meilern brannte keiner. Der alte Landfried litt es nicht, daß an den hohen Feiertagen gearbeitet wurde, wenn es auch an den Sonntagen nicht zu vermeiden war.

Florian Günther schlich aus der Freude hinaus, und sie vermißten ihn. Hermann Landfried suchte und rief ihn vergeblich. Der Alte aber sagte: „Laßt ihn. Er wird an den Hof sein."

Der sehnende Mann wanderte durch den Wald. Als er heraustrat, da war ihm, als träte er in eine große, weite Halle. War auch das Dreisatal eng, so war es doch eine Weite gegen den Köhlerplan. Und über der Weite dehnte sich ein glitzernder Weihnachtshimmel, voll von Wundern und Verheißungen. Aus dem Trögehause schien nur ein schwaches Licht. Nicht anders als das des Alltagsabends. Durch die Fenster des Zorgehauses aber brach Kerzenschein.

Zorge hatte seinem Kinde geraten, ein Bäumlein auf den Tisch zu stellen. Susanne hatte sich gewehrt. Der Vater aber ließ nicht nach mit Drängen, brachte den Baum, brachte die Lichte, legte Hand mit an und leitete sein Kind sachte in die Freude hinüber. Nicht mit Rechtfertigungen, ließ nur dann und wann ein kurzes Wort fallen, als ob er jetzt ein Lichtlein anstecke und hernach wieder eines. So wurde es aber doch weihnachtlich in Susanne, und als sie mit schüchternen Augen vor dem Lichte stand, da nahm der Vater ihre Hand und sagte: „So ist es immer, Kind. Nun bist du am Gesellenstück, weil du gewiß bist, daß auch das gut hinausgehen wird, was übel aussieht und weh tut. Du hast Vertrauen zu mir. So mußt du es erst recht zu dem haben, vor

dem wir immer die Lehrbuben bleiben werden. Dann lernst du das Freuen, das das rechte ist, und du kannst auch einmal, wenn es not tut, an das Meisterstück gehn."
Da war es denn hernach nur eine Äußerlichkeit, daß Susanne, als die Nacht auf den Bergen lag, den Weihnachtsbaum anzündete. Wenn sie an Florian dachte, dann war da wohl eine leise Trauer dabei, aber die Zuversicht war so stark, daß davor die Trauer war wie ein Kerzenlicht vor der Sonne.
Ein anderes aber stand als eine weit größere und schwerere Wolke über dem Hause. Susanne war auf dem Trögehofe gewesen, Erdmute und ihren Mann zu bitten, am Weihnachtsabend herüber zu kommen. Erwin war gern dazu bereit gewesen, obwohl er gelacht hatte, als ihm Susanne erzählt, sie würden ein Bäumlein haben. Erdmute aber hatte erklärt, sie käme nicht und hatte sich auch auf kein Verhandeln eingelassen. Bruno hatte Susanne nicht gesehn, aber mit Hannelore Tröge hatte sie einen Augenblick gesprochen. Deren Augen waren klar, und sie hatte Susanne gesagt, nun sei der Stein für immer von ihrer Seele genommen. Sie wisse, daß er nie wieder darauf niederfallen werde.
Zorge saß mit seinem Kinde unter dem Weihnachtsbaum, und sie sahen beide lange und still in die kleinen Flammen. Dann las er das Weihnachtswort mit voller, starker Stimme. Als er geendet, kam die Rede nach einer Weile auf Erdmute. Nicht auf Florian, den sie geborgen wußten, auf die, um die sie sich beide sorgten.
Indes sie so miteinander redeten, trug einer ein zitterndes Herz bis dicht unter das Fenster, war dabei, die Hand auf die Klinke zu legen und ließ doch davon ab, stand zur Seite des breiten Lichtstromes, der aus den unverhängten Scheiben brach, hatte seine Rechte dem Wolfshunde auf das Haupt gelegt, daß der stille sei, und starrte mit brennenden Augen auf die zwei drinnen am Tische. So stand er, und sein Herz sog sich fest an dem jungen, lauteren Gesicht un-

ter den blonden Haaren; er breitete die Arme aus, als drücke er den Blondkopf an sein Herz. „Es muß gut werden, und ich spüre es, daß ich dem Vater nicht böse sein kann.“ Als er soweit war, da duckte er sich, ging so unter dem Fenster weg an die Haustür, legte das verhüllte Päckchen nieder und wandte sich wieder dem Tale zu. — —

Drüben über dem Tale, an dem Tore des Trögehofes, aber lehnte ein anderer. Der trug den rechten Arm in der Binde, und die Fingerspitzen, die aus den Binden heraussahen, waren welk und abgestorben. Bruno Tröge schickte seine klagende, wunde Seele über das Tal hinüber, daß sie einer zu Füßen sinke und um Vergebung bettele. Es war eine müde Seele, die sich auf hartem Wege die Füße blutig gelaufen hatte. Die Seele hatte in langen Tagen, da der Dreschertakt aus der Scheune klang, eine stille Frau umkost, deren Leib den Armen geboren, der sich in sich zurecht tastete. An den Tagen saß Hannelore Tröge im Lehnstuhle, ließ das Spinnrad schnurren und ließ es feiern, regte die Hände und legte sie still in den Schoß, richtete ihre guten Augen weit und voll auf ihren Jungen und ließ sie träumend ins Leere gehn. Und die Frau hatte ein Herz, ein weiches, warmes Mutterherz, das dabei war, ein ungeheuer Werk zu tun. Sie trug eine lichtleere, liebearme Jugend ab und suchte ein festes, schlichtes Mannestum zu bauen, eines, das war wie ein Blockhaus auf den Kohlstätten, außen nüchtern bis zur Härte, im Inneren aber ein starkes Menschentum hütend. Es gab noch viel zu bauen. Vorerst lag nur der Grund. Der aber lag. Hannelore Tröge hatte an einem müden Nachmittag von Menschen geredet, die sie gekannt, von ihrem Irren in Schwäche und ihrem Verkehrtsein in Trotz, und hatte davon gesprochen, wie arm ein Mensch sei, der sich treiben lasse, nicht bewußt gehe. Wie er sich in sich selber verwüste und seinen Tagen die Sonne nähme, wie nur das Grade und das Reine Bestand hätten, und daß man nur darauf, einzig daauf eine Zukunft bauen könne, um die es sich zu leben ver-

lohne. Sie hatte ganz schlicht gesprochen, eine Frau, die nie mehr hatte werden wollen als eine Mutter, die nichts von erlernter Weisheit wußte, die aber ein grades Herz hatte und das blühen ließ, wie es Gott gefiel. Das Herz aber hatte einen langen Eiswinter hinter sich und blühte nun doppelt köstlich. Vor Muttertreue und Mutteraugen fand Bruno Tröge den Weg heraus aus dem Sumpfe, in den er mit beiden Füßen an dem Abend gesprungen war, da ihm Susanne ernsthaft gesagt, daß es zwischen ihnen nicht so werden könne, wie Bruno es möchte. Langsam zog er einen Fuß um den andern heraus, nahm, als er spürte, daß einzig das feste Land das Wahre sei, beide Hände zu Hilfe, krallte sich ein, zog, wuchtete, bis er stand, sah zurück, sah, daß er durch Morast gewatet war, erkannte, daß er eine schwache Seele gequält hatte und an Erwin zum Schuldigen geworden war, scheute heute zurück vor der Erkenntnis und griff morgen mit beiden Händen fest zu. So stellte er sein Leben in das helle Licht, das die Mutter mit aufgehobenen Händen hielt, sah, daß er schuldig geworden war und rechtete nur mit sich selber. Mit keinem anderen. Er warf den Kopf auf den Tisch, ungestüm und mitten in die Stille hinein und klagte: „Durch soviel Dreck bin ich gegangen", mochte das Haupt nicht erheben und hielt still, als ihm die Mutter die Hand auf den Scheitel legte: „Junge, du siehst heute nur d e i n e s; morgen wirst du auch anderes sehen, aber ich bitte dich, daß du dann nicht hart bist. Nun mußt du guten Mut haben. Die Sonne ist immer da, auch wenn du sie nicht siehst, und es gibt keine Nacht, nach der es nicht hell würde."

So richtete sie ihren Jungen auf, legte Balken um Balken in festem Kreuzverbande aufeinander und baute ein Mannestum, an dem nur noch eines, allerdings das Größte, fehlte, das, daß der Niedergebrochene selber erkennen lernte, daß er keiner Stützen bedürfe, daß er auf zwei gesunden Beinen stehe. Bis dahin aber war es noch ein weiter Weg.

Bruno Tröge sah vorerst nur eines: Seine Schuld. Am Weihnachtsabend jedoch, da er am Hoftore lehnte, der Lichterglanz aus den Fenstern des Zorgehofes brach, ein Bäumlein, das Gemüt und Glaube zum Abbild welt- und himmelumspannender Liebe gemacht, seine Predigt hielt, eine Predigt, die das Kind zu verstehen meint, und deren Größe der Greis demütig ahnt, da spürte der Irregegangene auch anderer Schuld, fühlte sie und trug seinen Schmerz hinauf in die stille Kammer. Er barmte nicht um verlorene Weibesliebe — das war in ihm wie ein blumiges Grab —, er sah nur seine lichtlose Jugend, legte die Lippen hart aufeinander, lehnte die Stirn gegen die Scheiben und ließ es langsam und traurig aus der Hand gleiten: „Vater, Vater! — Das bleibt nun leer. — Vater! Meine Kindertage!"
Die Mutter hatte ihn kommen hören und fühlte, daß er irgendwie in Not war. Sie trat in ihres Jungen Kammer, und als sie ihn am Fenster stehen sah, müde hingelehnt, da erschrak sie. So stark war auch in ihr die Gewohnheit geworden, daß sie den Weihnachtsabend kaum anders einschätzte als sonst einen. Einen Blick auf das Zorgehaus hatte sie nicht geworfen und wußte nicht, daß dort ein Baum brannte. Nun sie aber ihren einsamen Jungen ins Weihnachtslicht über dem Tale drüben starren sah, da wußte sie, daß ihm Weihnacht fehlte.
Sie klagte sich an. Was wäre für ein Licht grade vom heutigen Abend ausgegangen, und sie hatte es nicht angezündet!
Sie milderte nichts durch feile Worte, trat an des Sohnes Seite, schwieg mit ihm, tat nach einer Weile das Fenster auf und ließ die herbe Winterluft und den hellen Sternenschein herein.
Da sagte Bruno rauh: „Warum habt ihr uns nie einen Baum angezündet?"
Die Mutter antwortete nicht darauf. Nach etlichen langen Atemzügen sprach sie: „Junge, nun kommst du drauf. Red'

nichts dagegen. Still, Junge, lieber, still. Ich muß das tragen."

Bruno Tröge aber klagte nicht an, er begann nur deutlicher zu fühlen, daß allerlei in seinem Leben gefehlt hatte, das einer doch haben muß. Nun sehnte sich Hannelore Tröge danach, daß er rede, und als er es nicht tat, da trat sie zurück, setzte sich auf den Bettrand und sprach in ihrer stillen Weise von dem, was ihm gefehlt. Sie zeigte ihrem Jungen die eigene Jugend, daß er daran sehe, wie es ist, wenn es richtig geht. Daraus mußte er sich sein Teil nehmen. Die Mutter rechnete, daß er es einmal für seine Kinder brauchen werde. Als sie eine Weile erzählt, da nahm Bruno ihre Hand. „Wie kommt es, daß es jetzt so anders zwischen uns geworden ist?"

„Ach", sagte die Mutter, „ich bin den Stein losgeworden, der auf mir lag. Das ist es. Nun, gute Nacht, Junge, übers Jahr brennen wir auch die Lichter an."

Übers Jahr! — Bruno Tröge lag noch lange wach. Einer, der nie gewußt, daß er ein Gemüt hatte, der hatte es in sich gefunden.

Zorge, wenn du sehen könntest, warum die Brechstange fallen, warum eine Hand lahm werden mußte! —

Der aber, der schier zuviel Gemüt hatte, dem daneben ein Erkennen des harten wirklichen Lebens not tat, der ging in den Wald zurück, ging leicht und in gutem Vorhaben. Als er nahe am Köhlerplane war, sah ihn Eva Landfried, fragte, wo er gewesen sei und schickte ihn, als sie eine unklare Antwort mit rauher Stimme erhalten, hinein ins Haus, weil ihm die Kinder gute Nacht sagen wollten. —

Susanne trat vor die Haustür, einen Blick nach dem Heim der Schwester zu werfen, fand Florians Gabe, drückte sie an sich, lächte und wehrte sich gegen aufsteigende Tränen und sagte hell in die Weihnachtsnacht hinaus: „Florian, es wird gut. Gute Nacht, du Lieber!"

Sie schloß sich andern Tages den Köhlern, die zur Kirche

gingen, nicht wie im vorigen Jahre an. Als die aber heimkehrten, da stand sie an der Brücke, nahm den alten Landfried zur Seite, drückte ihm ein Päckchen in die Hand und bat: „Bring es ihm", und fragte: „Wie geht es ihm? Lacht er?"
„Ja, dann und wann", sagte der Alte drauf.
Da lächelte Susanne, und der Köhler erzählte davon dem Florian. — —
Am zweiten Weihnachtstage kam die Köhlergemeinde zusammen. Erst ein Trupp. Das waren die Frommen. Der alte Landfried empfing sie in der Stube. Sie setzten sich auf die Bänke und Stühle. Die Weiber standen, die Kinder spielten mit den kleinen Landfrieds auf dem Plane. Vater Landfried hatte die Bibel vor sich liegen, las das Schriftwort, das er gestern in der Kirche vernommen und wiederholte von der Predigt, soviel er behalten hatte, und tat etliches aus Eigenem dazu.
So war es jedes Jahr. Indes die Feier in der Stube war, kamen einzeln die andern, fragten die Kinder, ob sie drinnen noch nicht fertig seien und warteten ohne Ungeduld auf das Ende. Etliche aber traten doch ein und vernahmen des Alten letzte Worte. Der redete davon, daß die Liebe regieren müsse, und daß alles, was nicht aus der Liebe komme, falsch sei. Die Liebe aber sei nicht weich. Sie sei ein breiter, fester Baum mit einem Wurzelgeflecht, das sich aus der Tiefe nähre, aus dem heiligen Worte, und einer breiten, dichten Krone, die Schatten gebe in der Sonnenhitze und Schutz im Regensturz. Sie, die Waldleute, seien eine brüderliche Gemeinde, in der keinem Zwang angetan werde, und in der einer für den andern stehe wie für sich selber. Es müsse aber überall so werden, wenn es gut werden solle, und die Menschen müßten sich den scheelen Blick abgewöhnen. Aus dem komme der Geiz und die Lüge, der Neid und die Härte. —
So redete er allerlei, und Florian nahm es in sich auf, behielt es und zog zu seiner Zeit Stück um Stück davon hervor, es bei Lichte zu besehn.

Die Feier war zu Ende, die große Stube voller Männer und Weiber, Kopf an Kopf. Vater Landfried hatte die Bücher vor sich liegen. Sein Sohn saß ihm zur Seite, und zwei alte Köhler saßen ihm gegenüber. Landfried las vor, was sie an Holz gekauft hatten, wie die Preise waren bei dem Kaufe und bei jenem, wieviel jeder erhalten, wieviel Kohlen er abgeliefert, wieviel Meiler verkohlt worden seien, wie hoch die Unkosten wären und welcher Teil davon auf jeden einzelnen Meiler käme. Ein vollkommenes Gemeinschaftsleben, das aber dem einzelnen Freiheit ließ, sich stärker oder geringer zu betätigen.
Darauf stellte der Sprecher fest, welcher Betrag jedem einzelnen zustünde, wieviel er davon abgehoben habe, und wieviel er demnach noch zu erhalten habe. Die Männer hatten Büchlein in den Händen, bei etlichen taten es die Weiber für sie, verglichen die Angaben und nickten. Es gab keine Unstimmigkeiten. Alles war klar bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten, die sich aus den Bestellungen für den Hausbedarf herleiteten. Sie konnten aber leicht geklärt werden. Der Bote lieferte nur gegen eine Bescheinigung aus. Die Bescheinigungen aber waren alle in Landfrieds Händen.
Als die Abrechnung beendet war, forderte Landfried auf, das Geld in Empfang zu nehmen. Die Restbestände waren verschieden, und es fielen scherzhafte Worte gegen die, die viel hatten, als gegen die Knauser und die Reichen, aber die Worte hatten nichts Galliges. Etliche ließen ihr Geld stehn und empfingen Quittungen von Landfried, die sie ihm zurückgeben mußten, wenn er ihnen später in ihren Büchern nachwies, daß das Geld in die Kasse eingezahlt sei.
Florian Günther lehnte am Ofen und sah aufmerksam auf die Leute. Er versuchte, in den Gesichtern zu lesen, welches jedes einzelnen Geschichte sei, aber er kam nicht auf seine Rechnung. Düstere, halb verzweifelte, von der Sünde gezeichnete Gesichter sah er keine. Meist helle Augen, laute

Stimmen, rasche, feste Bewegungen. Ausgeprägte Eigenart im Gesicht war wenig darunter. Da ein Alter mit weißem Bart und starken Tränensäcken unter den Augen, dort ein Junger mit scharfer, starker Nase und einem breiten, festen Kinn, die meisten Alltag, wie er auf jeder Gasse läuft.
Jetzt trat ein jüngerer Mann mit raschem Schritte an den Tisch. Dem flatterten lange braune Locken um das Haupt. Er hatte ein schmales Gesicht mit einem kleinen Schnurrbart und einem kurzen, krausen Vollbart. Seine biegsame, schlanke Gestalt war auch in dem rauhen Gewande schön. Der trat mit lächelnden Lippen, die leicht geöffnet waren, heran, und der alte Landfried hatte ein warmes Leuchten in den Augen, als freue er sich über den Jungen.
„Du läßt es stehn, Lindolf?" fragte er ihn.
„Ja", antwortete der, und einer aus der Runde fiel ein: „Donner noch nein, Mensch, was willst du mit dem vielen Gelde? Wieviel ist es nun?"
Lindolf hatte sich derweile über den Alten geneigt, der den Finger von Posten zu Posten gehen ließ, leise dazu redete und, als der andere genickt, ihm die Hand reichte.
Landfried wandte sich an den Frager: „Wieviel es ist? Oh, es reicht, daß er sich ein Häusel kauft, aber weiter reicht's noch nicht. Und du willst weiter, Lindolf?"
„Freilich", gab der zurück und trat beiseite. Es ging ein Sonnenstrahl über sein Gesicht, und Florian sah, daß er Augen hatte, wie sie einem nicht alle Tage begegnen. Sie waren froh und kindlich und rein, warben um Liebe, und es lag doch wie ein feiner Schleier darüber.
Er machte sich an ihn, sagte, wer er sei, und daß er sein Nachbar an der Eichenwand werden wolle. Da waren Lindolfs Augen ganz warm und froh, die Trauer war weggewischt. Er legte Florian den Arm um die Schultern wie ein rascher Knabe: „Mensch, du willst an die Eichenwand, und wir werden Nachbarn sein? Wie mich das freut! Wann kommst du?"

„Ich weiß es noch nicht. Landfried sagt, ich müßte erst den Meiler bauen lernen."
„Ach, das kannst du doch im Handumdrehn. Du kannst doch einen Holzhaufen um etliche Stangen herum aufbauen und kannst einen Kanal lassen und die Glut einschieben. Das ist doch alles Kinderspiel. Wie heißt du?"
„Florian Günther."
„Flo— —ri — an. Unsinn, Mensch, Flori heißt du. Jetzt weiß der noch nicht einmal, wie er heißt. — Kannst du lustig sein?"
„Ich denke, aber mir scheint, du bist es nicht immer."
„Woher willst du denn das wissen?"
„Ich sah es an deinen Augen."
„Was du denkst! Ich lache, lache den ganzen Tag", und es brach ihm ein Lachen über die Lippen, halb rund und klingend, halb wie splitterndes Glas. Darauf wurde er still, aber er hielt sich neben Florian und sagte nach einer Weile noch einmal mit leiser Stimme: „Komm bald!"
Die Abrechnung war vorüber. Landfried teilte mit, wieviel er wiederum von dem Oberförster erworben, wo das Holz liege, und daß er seinerzeit den Boten schicken werde, wenn es Zeit sei, das Holz zu schwemmen. Dann redete er davon, daß sie die dritte Schleuse bessern müßten.
Der mächtige Wald barg viel Wasser in seinen Schlünden und nährte zahllose Adern, die alle zur Dreisa gingen. Die Kohlstätten lagen sämtlich an den Wassern, daß es immer zur Hand sei, die Meiler zu löschen. Das Holz wurde zu seiner Zeit in die Dreisa oder in die Bäche geworfen, je nachdem, wo es lag. War viel Wasser, dann war das Schwemmen leicht. Im andern Falle wurden die Schleusen geschlossen, der Bach wurde voller Scheite geworfen. Darauf wurde eine Schleuse um die andere geöffnet, das herabschießende Wasser nahm das Holz mit. Vor den Schleusen in der Dreisa aber hatten sich mit der Zeit breite, tiefe Auswaschungen gebildet, so breit, daß oft ein Steinwurf kaum hinüber reichte

und so tief, daß das Wasser auch dem längsten Köhler weit über den Kopf gegangen wäre.
Die dritte Schleuse mußte ausgebessert werden. Der obere Querbalken war vermorscht, und ein starker Schwall konnte die ganze Anlage zerreißen.
„Es ist Zimmermannsarbeit", sagte Landfried. „Wir haben sie sonst allein gemacht, aber jetzt haben wir einen Zimmermann unter uns. Florian, würdest du es wohl machen?"
„Ja", gab der ohne Besinnen rasch zurück.
„Wer will ihm helfen?"
„Ich", rief Lindolf.
„Gut, dann macht euch bald daran. — Die Weiber können aus der Stube gehn. Wir wollen einen Neuen unter uns aufnehmen."
Als sich die Weiber zu den Kindern auf dem Plane gesellt, forderte der alte Landfried Florian auf, zu erzählen, wie es in seinem Leben hergegangen sei. „Du mußt nichts verheimlichen", sagte er, „aber du sollst wissen, daß nichts davon über die Schwelle hinaus geht. Die Männer behalten es für sich. Das ist Gebot unter uns. Sie müssen aber wissen, wen sie aufnehmen, da sie doch nun deine Brüder sein sollen."
Florian redete unbeholfen. Es wurde ihm nicht leicht, sein Leben darzutun, weil es ihm, im Gefühl, daß die Männer stärker seien als er, schien, es sei darin alles so glatt gegangen, daß er im Grunde keine Ursache hatte, in den Wald zu kommen. Er kam sich vor wie ein Knabe vor Männern, die das Leben hart gepackt, die aber gelernt haben, den Griff mit festem Gegengriff zurückzugeben. Als er im Sprechen die Augen über die Gesichter gehen ließ, sah er, daß es auf den meisten wie eine Enttäuschung lag. Was will der bei uns? — Da riß er sich auf, ließ es ganz warm aus dem Herzen brechen, sagte, daß er spüre, es werde ihm wohl sein unter den Waldleuten und bat sie, ihn in ihre brüderliche Gemeinschaft aufzunehmen.

Der alte Landfried schickte ihn darauf für eine Weile vor die Tür. Als Florian die Stube verlassen, da neigten sich die Männer zueinander. „Ich meine, wir nehmen ihn nicht auf. Es ist doch wahrhaftig keine Ursache dazu. Was hat er denn durchgemacht? Das mit dem Trögesohne? Pah, das macht jeder Bursche einmal durch. Drunten hat er sein Zeug verkauft. Warum denn? Weil er bei dem alten Zorge unterkriechen will. Soll er es tun. Er ist dort gut aufgehoben. Unter uns? Nein."
Da hub der alte Landfried an zu reden. Gewiß sei Florian keiner wie die meisten unter ihnen. Es treibe ihn so eigentlich keine Not zu ihnen. Er wolle den Nachbarn ganz reinen Wein einschenken. Zorge sei zu ihm gekommen, ihn zu bitten, daß sie den Florian aufnähmen. Er solle ein Mann werden. Könne er auch dem Bauern nicht ganz beistimmen, so könne er doch erst recht nicht mit einem Händeschütteln abtun, was der gesagt habe. Zorge habe nun einmal ein starkes Zutrauen zu den Köhlern, sei immer ein guter Nachbar gewesen, und so wollten sie den Jungen aufnehmen, schon um des Bauern willen.
Sie stimmten durch schwarze und weiße Kugeln ab, und als die gezählt wurden, hatte Florian nur zwei über die Hälfte für sich. Lindolf rief ihn herein.
„Du bist unter uns aufgenommen", sagte Landfried. „Nun mußt du mir in die Hand versprechen, daß du sein willst wie die andern und es halten willst wie die. Wir haben unser Leben untereinander auf das gestellt, was immer für die Menschen ausreichen wird, helfen einander, wo es not tut, neiden es keinem, wenn er vorwärts kommt, dulden aber das Schlechte nicht unter uns, weil keiner darauf sein Leben bauen kann. Eine Zeitlang geht es wohl, aber dann bricht es zusammen. Sei fromm, sei es nicht, wir fragen nicht danach, aber hindere keinen in seiner Art. Nimm ein Weib oder tue es nicht, wie du willst. Es darf aber nicht geschehn, daß heute eine kommt und morgen eine andere.

Wenn sich zwei zusammentun, so gilt es uns heilig, und es muß in rechtem Willen geschehn. Der Mensch ist kein Tier. Bist du in Not, dann rufe uns. Ruft einer dich, dann komm. Dein Haus ist nicht dein. Die Gemeinde hat es gebaut, aber du sollst ohne Zins darin wohnen, solange du willst. Ist einer unter uns ohne Haus, so bauen wir es ihm. Gemeine Last tragen wir zusammen. Du sollst keinem nach dem Leben stehn, und jeder wird deines schützen. Du sollst keinem Übles nachreden und nicht begehren, was sein ist, sei es Weib oder Gut. Darüber hinaus gilt alles, was vernünftig ist und brüderlicher Sinn gutheißen muß. Willst du so unter uns stehn, dann gib mir die Hand."

Florian reichte dem Alten die Rechte, ernst und inwendig gepackt von der schlichten Größe des Fundaments, auf dem die Männer ihr Leben aufbauten. Als der alte Landfried seine Hand freigab, streckten ihm die andern die Hände entgegen. Rauhe, harte Hände, die zugriffen wie Zangen. Etliche sagten: „Ich wohne da, ich da. Wann kommst du einmal?"

„Er wird morgen oder übermorgen kommen", sagte Landfried, „dann geht er an die Eichenwand. — Wir sind zu Ende. Gott sei im kommenden Jahre mit uns, wie er es im vergangenen war. — Wer beten kann, der bete, daß wir endlich das kriegen, was uns bitter not tut, die Schule."

Darauf traten die Weiber wieder ein. Es waren auch etliche Mädchen unter ihnen. Die meisten aber waren, als sie flügge wurden, ins Land hinausgeflogen. Das hatten auch die Söhne getan, und so waren nur die Alten seßhaft. Die Jüngeren, die dennoch unter ihnen waren, kamen von draußen herein. Eine ständig in sich abbröckelnde, sich ständig ergänzende Gemeinde, die aber hielt, weil Not und vernünftiger, guter Wille einen starken Kitt gaben.

Eva Landfried ging zwischen den Leuten einher, scherzte dort, fragte teilnehmend da, war allem gewachsen, der Freude und dem Ernst, und ließ sich von keinem über den

Haufen werfen. Sie kam auf Florian zu: „Nun bist du ein Köhler?"
„Ja."
„Gelt, es sind auch Menschen."
„Gute sogar."
Da lachte sie. „Sag, kannst du denn auch sonst etwas, außer, daß du das Beil handhabst oder die Schürstange? Ich meine, kannst du vielleicht den Ziehbalg spielen?"
„Pfeifen kann ich", antwortete Florian lustig.
„Dann pfeif", sagte Eva Landfried darauf, ging zu ihrem Manne und sagte: „Kerl, der Florian kann pfeifen. Hol den Ziehbalg. Wir müssen doch auch einmal wieder tanzen."
„Daß doch den Weibern immer die Füße jucken."
„Ach, das tun sie nur dann, wenn man sich die Füße erfroren hat." Eva Landfried nahm ihren Mann am Arme. „Du, was wäre euer Leben langweilig, wenn ihr uns nicht hättet."
Der sah ihr ins Gesicht, zwinkerte lustig mit den Augen und sagte: „Und eures?"
„Ach, dann lernten wir eben selber den Ziehbalg spielen."
„So so, daran hängt's. Na, wenn's nur das ist..." Sie lachten beide. „Florian", rief Hermann Landfried über die Köpfe weg, „geh her, das Mädel sagt, du könntest pfeifen."
„Freilich kann ich's", und Florian Günther, der einmal selbst das Lustigsein ernst genommen hatte, pfiff ein schmetterndes Signal, bahnte sich einen Weg zu Hermann Landfried und sagte: „Da bin ich. Nun kann's losgehn."
Unter den Köhlern aber wandte sich einer an seinen Nachbar: „Ich habe gegen den Neuen gestimmt. Mir schien, das Gutsein quoll ihm aus den Stiefelschäften, aber er ist am Ende doch nicht so übel."
Hermann Landfried spielte einen Hopser, Florian stand neben ihm, pfiff und trat den Takt dazu. Arno Lindolf gesellte sich zu ihnen, lächelte verschmitzt, zog eine Triangel aus der Tasche, und die Hauskapelle war fertig. Eva Landfried war die erste, die einen der Männer am Arme nahm. „Komm,

Friedhold, da kann man doch nicht stille stehn." Hei, wie sie lachten, wie sich einer um den andern einreihte, die Kinder in der Stubenecke tanzten, übereinander kugelten und lachend wieder auf die Füße sprangen. Der Tisch war ganz beiseite gestellt. An dem saßen die Alten, rauchten und sahen lächelnd auf die wirbelnden Leiber und die frohen Gesichter. Der Staub flog seinen Reigen für sich, der Rauch würde hineingerissen in das Drehen, dehnte sich zur Schlange, verband ein Paar mit dem andern. Und die Menschen waren wie die Kinder. Kein sinnliches, unreines Begehren, kein verstecktes Zischeln von einem Ohr zum andern. Fröhlichkeit, hochauf wogende, aber nichts Unreines.
Nach einer Weile trat Eva Landfried an Florian heran.
„Komm, du Pfeifer. Du kannst doch mit deinen paar Jahren nicht schimmeln."
„Hoho, was bist du älter als ich?"
„Vierzehn Tage", lachte Eva Landfried. „Weißt du nicht, daß wir schneller alt werden?"
„Nein."
„Dann habe ich es dir heute gesagt. Komm!"
„Ich muß doch pfeifen."
„Kerl, hilf mir. So ein Holzbock! Los, sage ich! Pfeife im Tanzen!" Sie nahm Florian an der Hand und zog ihn in den Kreis. Der tanzte und pfiff. Immer in Eva Landfrieds Ohr hinein, daß sie sagte: „Mensch, es ist doch daneben auch noch Platz. Muß denn das alles grade in mein Ohr hinein?"
„Alles. Ich kann gar nicht anders." Dabei kam er vor Lachen aus dem Pfeifen. Er pfiff aber hernach doch über Eva Landfried hinweg.
Dann wieder machte sie sich an Arno Lindolf. „Hast du nicht derweile was Neues gelernt, Lindolf?"
„Nein", sagte der.
„Dann zeig das alte." Sie trat in die Mitte. „Macht Platz! Der Lindolf soll uns seine Kunststücke zeigen."

Arno Lindolf wehrte ab. Er war jetzt wie ein verlegener Knabe und strich immer über seine langen braunen Haare. Die rasche Eva Landfried aber ließ sein Wehren nicht gelten. Da trat Lindolf in die Mitte, nahm einen Stuhl, balancierte ihn auf einem Beine, in der Hand, dann auf der Stirn, auf dem Knie, zwischen den Zähnen. Florian stand mit verwunderten Augen neben ihm.

„Du", sagte er, „das macht dir nicht jeder nach."

Das reizte Lindolf, mehr zu zeigen. Er ging in die Ecke, nahm den schweren Tisch, an dem die Alten saßen, bat Florian, ihn anzuheben und balancierte auch den auf der Hand.

„Donner noch nein!" rief Florian, und es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß er fluchte. Er mußte sich hernach auf einen Stuhl setzen, und Lindolf hob ihn samt dem Stuhle in die Höhe. Der aber war unter Florians ganz erstaunten Augen übermütig geworden und bat Eva Landfried, den Zentner zu holen.

„Kannst du den strecken?" fragte er Florian.

„Ja", antwortete der und streckte das Gewicht in die Höhe.

„Das ist schon was", sagte Lindolf drauf, „aber nun gradeaus."

Da war er dem Florian zu schwer, und auch die meisten andern versuchten es vergeblich.

Arno Lindolf warf die Jacke ab, streifte den schneeweißen Hemdärmel auf, ließ den Armmuskel anschwellen, daß er aussah wie ein Steinbrocken, setzte den Zentner darauf und ließ ihn mit dem Muskel, den er straffte und lockerte, auf- und abspringen, als ob er ein Gummiball wäre.

Als er so stand in seiner frischen, ungewöhnlichen, geübten Kraft, da war er ein Kerl, an dem jedes Auge mit Wohlgefallen hing. Er trat aus dem Kreise, fröhlich wie ein Knabe mit richtigen, kindlichen Augen.

Die Freude dauerte noch lange. Eva Landfried spendete Apfelmost, sie sangen, sie tanzten. Florian war still geworden. In dem kindfrohen, starken Arno Lindolf, der doch ir-

gendein geheimes Weh trug, trat ihm das erste Rätsel entgegen.
Als sie auseinandergingen, drängte Lindolf sich noch einmal an ihn heran.
„Du, komm bald!"
„Ja", sagte Florian, „ich komme bald."
In den nächsten Tagen sprach der alte Landfried viel mit ihm. Viel mehr als in den ersten. So, als müsse er noch recht viel in den jungen Menschen hineingeben. Florian war still dazu. Nur: „Was seid ihr für Leute", sagte er etliche Male. Er ertappte sich dabei, daß er Zorge dankte, daß der ihn in den Wald geschickt.
Auf Landfrieds Geheiß besuchte er die meisten Köhler an ihren Heimstätten. Da fand er rauhe, schier freudarme Häuser und solche, die ein gewisses Behagen atmeten. Auf seinen Wanderungen aber ging es ihm immer wieder nach: Komme ich nun zu dem, der seinen Vater erschlug? — Die meisten erzählten ihm freimütig, worüber sie gestrauchelt waren. Einer war ein Trinker gewesen und hatte sich besonnen, ein anderer hatte mit dem Gutsherrn prozessiert um einen Rain und über dem Rain sein Heim verloren, dem dritten war das Weib untreu geworden, nun hauste er allein. Lauter Not, wie sie auf jeder Gasse lief, nur daß sie die trotzigen Männer anders getragen als der Durchschnitt. Der und jener fluchte denen, die ihn aus der Bahn geworfen, andere hatten ein Lachen dafür, und das war nicht einmal bitter. Das hatten sie gemeinsam, daß sie sich auf festen Boden gestellt und dem Leben die Faust ins Genick geschlagen hatten, daß sie es meisterten. Und wunderbar, fast allen war die Gegenwart ein Übergang. Sie sehnten sich zurück in die Reihe. Vielleicht, daß sie mit dem Altwerden das Sehnen abtaten und blieben, vielleicht auch, daß sie zufrieden wurden, wenn sie für ihre Kinder eine Schule hatten. Auch Not sah Florian Günther. Kranke, alte Leute, die auf dürftigem Lager ruhten, ihre Schmerzen als etwas Unabänderliches

trugen und nicht jammerten. Sie schrien nicht nach dem Gesunden und schrien nicht nach dem Tode, sie trugen, was auf ihnen lag, nicht stumpf und lahm, nicht in sich blähendem Heldentum. Stille, starke Leute waren sie, verlangten wenig an Pflege, empfingen aber ein reichlich Teil an rauher Zärtlichkeit.
Das war die Köhlergemeinde, und ein nachdenklicher, ernster junger Mensch, der Tag um Tag stärker in sein Mannestum hineinwuchs, durchwandelte sie. Was hatte sich Florian Günther früher um das Leid anderer gekümmert? Er hatte kaum den kranken Nachbarn besucht, hatte Leid und Tod mit lahmem Sinne abseits seines Weges liegen lassen. Führte ein Köhler Gottes Wort im Munde? Keiner. Waren die Leute fromm? Im Kerne eines ehrlichen Menschentums, ihres Seins und Handelns, jeder. Tatmenschen waren sie. Die Waldgemeinde war Florian eine Offenbarung. Er fühlte ihre Härten und nahm sich vor, sie zu meiden, sah ihre stille Größe und wurde demütig davor. Eine späte Schule, eine Schule, in der nur durch Beispiel gelehrt wurde, aber eine fruchtbare Schulzeit. Er fand keinen, der sich vor ihm in Reue zerquält und fand keinen, der sich mit Treue gebrüstet. So ging er in das kleine Haus am Eichbache.

4.

Nirgends hatte Florian auf den Kohlstätten ein Haus gefunden gleich dem der Landfrieds. Alle waren sie kleiner gewesen. Das seine hatte eine einzige niedrige Stube mit einer schmalen Kammer daneben. Zwei Fenster der Stube sahen von der Breitseite des Hauses aus auf den Wiesenplan davor. Die Kammer hatte ein Fenster an der Schmalseite. Der Hausflur war mit grauen, unebenen Platten gepflastert. Der Haustür gegenüber lag ein kleiner, fensterloser Raum, der auch in den meisten andern Häusern zu finden gewesen war,

und die schwarze Küche hieß. Zur Linken ging eine Tür in einen winzigen Ziegenstall. Eine Treppe ohne Geländer, durch die man hindurchsehen konnte, weil an den Stufen die hinteren Bretter fehlten, führte auf den Boden. Auf dem lag noch etliches zerbrochenes Hausgerät. In der Stubenkammer stand eine schmale, rohe Bettstatt. Eva Landfried hatte Florian das Haus ein wenig eingerichtet. Nur das Notdürftigste war da. Sie hatte aber Betten heraufgebracht und so viel an Küchengerät, daß sich der Alleinhausende eine Mahlzeit kochen konnte. Tisch und Stühle waren von früher her da.

Schon am zweiten Tage schickte Landfried den Boten, und Florian schrieb auf, was er bedurfte. Es war ein langer Wunschzettel. Eva Landfried lachte, als sie ihn las, strich allerlei durch und setzte dafür anderes ein, und als der Bote den Zettel mit dem Geforderten wieder brachte, daß Florian seinen Namen darunter setze, da stand darauf ein Scherzwort Evas, weil Florian Unnützes gefordert und Notwendiges übersehen hatte.

Florians Hütte lehnte sich an eine Felswand an. Sie stand auf einem halbrunden, ziemlich großen Wiesenplan, der vom Eichbache umflossen wurde. Von oben her brach der Bach um einen Felsen, der gegen das Haus hin immer höher kletterte und steil und nackt war. Nur vereinzelte Stämmchen, Ebereschen und junge Fichten, klammerten sich an den Stein und nährten sich dürftig aus den Erdnarben. Auf dem Scheitel der Felswand rauschte der Hochwald. Wasser tröpfelte über den Stein, der von Algen übergrünt war. Die Felsen gingen hinter dem Hause weg und stießen unterhalb wieder an den Bach, so daß der Wiesenplan von ihnen umrahmt war. Der Weg zu den Menschen führte auf einem Brücklein aus dünnen Fichtenstämmchen über den Eichbach. In Rufweite unter dem Plane sprang der Bach der Dreisa in die Arme. Auch über die führte eine Brücke, aber sie lag hoch und war aus starken Stämmen gefügt, die un-

tereinander durch Klammern verbunden waren. Von der Rückseite her war es nicht möglich, an den Plan zu kommen. An den Felsen hin waren Scheite aufgebaut, und vor dem Hause sah man die schwarzen Kreise, die die abgebrannten Meiler zurückgelassen hatten.
Lindolf wohnte eine Viertelstunde oberhalb Florians am selben Bache, und wenn man etliche hundert Meter an der Dreisa hinaufging, dann kam man zum Köhler Eckert. Der lebte allein und stand unter den Köhlern nicht in besonderem Ansehn. Er war nicht ungut, aber er konnte seine Zunge nicht festhalten und fluchte dazu mehr als irgendein anderer.
Wenn Florian aus dem Fenster sah, dann sah er dem Walde drüben über dem Bache ins Angesicht. Der Forst war dicht und finster, die Wege durch ihn waren schmal, und die Stätten, an denen Menschen wohnten, klein.
Wieder eine andere Einsamkeit, und jetzt erst die wahre, in der Florian ganz auf sich selber gestellt war. Wenn er eine menschliche Stimme vernehmen wollte, mußte er selber reden, und wenn er fragen wollte, mußte er bei sich selber Auskunft holen. In den ersten Tagen bedrückte ihn die Stille. Er half sich mit rüstiger Arbeit, baute den ersten Meiler, und als er ihn mit Glut beschickte, da konnte er nicht anders, er mußte einen frommen Spruch murmeln. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn Eckert oder Lindolf ihm zur Hand gegangen wären. Der alte Landfried aber hatte ihnen bedeutet, Florian vorerst einmal allein zu lassen. Der Meiler schwelte. Da ging Florian an den anderen. „Nicht mehr als zwei auf einmal“, hatte ihm Hermann Landfried geraten, und die zwei machten für einen einzelnen Arbeit genug.
Nun war er Tag und Nacht am Werke, schlief etliche Stunden wenn es anging, gleich, ob die Sonne am Himmel stand oder der Mond, sah am Tage das schmale Streifchen Himmel über sich, in das hinein die Sonne langte, und sah in der Nacht den großen Wagen auftauchen und versinken,

hörte den Wind in den Baumkronen rauschen und lauschte den tiefen Tönen der halbvereisten Dreisa und dem lebhaften Knurren des gefrorenen Eichbaches. Die Käuze schrien im Forste, dann und wann brandete am Tage der Hall eines Büchsenschusses auf den Wiesenplan herüber.
Florian schaffte und sann. Hände und Hirn waren gleich emsig.
Arno Lindolf ließ ihm durch den Boten bestellen, daß sie in zwei Tagen die Schleuse ausbessern wollten. Florian möge sich darauf einrichten.
Lindolf kam am Morgen frisch und mit geröteten Wangen über das Brücklein geschritten. Sie gingen an der Dreisa hinauf und gelangten zu Eckert, verweilten ein halbes Stündlein bei ihm und wanderten weiter. Eckert sagte Florian, daß er ihn ehestens einmal heimsuchen wolle.
Lindolf und Florian kamen einander in den zwei Tagen, die sie am Balkenwerk der Schleuse besserten, ganz nahe. Sie waren beide rüstig am Werke, aber sie scherzten dazwischen hinein und gönnten der weißverbrämten Winterschönheit um sie oft einen dankbaren Blick.
Die Arbeit war leicht, aber nicht ungefährlich. Sie lösten den oberen Balken aus dem Verbande, legten den neuen auf und arbeiteten am Schleusenbrette neben einem eisfreien Loche, in dem ein beständiges Quirlen und Gurgeln war. Florian untersuchte die Tiefe des Wassers mit einer Stange und erreichte den Grund nicht. Lindolf ging auf den Balken so sicher hinüber und herüber, als gehe er über seine Stubendiele, und Florian rief ihm zu: „Du bist ein richtiger Seiltänzer."
„Vielleicht werde ich es noch", gab Arno Lindolf zurück, und wiewohl das Wort ein Scherz zu sein schien, lachte er doch nicht dabei.
Als sie heimkehrend wieder zu Eckert kamen, nötigte der sie in die Stube und setzte ihnen Branntwein vor. Er selber trank stark und lachte, als es ihm die Besucher nicht gleich

tun mochten. In seinen Reden fielen grobe Worte wie Seitenhiebe hinüber und herüber, und Florian und Arno Lindolf dehnten die Plauderstunde nicht lang aus.
Am Eichbachbrücklein trennten sich die zwei, und Lindolf stellte, gleich Eckert, seinen baldigen Besuch in Aussicht.
Eckert kam früher als Lindolf. Es war ein windzerfetzter Abend. Die Baumkronen bogen sich tief, und die Stämme ächzten. Über dem Walde lag ein grauer Schleier, und Eckert wußte zu sagen, daß neuer Schnee kommen würde.
Er stand breitbeinig in der Stube, sah sich um und sagte grob: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der Geld hat, sich daher setzen kann. Noch dazu allein. Warum holst du dir nicht das Zorgemädel?"
Florian wehrte erschrocken ab. „Hierher?"
Eckert antwortete nicht, setzte sich an den Tisch und sah finster vor sich hin. Florian Günther saß ihm gegenüber und begann zu plaudern.
Unvermittelt begehrte Eckert wild auf. „Hierher geschickt hat dich der Zorge? Bist du denn ein unmündiges Kind? Läßt sich schicken! So was! Entweder ich gehe, weil ich will oder ich gehe nicht, weil ich nicht will. Zorge und der alte Landfried! Es hält es einer wie der andere. Der Betbruder, der Landfried, schulmeistert uns alle, der Zorge dich. Schmeiß ihm den Dreck vor die Füße! — Zehn Kerle in der Gemeinde wie ich, dann wollte ich zeigen, was daraus zu machen ist."
Als Florian fragte, wie er es dann machen werde, wußte Eckert nichts anderes zu sagen als: „Besser." Dann kam es heraus, daß er dem alten Landfried nicht traute. „Warum muß denn alles durch seine Finger gehn? Er tut, als mache er die Arbeit um Gottes willen und der Gemeinde zuliebe. Das soll er einem Kinde erzählen. Wissen wir, wieviel an seinen Fingern hängen bleibt, wenn er mit dem Oberförster handelt? Wir wissen's nicht. Zu Weihnachten setzt er uns alles vor. Freßt! Und es ist eine Suppe, in der alles so weich

gekocht ist, daß du nicht zu kauen brauchst. Nur zu schlukken brauchst du, wie die Kinder den Milchbrei schlucken. Ich frage dich: Wird einer die viele Arbeit für die Katze machen? Gelt, da machst du Augen! Daran hast du nicht gedacht. Ich bin mit zwei anderen bei dem Oberförster gewesen, aber der hat uns vor die Tür gesetzt. Mit dem Landfried handle er, mit uns nicht. Nun habe ich darauf gewartet, daß uns der Betbruder einmal kommen ließ. Wir hätten ihm schon vor die Zähne geredet, aber meinst du, er hätte uns gerufen? Nein. Ganz still ist er gewesen, und es ist doch sicher, daß der Oberförster ihm gesagt hat, weswegen wir bei ihm gewesen sind. Warum ist er so still? Hat er ein gutes Gewissen, dann soll er grob werden und hertreten. — Und dann, was ist das für eine Art, daß wir dem Boten den Zettel unterschreiben müssen, wenn er abliefert. Wir sind doch ehrliche Männer. Wozu unterschreiben? Aber: Er traut keinem."
Eckert redete lange. Florian tat es zuletzt geradezu körperlich weh, daß der Mann wenig Gutes an dem alten Landfried ließ. „Eckert", unterbrach er ihn, und seine Augen blitzten, „wenn ich nicht wüßte, daß es bei dir bloß das große Maul ist, und daß du schwätzest wie einer, der richtig von seiner Bitterkeit und Ungerechtigkeit besoffen ist, dann würde ich dich aus dem Hause schmeißen. Ist Landfried schuld, daß du so wenig ausgezahlt gekriegt hast? Darum tobst du. Bloß darum. Aber unter den andern hast du dich nicht getraut zu reden." Zuletzt warf er dem Unzufriedenen die Frage ins Gesicht, warum er denn bliebe. Die Welt sei doch weit genug und habe auch anderswo Raum für ihn.
Da knallte Eckert die Faust auf den Tisch: „Warum ich bleibe?" Des Mannes Gesicht veränderte sich jäh, und es ging ein Zug hilfloser Trauer darüber. „Ja, wir haben doch schon einmal davon geredet. — Und mit dem Landfried... Na, einer so, der andere so. Ich traue ihm nicht. — Ja, also warum ich bleibe? Weil es draußen noch schlechter ist. Bist

du dort ein Mensch? Nein. Ein wenig besser ist's hier doch. Man kann soweit leben wie man will." Darauf legte er die Arme breit auf den Tisch, sah vor sich hin und redete langsam mit grollender Stimme: „Ich bin von daheim aus ein Zweitgeborener, und Vater und Mutter sind frühzeitig schlafen gegangen. Das Zeug war meinem Bruder bestimmt, und es war mir recht. Ich habe gar nicht danach verlangt. Es hätte ein rechter Kerl aus mir werden können, wenn mein Bruder nicht ein Lump gewesen wäre. Der hat mir das Geld aufgedrängt, ehe ich noch hinter den Ohren trocken war. Sauf, lump, spiel, da ist Geld! Ich habe nicht um Abrechnung gefragt und bin hineingeschliddert in das Lumpen, ehe ich es versah. Das hat er gewollt, oder hat's das Mensch gemacht, meine Schwägerin. Ich weiß es nicht. Auf einmal ist er mit der Abrechnung gekommen, gerade, als es so weit war, daß für mich nichts mehr da war als meines Vaters tombakene Uhr und der Ziegenhainer, mit dem er als Schreiner durch die Welt getorkelt ist, ehe er mit meiner Mutter die Hofstelle heiratete. Da habe ich geflucht, bin dem Bruder an die Gurgel gesprungen, habe ihn gewürgt und hätte ihn vielleicht kaltgemacht, wenn meine Schwägerin nicht so gottserbärmlich geschrien hätte. Darauf bin ich verklagt worden, habe ganz nüchtern meinem Bruder all seine Hundsföttischkeit vor die Füße geworfen, habe verlangt, daß er beschwört, was er aufgeschrieben hat. Er hat's getan. Da war ich fertig, und sie haben mich eingesperrt. Das war das erstemal. Dann ist's noch etliche Male geschehen, daß ich auf der Pritsche liegen mußte. Ich habe keinen Herrn mehr über mir leiden mögen. Am Straßenbau habe ich dem Schachtmeister die Hacke vor die Füße geworfen und in der Fabrik dem Meister die Ölkanne. Dem Bauern habe ich den Rechen übers Kreuz gehauen, und alles, weil es mir oben hinaus lodert, wenn einer mich meistern will. Dann bin ich zu den Köhlern gelaufen. Der alte Landfried hat ihnen abgeraten, mich aufzunehmen, aber sie haben sich nicht raten

lassen. Jetzt bin ich schon fünf Jahre unter ihnen. Es gefällt mir soweit gut, aber daß einer über den andern steht, das wurmt mich."
Florian war dem trüben Bericht aufmerksam gefolgt und erkannte, daß auch im Leben des wilden Einsiedlers eigene und fremde Schuld durcheinander wirbelten. So redete er warm auf Eckert ein und versuchte, die Verbitterung zu mildern, vor allem aber das zu erreichen, daß er dem alten Landfried Gerechtigkeit widerfahren lasse.
Eckert lehnte sich nun nicht mehr dagegen auf. „Es kann sein, daß du recht hast", sagte er, „aber ich bin zu alt, um noch einmal glauben zu lernen. Ich glaube nicht an den Guten über uns und nicht an den Bösen unter uns und glaube auch nicht an gute Menschen. Einzig das glaube ich, daß einer dem andern beisteht, weil er ihn einmal wieder braucht."
„Dann wollte ich, ich könnte dir zeigen, daß man sich auch mehr sein kann, als dann und wann ein Helfer in der Not. Wäre es nur so, dann stünden wir nicht viel höher als die Tiere. Ich mag aber kein Tier sein; ich bin ein Mensch und habe die anderen lieb, und ich habe eine Seele, die Gott lieb hat."
Das war so schlicht und stark gesagt, daß der verbitterte Eckert nichts dawider zu setzen vermochte.
Nach einer Weile hub er in verändertem Tone wieder an, von der Gemeinde zu reden, und derselbe Mann, der zuvor auf sie gescholten, wußte sie jetzt zu loben, legte Florian die Hand auf den Arm, sah ihm in die Augen und sagte: „Was meinst du, wie lange es noch Bestand hat? Ich sage dir, keine zwanzig Jahre, vielleicht nicht einmal mehr zehn. Sie mögen die Schule kriegen oder nicht. Wenn ihnen nicht ein breit Stück Wald eingeräumt wird, daß sie es roden und zu Feld und Wiese machen, dann ist es aus. Sie legen draußen einen eisernen Strang um den andern, bohren Löcher durch die Berge und werden eines Tages die Bahn auch durch un-

sere Wälder leiten. Warum nicht? Es ist ihnen nicht unmöglich. Dann kommt die neue Zeit herein und frißt das Alte auf. Und bliebe selbst das noch eine Weile aus, so sind wir doch verloren. Weißt du, wie die Preise für die Kohlen zurückgehen? Man lernt, sich anders zu behelfen, und zuletzt brennt ein einziger Köhler soviel, wie sie im ganzen Lande zusammen brauchen. Dann ist dem Unglücklichen auch die letzte Freistatt genommen. — — Gute Nacht!"

Er stand ungestüm auf, rückte den Hut zurecht und ging in die Nacht hinaus, ließ einen zurück, der eine warme Liebe für den Menschen im Herzen hatte, und trug in sich selber viel mehr an guter Meinung für Florian mit heim, als der ahnte.

Wieder gingen etliche Tage ins Land, da saß ein anderer an der Stelle, an der Eckert gesessen hatte. Der war jung, von ungebrochener Kraft, trug aber ein angebrochen Herz in sich.

Arno Lindolf kam mit hellem Gruße, hatte den Hut in der Hand und ließ die Winterluft in den braunen Locken spielen, lachte und fragte seinen Flori, wie er sich in der Einsamkeit behelfe, war mit gutem Rate zur Hand und plauderte munter, ließ sich von Susanne Zorge erzählen und von den guten Leuten, die drunten in einem Grabe ruhten, nickte dazu und sagte: „Flori, daß du so in die Wälder gekommen bist, das freut mich. Du bist förmlich wie ein junger Baum. Paß auf, was da noch wird."

Zu anderer Zeit hätte Florian Günther darauf erwidert, daß ihm scheine, es sei Frost genug über ihn gegangen; heute antwortete er: „Lindolf, ich weiß nicht, wie es dem Baume zumute ist, wenn er blühen will, aber ich denke, es muß ungefähr so sein, wie in mir. Bloß: Sagen kann man das nicht."

Arno Lindolf nickte ihm zu, und sie schwiegen. Nach einer Weile begann der Gast wieder zu reden, aber er sah dabei in die Ecke: „Ich habe einmal ein Kunststück gesehen, das ich

nachmachen möchte, aber ich bringe es nicht fertig. Weißt du, da war ein junger Kerl, ja, ein junger Kerl, der stand auf dem Kopfe, stützte sich nur mit den Fingerspitzen der linken Hand ein wenig auf und trank ein Glas Branntwein aus. So im Kopfstehn mußt du wissen, von unten her. Das Kopfstehn kann ich, aber das Glas kann ich nicht austrinken." Er sprang auf, langte nach einem kleinen Topfe, der gerade handlich stand, stellte sich auf den Kopf und versuchte, den Topf an den Mund zu führen, aber es gelang ihm nicht. Florian half ihm, Arno Lindolf verdrehte förmlich den Arm, den Griff herauszukriegen, war aber sonderbar ungeschickt dabei. Immer wieder einmal sprang er auf die Beine, stellte sich dann wieder auf den Kopf, sie lachten und probierten, aber sie kamen nicht zu Rande mit dem Kunststück.

Darauf saß Arno Lindolf wieder am Tische, hatte verträumte Knabenaugen und sagte: „Wenn ich das noch kann, dann langt es."

Als Florian fragte, wozu es lange, sagte Lindolf: „Flori, du mußt nicht fragen, ich sage es dir schon einmal." Er ließ die Augen durch die Stube gehn. „Flori, dir fehlt etwas Lebendiges. Du mußt ein Singendes um dich haben, mußt dich darum sorgen und dich daran freuen." Er erzählte, daß er etliche Vogelkäfige in der Stube habe. In dem einen seien ein paar Zeisige, im andern Stieglitze, auch Rotkehlchen habe er etliche. Die Tierlein fange er sich im Herbste und lasse sie im Frühjahr wieder fliegen. Nur einen Zeisig behalte er auch im Sommer. Wenn ihn Florian einmal besuche, dann schenke er ihm ein singendes Vöglein.

Da sagte Florian darauf, daß er selber anfange zu singen, und wenn er das nicht tue, so denke er an sein singendes Mädel. Es tat ihm aber hernach leid, daß er es gesagt; denn Arno Lindolf war darüber ganz traurig geworden.

Als Florian in den nächsten Tagen seine beiden Meiler fertig gebaut hatte, beschickte er sie nicht mit Glut, sondern

ging über das Brücklein zu Arno Lindolf hinauf. Dessen Häuslein war außen wie seines, aber im Innern war ihm keines der Köhlerhäuser gleich, auch das des Landfried nicht. Die Wände hingen voller Bilder, lauter friedliche Dörfer mit roten Dächern, und zwischen den größeren Bildern hing ein kleines. Das war das eines jungen, schönen Mädchens, dem die schwarzen Haare um die Stirn flatterten und das einen schwellenden, durstigen Mund und große Augen hatte. Arno Lindolf wußte ihn von dem Bilde wegzubringen, ehe er noch eine Frage tun konnte, und führte ihn in die Ecke, in der die Käfige hingen. Es war ein sonniger Wintertag, die Stieglitze prahlten mit ihrem bunten Gefieder und zwitscherten, die Zeisige krähten, und die Rotkehlchen schluchzten. Der Herr der Tierlein stand vor ihnen mit einem weichen Lächeln und rief ihnen freundliche Worte zu. Die Vögel neigten die Köpfchen zur Seite und blinzelten mit den Augen, als verstünden sie ihn. Dann trat er vor einen Einzelkäfig und sagte: „Das ist mein Alter. Der hat am linken Fuße nur zwei Zehen." Er öffnete die Tür, griff mit der Hand hinein, der Vogel hüpfte ihm auf den Finger und blieb da sitzen. Es war ein goldgelber Zeisig.
Arno Lindolf brachte dem Gaste Brot und Fleisch und nötigte ihn, zu essen. Als sie eine Weile geplaudert hatten, erzählte er, daß er nun mit dem letzten Kunststück ziemlich im reinen sei. Wieder stellte er sich auf den Kopf, führte ein leeres Glas zum Munde, füllte das Glas und — verschüttete es zur Hälfte. „Immer gelingt es nicht", sagte er. „Es ist schwer, von unten her zu trinken. Aber nun ich soweit bin, lerne ich es auch noch ganz."
Er trug den Vogel in den Käfig, ging an die Wand, nahm das Mädchenbild vom Nagel, gab es Florian in die Hand und sagte: „Um die ist es."
Da wußte Florian, daß, der vor ihm saß, um ein Mädchen irre gegangen war. Wieder brannte ihm eine Frage auf den Lippen, aber Arno Lindolf ließ ihm nicht Zeit, sie zu formen.

„Um die ist es“, begann er mit weicher Stimme. „Wir waren Nachbarskinder und haben als solche oft Mann und Frau gespielt. Sie hat mir hundertmal versprochen, daß sie mein Weib würde und hat es wiederholt, als sie wußte, was sie sagte. Dann aber hat sie doch nicht gekonnt. Wir wohnten in einer kleinen Stadt, und mein Vater war ein Schlosser. Ich habe sein Handwerk gelernt und wollte hinter ihm her Haus und Werkstatt übernehmen. Die Eltern wußten, wie es zwischen mir und der Martha stand. Sie freuten sich nicht darüber; denn das Mädel war eines Spielers Kind, der in der Stadt vom Turmseile stürzte und sein Weib mit dem Mädel in Not zurückließ. Die Mutter aber hielt sich so wacker, nähte und wusch, daß das Mißtrauen gegen sie allmählich starb. So hätten meine Leute nichts dagegen gehabt, daß ich die Martha zur Meisterin machte. Das Mädel hing oft an meinem Halse und weinte, und ich wußte nicht warum. Jetzt weiß ich es. Es ging ihr wie den Vögeln im Käfig. Wenn ihre Zeit da ist, dann muß man sie hinaus lassen, und es ist unter Hunderten kaum einer, der, wie mein Alter, den Wald ganz vergißt. Es hat ihr das Sehnen nach den bunten Flittern und dem Wanderleben im Blute gelegen. Sie hat es nicht über sich gebracht, mir davon zu reden; ich hätte sie am Ende auch nicht verstanden, aber als die Spieler in der Stadt waren, von denen einer das Kunststück mit dem Glase konnte, da war es um sie geschehen. Sag' nicht, daß sie den Kerl liebgehabt hätte“, Arno Lindolf richtete dabei seine Augen drohend und zuzugleich um Erbarmen bettelnd auf Florian, „sie hat mich lieb gehabt, hat am Abende an mir gehangen wie ein zerbrochenes Bäumlein und hat bitterlich geweint, am Morgen aber war sie fort. Ich wollte hinter den Spielern her, aber mein Vater trat mir in den Weg: Ein Kerl wie du läuft keiner Dirne nach. — Da habe ich mich halten lassen. Daß ich es doch nicht getan hätte! Fertig bin ich doch nicht damit geworden. Ich habe noch ein reichliches Jahr bei meinen

Leuten gelebt, dann bin ich in den Wald gegangen, weil der Verstand nicht gegen das Herz konnte. Meine Eltern wußten, wo ich bin, und dann und wann hab' ich auch was von mir hören lassen. Sie sind nun tot, und ich bin zu ihrem Begräbnis gewesen. Das wußten sie nicht, wie ich mich in den Jahren geübt habe. Jetzt, meine ich, kann ich es mit jedem aufnehmen, und nun ich das letzte kann, das mit dem Glase, nun will ich mich auf die Wanderschaft machen und will suchen, bis ich sie finde."

Das war Arno Lindolfs Geschichte, auch eine von denen, wie sie in allen Gassen laufen und die das Gemeinsame haben, daß ein weiches Herz darunter blutet, sich am Ende verblutet, ein hartes aber zu Stein wird, je nachdem.

Als Arno Lindolf geendet, blickte er forschend zu Florian Günther hinüber. Der aber sah mit weit offenen Augen zum Fenster hinaus in den leuchtenden Wintertag und zwang mühsam die starke Erschütterung in sich nieder. Es drängte ihn, dem Freunde die Hände entgegenzustrecken, ihn an sich zu reißen und ihm mit ehrlichen Worten zu sagen: „Laß ab; denn es geht fehl, gleich, ob du sie findest oder nicht", aber die Liebe, die ihn mit einer Hand ans Werk schob, hielt ihn mit der anderen zurück: Er ist trotz seiner Stärke ein angebrochenes Rohr. Langsam, langsam, vielleicht heilt es aus. Geht ein grober Wind darüber, dann zerbricht es. — So lehnte er sich über den Tisch, sah Lindolf aufmunternd in die Augen und sprach: „Einem Kerl wie dir kann es nicht fehlen. Wenn du sie nur erst findest."

„Nur erst finden", fiel Arno Lindolf lebhaft ein, „nur erst finden! Dann wird es schon gut. Ich fürchte den andern nicht. Sie hat ihn ja nicht lieb, ist nur mit ihm gelaufen, weil die Sehnsucht ins Freie gar zu groß war. Wie es ihr gehen mag? Du glaubst nicht, wie mich das quält. Heute sehe ich sie vor mir, lachend und mit roten Wangen in bunten Kleidern und morgen müde, weinend und in Fetzen. — Nun bin ich soweit. — Komm, ich will dir mein Turmseil

zeigen." Er führte Florian hinaus, wies ihm ein Seil, das in mehr als Haushöhe von einem Baume zum andern gespannt war, kletterte gewandt die mächtige Tanne hinauf und lief über das Seil wiederum so sicher wie über die Dielen seiner Stube.

Florian Günther aber war von alledem tieftraurig. Solange er allein unter dem Baume stand, tat er sich keinen Zwang an, als aber Lindolf aus den Ästen des Baumes vor ihm auf die Füße sprang, da lachte er, log ein zuversichtliches Wort und klagte inwendig: Daß man aus Liebe lügen muß!

Sie saßen noch eine Weile in der warmen Stube, Lindolf war aufgeräumt und witzig und nötigte Florian, ehe er ging, einen Käfig mit einem Zeisig auf, daß er ein Singendes habe. —

Florian Günther saß in den kommenden Tagen oft halblahm an seinem Tische. Er fütterte den Zeisig, freute sich über seine schlichten Strophen, und mußte sein Herz mit beiden Händen festhalten, daß er nicht laut aufheulte um den armen, lieben Menschen, der sein herrlichstes Hoffen auf Schwemmsand baute, der sein gesundes Mannestum verkrüppeln ließ und bereit war, aller Welt Komödiant zu werden, wo er ein Meister in rechter Arbeit hätte sein können. Dabei zürnte er heute dem Mädchen, morgen dem Freunde, bat es übermorgen beiden ab, stand an dem schwelenden Meiler, stieß die Schürstange zornig auf den Boden: Zorge, Zorge, warum lässest du mich soviel Not sehn! und dankte ihm darauf dafür, daß er ihn sehend mache.

Dem es nicht beschieden gewesen war, durch eigene, inwendige Not zum Manne zu werden, den hämmerte fremde dazu.

Er hatte einen Spiegelscherben in der Stube, trat dann und wann davor und studierte sein eigenes Gesicht. „Das bist du, Florian Günther?" An Kinn und Wangen wuchs ihm ein dichter, blonder Vollbart, die Augen lagen tiefer als früher, sein Gesicht war schmäler und härter geworden.

Arno Lindolf kam nun öfter. Nachdem er sein Herz dem

Freunde aufgetan, erwies es sich, daß er, wo er ging und stand, immer unter seiner Liebe, seiner Not, seiner Angst lebte. Seiner Angst! Florian hatte tastend versucht, den Freund darauf vorzubereiten, daß all sein Mühen umsonst sein könne, all sein Hoffen vergeblich, und die Liebe, die heiße, lautere, gläubige, hinter einer Unwürdigen hergehe. Arno Lindolf hielt den tastenden, vorsichtigen Worten still, lehnte sich zurück, schwieg, bog sich vor, sah Florian bitterernst ins Gesicht und sagte: „Flori, quäle dich nicht. Ich weiß, was du sagen willst, und, das ist ja meine Not, ich sage es mir selber. Tausendmal sage ich es mir, möchte den ganzen Krempel wegschmeißen und — kann es doch nicht. Es steht eins dahinter: Das Mädel hat mich lieb, und ich kann nicht von ihr. Kann nicht, kann nicht!" Da war er ein ganz müder, stiller Mensch. —

5.

Die weißen Wintertage waren auch für Susanne eine fruchtbare Zeit. Der Vater blühte förmlich auf und riß sein Kind mit ins Blühen, redete ihr von Menschen, mit denen er eine Weile gemeinsamen Wanderweg gegangen war, führte sie hoch hinauf und sah mit ihr zusammen von da oben herab auf Werden und Vergehen, ging, ein kluger, ja ein weiser Mann, bis in der Geschehnisse verborgene Wurzeln und wies ihr mit weisendem Finger die große Gerechtigkeit, die die Welt regiert. Kein Volk, das nicht sein Schicksal verdiente und kein Mensch, bei dem es nicht das gleiche wäre.
Der Bauer enthüllte seinem Kinde das eigene bewegte Leben, ein Leben, dem Schuld und Fehle nicht fremd waren, über dem aber ein kluger Kopf und ein starkes Herz gestanden hatten und das gerade in der Zeit, da es in der schweren Gefahr des Sichverlierens gestanden, ein auserlesen Weib gefunden, das der Herrgott einzig dazu leben und blühen ließ, daß es einen Irrenden auf den rechten Weg leite, da-

mit er zu gegebener Zeit wieder andern ein Führer sein könne. So baue Gott an der Menschheit, sagte er, wie wenn eines aus lauter winzigen bunten Steinen, von denen nicht einer sei wie der andere, ein herrlich Bildwerk forme.
Sie hatten in solchen Stunden ab und zu zwei neben sich, die aufmerksam zuhörten, und, was ihrem Verstande verschlossen blieb, mit den Herzen erfühlten. Erdmute und ihr Mann kamen wieder auf den Hof. Zorge hatte sich zum Neujahrstage überwunden, war auf den Trögehof gegangen, um seinem Kinde die Hand zu drücken, nun sie wieder einmal am Beginn eines Weges standen, auf dem immer nur ein winziger Schritt klar und zu übersehen ist.
Er spürte, daß auf dem Hofe eine andere Luft wehte, begegnete Bruno am Tore und hielt ihn an, als der ihm ausweichen wollte. Sie sprachen nicht viel, aber Bruno sagte, daß es ihm soweit gut gehe und er auch die Finger wieder ein wenig bewegen könne. Und neben Hannelore saß der Bauer, redete mit ihr von dem Jungen und sah ihre Freude darüber, daß der auf einem Wege war, der aufwärts führte. Den alten Tröge sah er nicht. Der war grollend in seine Kammer gegangen.
Erdmute erwartete ihr erstes Kind. War es das, war es ein anderes, es war anders geworden zwischen ihr und ihrem Manne. Jetzt wußten sie miteinander zu reden. Ging auch die Rede nur um den Alltag, so lebte doch darin eine wohltuende Wärme, sprach daraus Vertrautheit, die nur einmal in solcher Stärke, eben zwischen Mann und Weib, auf der Erde wohnt. Nun waren sie einander alle mit eins ganz nahe gekommen. Erdmute und ihr Mann gingen jetzt an vielen Abenden über die Dreisa hinüber, selbst Hannelore kam einmal mit. Bruno lehnte die wiederholten Aufforderungen, sich anzuschließen, ab. Er tat es nicht verbittert und grollend, aber er wollte Susanne nicht begegnen.
Eines Abends sagte Erwin Tröge: „Vater, man merkt es, daß du ein studierter Mann bist."

Zorge lachte. „Studiert habe ich nicht, Erwin. Ich habe etliche Jahre auf den Schulbänken gesessen, mehr nicht. Da bin ich ein unreifer, törichter Junge gewesen, und wer weiß, was geworden wäre, hätte sich nicht Doktor Ranke, von dem ich euch schon erzählt habe, meiner erbarmt. Auch dem aber wäre es zuletzt doch fehlgegangen, wenn ich nicht mein erstes Weib gefunden hätte." Er sah einen Augenblick vor sich hin. „Die hat mich auf den rechten Weg gebracht mit Geduld, Zuversicht und Stillesein. Förmlich Stützen hat sie mir unter die Arme geschoben. Ich habe die Stützen gebraucht und mich auf sie gelehnt. Die beste Stütze war sie selber. Langsam hat sie hernach eine Stütze um die andere weggenommen, weil ich sie entbehren konnte. Zuletzt ging auch sie, und ich konnte stehen und gehen, nahm das Leben als Mann. In der Zeit, Erwin, habe ich über den Büchern gelegen wie ein Nimmersatter. Der kürzeste Wintertag ist mir zu lang gewesen, so habe ich mich nach den Abenden gesehnt. Ich war ein Eigenbrötler gew rden, dazu ein eingebildeter, wie es ja nicht anders sein kann. Man muß in allem, was man anfängt, seine Kinderkrankheiten durchmachen. Es ist nicht wahr, daß die Bücher den Bauern totschlagen, wie manche sagen. Mir haben sie die Augen heller gemacht, daß ich bei meiner Arbeit immer zufriedener geworden bin und sie mir immer heiliger erschien. Freilich war es leicht, die Arbeit zu tun, die die Wirtschaft von mir forderte. Ich habe sie verkleinert und etliche Pläne, die früher Felder und Wiesen waren, verpflanzt. Wenn einmal einer nach mir auf den Hof kommt, der ein besserer Bauer ist als ich es war, der kann das alles leicht wieder einrichten."
Wenn Erdmute und ihr Mann nach solchen Abenden heimgingen, dann hielten sie sich an den Händen.
Völlig fremd ging jetzt der alte Tröge in seinem Hause umher. Mit seinen Söhnen vermochte er nicht mehr fertig zu werden. Sie waren ihm, jeder in seiner Art, fremd gewor-

den. Da kam er endlich seines Weibes Seele nahe. Hannelore ging es gut, und der Bauer freute sich, daß das lange Siechtum vorüber war. Er gab sich keine Rechenschaft über den Grund des Besserwerdens, sah nicht, daß Mutterliebe beides kann, töten und lebendig machen, freute sich, daß ihm noch ein paar ruhige Jahre zu blühen schienen.
Es geschah dann und wann, daß Erwin oder Erdmute einen Gedanken, den sie vom Zorgehof herübergetragen, daheim auf den Tisch warfen. Dann griffen Hannelore und Bruno danach, hoben ihn auf, besahen ihn und taten aus Eigenem dazu, was ihnen Herz und Gemüt eingaben. So waren es auch auf dem Trögehofe Winterabende, wie sie nie zuvor gewesen waren. Einzig der Bauer saß stiller am Tische als sonst.
Brunos Hand heilte. Sie sah wohl übel aus, aber doch nicht so jämmerlich, als sie erst zu werden schien. Das Gelenk blieb steif, und es hatte sich darin eine tiefe Grube gebildet, auf die die Muskeln wie Streifen zuliefen, aber die Finger waren nicht ganz unbeweglich. Hannelore hatte ihrem Jungen geraten, das Schreiben mit der Linken zu lernen.
Weil Bruno der Mutter treues Sorgen fühlen und verstehen gelernt, tat er ihr den Willen. Der Schnee lag weiß und leuchtend auf den Hängen, die Sonne brach sich in tausend schimmernden Kristallen, Bruno Tröge schrieb; graue Wolken fegten über den Himmel, gejagt von den flüchtigen Hunden des Windes, Bruno Tröge übte mit nie erlahmendem Wollen; der Frühling stand irgendwo in der Ferne und sah mit hellen Augen in das Dreisatal, zu erkunden, ob es bald an der Zeit sei, seine flinken Rüden hinter den Wolfshunden des Winters her auf die Spur zu hetzen, da war Bruno Tröge so weit, daß er einigermaßen mit der linken Hand zu schreiben vermochte. Und er hatte mehr gewonnen. Hannelore Tröge hatte nicht umsonst acht Jahre lang einen wackeren Lehrer gehabt. Nun hieß sie ihren Jungen, nur so zur Übung, den Spruch aufschreiben und jenen Vers, nutzte

die Gelegenheit aus, redete mit ihm darüber in ihrer schlichten Weise, hatte gar nicht die Absicht, ihr Kind zu lehren, füllte aber doch mählich eine weite Leere mit gutem, fruchtbarem Boden aus.
Auf dem begann es zu blühen.
„Mutter", sagte Bruno Tröge, „daß ich auf dem Hofe bleibe, das kannst du nicht verlangen."
„Nein, das verlange ich nicht", antwortete die Mutter. „Das Vaterhaus erbt Erwin, und das mit dem Nachbar, das ist vorbei."
„Ja, das ist vorbei", sprach Bruno langsam nach.
Da fragte ihn die Mutter, ob es ihm denn noch immer so schwer sei, zu verzichten.
Bruno log kein Heldentum, in dem er nicht lebte. „Schwer ist es", sagte er, „ich habe Susanne lieb gehabt, aber ich habe es ihr sauer gemacht, mich wieder lieb zu haben. Ich bin mit ihr umgegangen wie mit einem Eichenknüppel, nicht aber wie mit einem Mädchen, das ist wie ein Birkenreis. Ich habe mir da auch allerlei überlegt. Wenn der andere gekommen wäre, nachdem sie mein Weib war! Was hätte das werden sollen! Es wäre doch nicht unmöglich. — Das Dümmste habe ich zuletzt gemacht. Rein verrückt sowas! Die Eisenstange fallen zu lassen und nachher mit dem Beile nach dem Menschen schlagen! Wie das halt so ist! — — Wenn ich meine Hand ansehe, dann müßte ich eigentlich den Florian verwünschen, aber ich tue es nicht. Von mir aus war's nicht nötig, daß Zorge den Florian zu den Köhlern schickte. Ausgerechnet zu den Leuten! Was schon daraus Gutes werden soll! Zorge mag ja ganz gescheit sein, aber das war eine Dummheit. — — Nun, Mutter, du darfst nicht lachen, aber es geht mir was nach. — Mutter, ich möchte es dem Florian und Zorge sagen, daß das nicht nötig war."
„Tue das, Bruno", fiel die Mutter lebhaft ein. „Junge, wie mich das freut!"
„Nichts zu freuen, Mutter. Ich weiß auch noch nicht, ob

ich's fertig bringe. Leicht ist es nicht, Mutter. Bei Zorge geht's schon eher, aber dem Florian unter die Augen treten! Was muß der von mir denken? Er versteht's schließlich nicht und hält mich für einen Schwächling."
„Nein", wehrte die Mutter ab. „Er braucht dir nur in die Augen zu sehen, dann weiß er, wie du bist und wie du es meinst."
„Ja, ich werde es vielleicht tun, aber wir wollen noch eine Weile darüber hingehen lassen. Habe ich das noch hinter mir, dann gehe ich ins Tal hinab."
„Zu meinem Bruder gehst du. Morgen schreibe ich ihm, und der erste, der ins Dorf geht, nimmt den Brief mit, und du wirst sehen, bald haben wir die Antwort, daß du kommen sollst. Er ist ein guter Mensch und wird sich freuen, wenn du zu ihm gehst. Hernach findest du schon weiter."
„Das soll wohl sein, Mutter."
Er neigte sich wieder über das Papier und schrieb, wies es der Mutter und sagte: „Es geht schon ganz gut." — — —
Der Frühling schickte den ersten Kundschafter. Es war ein Star mit lauter weißen Flocken im Gefieder. Der saß auf Zorges Hausgiebel, hielt den Kopf schief, äugte nach den schneefreien Fleckchen aus, flog dahin, suchte und schimpfte: „Gesindel das, die Würmer und Schnecken! Wenn die einmal ins Schlafen kommen, dann wollen sie gar nicht wieder wach werden. Solch eine Faulheit! Da macht unsereins so einen weiten Weg, um ihnen gute Botschaft zu bringen, und sie lassen sich nicht einmal dafür auffressen. Sollen sie sehen, was sie davon haben. Jetzt kehre ich zurück und sage meinem Herrn, im Dreisatale hätten sie noch nicht ausgeschlafen." Er überlegte es sich aber unterwegs und redete so kauderwelsches Zeug, daß der Frühling nicht recht klug daraus wurde, ihn einen Dummkopf schalt, etliche seiner weißen Windhunde heranrief, ihnen die Hand auf den Kopf legte und sagte: „Nun macht ihr euch einmal auf den Weg und seht, wie weit es da droben ist." Die jagten davon, tra-

fen am Hange ein Gänseblümchen, das spazieren ging, fuhren übermütig auf das kleine Ding los, umsprangen es und bellten so wild, daß es vor Angst weinte, lachten und stürmten davon. Da fing auch das Gänseblümchen wieder an zu lachen, spazierte weiter, traf ein Veilchen und sagte: „Guten Tag, Frau Nachbarin. Ach, was tut es doch gut, wenn man so im Spazierengehn wenigstens wieder einer Menschenseele begegnet. Jetzt weiß man erst, was man an getreuen Nachbarn hat. Darf ich fragen, wie Sie geruht haben?" — „Oh, danke, gut", antwortete das Veilchen. „Die Beine sind mir noch ein wenig steif, aber im Kopfe fühle ich mich recht frei. Der alte Kopfschmerz vom Herbste her ist wie weggeblasen. Ich denke, daß ich mir so sachte die neue Haube zurechtlegen kann. Wissen Sie, Frau Nachbarin, die mit den breiten, blauen Flügeln und den gelben Tupfen darauf." — „Ganz recht", erwiderte das Gänseblümchen, „ich kenne sie noch vom vorigen Jahre her." — Das verdroß das Veilchen. „Aber nein", sagte es, „wie Sie auch daher reden! Eine Dame wie ich, trägt doch ihre Haube nicht zwei Jahre. Das tut man in unsern Kreisen nicht. — Übrigens", nun wollte sie dem Gänseblümchen einen Stich versetzen, „ich glaube, es ist besser, Sie dehnen Ihren Spaziergang nicht zu weit aus. Leute Ihrer Art sind nur dem ruhigen Leben gewachsen. Es dürfte aber in den nächsten Tagen bei uns noch recht unruhig zugehen. Auf Wiedersehn!" Schwapp, schlug sie das Türchen hinter sich zu. Das Gänseblümchen aber war eigensinnig und sagte: „Es ist d o c h die alte Haube! Und nun gehe ich gerade noch ein Stück weiter." Am Morgen lag es tot und steif auf der Erde, und als fünf Wochen später vier junge Leute von der Gilde der Totengräber mit einem Mordsrausche aus dem Frühlingswirtshause kamen, sahen sie das Gänseblümchen und sagten: „Wir sind zwar für dies Jahr noch nicht vereidigt, aber man kann es doch nicht liegen lassen." Sie torkelten und sangen besoffene Lieder an des Gänseblümchens Bahre,

aber niemand tadelte sie, weil um die Zeit die ganze Welt einen Rausch hatte. Da fiel der ihrige nicht auf.

So kam der Frühling ins Dreisatal. Seine Windhunde fuhren mit wildem Gebell um die Ecken, fegten durch alle Schluchten mit hängenden Zungen und jagten davon. Hinter ihnen drein aber heulten die Wasser, die unter ihrem heißen Atem ganz wild geworden waren und sich gebärdeten wie Unsinnige. Der Eichbach rumorte wie ein junger Bursche, dem man den Tanz verweigern will. Die Dreisa vollends war ein Mann, der unschuldig zu Gefängnis verurteilt worden und nun, nachdem er eine Zeitlang wie gelähmt gewesen war, die Fesseln zerbricht, auf die Straße springt und schreit: „Frei bin ich, frei! Hurra!" —

Susanne Zorge hatte ihr Gesellenstück im Freuen gemacht. Sie war so weit, daß sie immer heiter war, nicht immer lachte, aber immer warme, gute, frohe Augen, im Herzen eine fraglose Zuversicht hatte und mit dem Himmelsvater redete wie ein Kind, das seinen Vater kennt: Ach, du meinst es ja gar nicht böse, wenn es auch manchmal so scheint. Ich kenn dich viel besser als du denkst.

In den Tagen trat sie vor den Vater. „Vater, ich möchte den Florian einmal besuchen."

Davon aber wollte Zorge vorerst nichts wissen. Florian möge kommen. Es sei überhaupt keine Art, so lange auszubleiben, wo sie doch ganz in Frieden auseinandergegangen wären. Da lächelte ihn Susanne verschmitzt an: „In Frieden? Du hast ihn nicht aus dem Hause geworfen, aber ..."

„Dummes Mädel", schalt Zorge in gemachtem Zorn, und drei Tage darauf gab er klein bei. „Wenn es dich gar zu sehr zum Liebsten zieht, dann geh, aber einen Gruß von mir bestellst du ihm nicht. So ein Bock! Ja, und Eva Landfried nimmst du mit."

„Eva Landfried?" fragte Susanne verwundert. „Warum, Vater?"

„Weil — du den Weg nicht weißt. Fertig."

Susanne ging, und als sie aus der Tür getreten war, rief ihr der Vater nach: „Sage dem Jungen, daß der Weg auf den Hof gut in Schuß wäre. Er bräche gewiß kein Bein."
Da lachte das Mädchen schallend auf, der Frühlingswind nahm sie in die Arme. Heidi, wehte er sie hinab ins Tal, und die weißen Windhunde waren vor Freude wie toll. Allenthalben lagen an den Hängen noch breite Schneeleisten, und in den Schlünden standen die weißen Mauern noch ungebrochen. Als Susanne in den Wald trat, begann ein feiner Sprühregen zu fliegen, und als sie zu den Landfrieds kam, da gingen die Himmelswasser in Strähnen nieder.
Eva Landfried nahm Susanne um die Hüften, schwang sie zweimal im Kreise um sich, lachte und rief: „Mein Kerl, des Florians Bräutlein ist da." Hermann Landfried trat heran, reichte Susanne die Hand und neckte sie. Sie blieb ihm aber keine Antwort schuldig. Sein Weib stand da mit lachenden, großen Augen, klatschte in die Hände und rief: „Gott sei Dank, daß da wieder einmal eines ist, das richtig lachen kann. Mit dem ewigen Klugsein weiß ich wahrhaftig nichts anzufangen. Der Florian ist auch so ein siebenmal Gescheiter. Das heißt, er kann es auch anders. Am zweiten Feiertag hat er getanzt..."
„Nur mit dir und da auch nur, weil du es nicht anders tatest", fiel Hermann Landfried ein, weil er sah, daß über Susannes Augen ein feiner Schleier sinken wollte. „Du hast ihn genötigt. Nur nicht lügen, Mädel."
Die Frau lachte lustiger. „Dummer Kerl, jetzt mußt du mir den Spaß verderben. Ich wollte sie doch eifersüchtig machen."
So ging es eine Weile hin und her. Hernach war es wieder ernsthafter zwischen ihnen. Susanne plauderte mit den kleinen Landfrieds. Dann bat sie Eva, sie zu Florian zu führen.
„Ich soll mitgehen?" fragte Eva Landfried neckend. „Was soll ich alte Frau bei zwei so jungen Leuten? Soll ich euch weisen, wie man's macht? Ach, das weiß ich selber nicht

mehr. Es ist lange her, daß ich's konnte. Nun habe ich's vergessen. — Geh allein, kleine Susanne. Die Dreisa hinauf bis an die zweite Brücke, über die hinüber auf den Eichbachsteg zu, über den hinweg und — da bist du. Du kannst gar nicht fehlgehen."

„Der Vater wollte es gern haben", sagte Susanne leise, weil sie jetzt spürte, daß sie den Weg auch wohl allein gefunden hätte, der Vater aber Eva Landfried gern neben ihr haben wollte.

Wieder lachte die Frau, aber sie zog ein Paar derbe Schuhe an und machte sich fertig für den Weg. Als sie auf der Dreisabrücke standen, schlug sie Susanne leicht auf die Schulter. „Weiter gehe ich nun nicht mit, wenn's dein Vater auch will. Da drüben siehst du die Meiler rauchen. Das kann kein Mensch verlangen, daß ich euch zusehe. Das wäre grausam für euch und mich. So zwei junge Leute verliebt tun zu sehn. Da kriegt man doch selber wieder Appetit drauf. Nein, das kannst du mir nicht antun. Wenn es dunkelt, hole ich dich wieder ab. Gute Verrichtung." Sie lachte, wandte sich und ging heimwärts.

Susanne zögerte einen kleinen Augenblick, dann lächelte auch sie, schritt über die Dreisabrücke, lief behenden Fußes über das kleine Wiesendreieck zwischen Dreisa und Eichbach, überschritt den Steg und jagte ein lustiges, jubelndes: „Florian!" gegen Meiler, Haus und Felswand. Und die Felswand gab es lachend zurück: „Florian!"

Als das Mädchen über den Eichbachsteg schritt, hatte sie keine Augen für das, was unter ihr und um sie war. Einzig dem Liebsten jauchzte sie entgegen. Der Eichbach aber war so stark geschwollen, daß seine Wasser auf dem Steg aus Fichtenstämmchen schwätzten, und dann und wann flog eine Regenböe über das Land, und der Schnee schmolz jach.

Florian Günther stand hinter dem Meiler, als Susanne seinen Namen gegen Haus und Felswand rief; als ihn die Felsen zurückwarfen, da nahm der Ruf den Mann mit und riß

ihn vor den Meiler, und als das Mädchen über den Steg schritt, da warf der Köhler die Schürstange von sich, lief mit langen Schritten über den Wiesenplan und hatte Augen, die nicht an das Wunder glauben wollten. Das Herz aber sagte ein lautes Ja. Da breitete er die Arme weit auseinander, Susanne flog hinein, lachte, küßte, schwatzte, und sie fanden kein Ende damit einen ganzen langen Nachmittag. Eva Landfried hätte wirklich und wahrhaftig Appetit bekommen. In das Liebesgeplauder hinein kam dann eine vernünftige Viertelstunde. Da erzählte Florian vom Landfriedhause, dann von seinem Besuche bei den Köhlern, von Eckert, der mit sich selber nicht einig war, und von Arno Lindolf. Auf den kam Florian mehrfach zurück. Als ihn Susanne so frisch und herzwarm reden hörte, da schwand auch das letzte Sorgenrestlein, das, gleich Winterschnee in versteckter Schlucht, noch in ihr gewesen war.

„So bist du dem Vater nicht mehr böse?" fragte sie.

„Nein", antwortete Florian. „Er hat es gut gemeint, und es ist gut geworden, nur konnte man das alles doch nicht wissen."

„Wir alle haben den Vater nicht gekannt", sprach Susanne warm. „Du glaubst nicht, was für Abende es bei uns waren. So viel weiß der Vater, und er redet so gut darüber."

„Woher hat er es?"

„Ach, es ist in seinem Leben eine Zeit gewesen, von der er jetzt dann und wann deutlicher spricht. Es ist, als wenn er eine Decke in die Höhe höbe. Aber ganz hebt er sie, wie mir scheint, noch immer nicht. Vielleicht tut er es einmal vor dir."

Auch von dem über ihnen redete Florian, noch unsicher in sich, nicht gefestigt, weil Altes und Neues, Eigenes und Fremdes noch durcheinander gingen, aber es trat doch aus seinen Reden einer heraus, der mit dem alten Gotte des Judenvolkes wenig mehr gemein hatte. Der war milde und gütig, seine Augen waren nicht mehr starr und herrisch, son-

dern väterlich, verstehend und verzeihend, aber er nahm doch nicht weniger als den ganzen Menschen, den aber in Liebe. Susanne fühlte, daß sich Florian noch mit Zweifeln quälte, daß ihm schien, er begehe ein Unrecht, wenn der Gott seiner beginnenden Mannesjahre ein anderer sei, als der aus Kindertagen bekannte. Da lehnte sich das Mädchen an ihn und sprach schlicht: „Man muß den Herrgott nicht ergrübeln wollen, sagt der Vater. Man muß ihn erleben, jeder für sich, ihm gut sein und das Rechte tun, soweit man vermag. Jetzt weiß ich es, daß er in allem ist, und alles ist seine Stimme, aber es ängstigt mich nicht mehr, wie es das früher manchmal getan hat, da mir noch allerlei fehlte. Ich bin froh, habe die Menschen lieb und einen vor allen. — Wie lange willst du eigentlich bei den Köhlern bleiben?"

„Bis mich der Vater wieder ruft. Ich hätte aber zuvor gern noch etwas wieder in Ordnung gebracht. Das mit dem Arno Lindolf ist doch nichts. Das mußt du selber sagen. Wenn man ihm helfen könnte!"

So redeten sie Ernstes und Törichtes durcheinander, waren zwei Stunden lang Liebesleute, die nichts weiter sahen als eines des andern kußhungrige Lippen, und waren dann wieder eine Viertelstunde ernsthafte Menschen, die dem eigenen Ich nachgrübelten oder sich um anderer Wohl sorgten.

„Eva Landfried holt mich ab", hatte Susanne gesagt, und dabei ließen sie es bewenden. Florian mußte ab und zu nach dem Meiler sehen, Susanne ging ihm zur Hand, soweit es nötig war und beklagte es, daß der Liebste so einsam sei, so ganz von Gott und aller Welt verlassen. Sie traf aber damit nicht das Rechte. Gott sei ihm näher als je, sagte er, und einen lieben Menschen wisse er nur eine Viertelstunde weiter oben am Bache. Er könne jeden Tag, an dem es ihn danach gelüste, zu ihm gehn. Öfter noch käme Lindolf herab.

Wenn die zwei aus dem Hause traten, dann packte sie der übermütige Wind und schüttelte sie. Er warf ihnen Regengarben gegen Gesicht und Gewand, fauchte, bellte und jam-

merte, tat kläglich und lachte hernach ausgelassen, klatschte in die Hände und schlug es den Baumkronen in das Gesicht: „Aus, aus, sie können nicht wieder hinüber, hahaha!" Und der Eichbach jauchzte mit, lachte, daß die zwei endlich einmal beieinander waren, überlegte einen Augenblick, wie es zu machen sei, daß aus dem einen Tage deren mehr würden, fand einen Ausweg, stemmte den Rücken unter die Fichtenstämmchen des Steges, hob, riß, da — fuhren sie eines um das andere den Bach hinab. Das Brücklein war weg, und wo es gelegen, da balgten sich die Wellen wie raufende Knaben, von denen jetzt der, nachher jener oben liegt.
Eva Landfried kam, als es zu dunkeln begann, stand an dem wühlenden Wasser, erschrak und rief hinüber, den zweien kund zu tun, daß sie da sei. Der Wind aber nahm ihren Ruf und warf ihn so grob gegen die Felshänge, daß er in Fetzen zerflog, in lauter dünne Fetzen, von denen keiner stark genug war, ins Haus zu dringen. Und wäre einer stark genug gewesen, er hätte vor verschlossener Tür gestanden. Susanne und Florian saßen in der halbdunklen Stube. Den ganzen Tag war es nicht so schön gewesen wie jetzt, da die Nacht ganz, ganz leise von Gesimsen und Ecken herabhuschte. Eva Landfried kommt ja, und dann ist es aus mit dem Küssen und Kosen.
Die Nacht kam. Die zwei erschraken, als sie sahen, wie finster es derweile geworden war. In die Finsternis flog ein roter Schein von einem der Meiler her. Florian rannte hinaus. Einen Augenblick später, und der Meiler brannte lichterloh. Er deckte ihn zu, und als die Arbeit getan war, da war auf einmal etwas da, das zwar den ganzen Tag schon um sie gewesen, von ihnen aber nicht wahrgenommen worden war, das zornige Brüllen des Eichbaches.
Florian wandte sich, nach Susanne zu sehen. Da stand sie vor ihm, zum Heimgehen gerüstet.
„Ja, du mußt heim", sagte er, sprang in das Haus, warf den Filz auf den Kopf, nahm Susannes Hand und ging mit ihr

über den Plan. Da schwätzte ihnen das Wasser um die Füße, kaum daß sie zwanzig Schritte vom Hause waren.
Susanne war still, Florian redete davon, daß das Wasser mächtig gestiegen sein müsse, und sie seien es nicht gewahr geworden. Eva Landfried aber habe ihr Wort nicht gehalten. Nun sei es stockdunkle Nacht, und ehe er Susanne jetzt allein durch den Wald gehen lasse, eher möchten die Meiler zum Teufel sein. „Wir sind zu weit nach rechts gegangen, Susanne. Der Steg ist weiter oben."
Sie gingen links, kehrten um, wanderten Hand in Hand bis hinab, wo der Fels gegen das Wasser stand und wieder hinauf bis unter die Meiler.
„Das Wasser hat den Steg fortgerissen."
Da war es, das klare, klirrende Wort. Abgeschnitten, zwei, die sich zueinander sehnen und nichts Lieberes wissen, als allein zu sein. Nun sind sie allein, und Susanne zittert, lehnt sich an Florian: „Jetzt kann ich nicht zurück", und Florian legt den Arm um sie: „Nun sind wir ganz allein."
Sie traten wieder in die Stube und schlossen die Tür hinter sich, und die Finsternis, die so lieb und traut gewesen war, drohte und hatte schillernde, tückische Augen, „Florian, zünde die Lampe an '
„Ja."
Die Lampe brannte, und da stand ein Mädchen mit heißen Wangen, hängenden Armen und scheuen Augen.
Auch Florian spürte, was aus der Nacht die klammernden Arme nach ihnen ausstrecken wollte, legte Susannes Haupt an seine Schulter, drückte sie an sich, ganz warm und fest: „Wir müssen sehen, wie es wird. Aber, Susele", es war das erstemal, daß er sie „Susele" nannte, „du bist wie ein welkes Blümlein. Das hast du nicht nötig, sag' ich. Lach! Du sollst morgen, wenn die Sonne kommt, mit denselben Augen auf sie sehen wie heute. Ich habe dich doch lieb."
Da war das Freisein wieder da, das Lachen kam wieder, die Lampe schien doppelt hell, es war traulich im Stübchen.

Den Wind laßt blasen, den Bach grollen. Sie haben sich umsonst gefreut, die Unholden. Wir sind stärker als sie. Und der Vater? Ach, der sorgt sich nicht. Er meint, sein Kind bleibe bei den Landfrieds. Nun sitzt er daheim. Vielleicht sind Erwin und Erdmute heute gekommen, und sind sie auf dem Trögehofe geblieben, so ist der Vater doch nicht allein. Das ist er nie. Er ist immer in guter Gesellschaft.

„Der Arno Lindolf nennt mich immer Flori. So sagte auch meine Mutter, und ich höre es gerne."

„Flori, aber freilich, das ist schöner als Flo — ri — an. Wie kommst du überhaupt zu dem Namen?"

„Bin halt nicht gefragt worden, als sie ihn mir gaben, sonst hätte ich mich gewehrt."

„Aber du, häßlich ist er nicht."

„Schön auch nicht."

„Flori ist schöner. Also, Flori, was setzt du mir jetzt Gutes vor?"

„Einen Kuß als Suppe, einen als Fleischgericht und einen als Süßes."

„Schau, schau, aber davon wird man nicht satt. Etsch, jetzt hat er sein Mädel zu Gaste und hat nichts zu essen."

„Hoho, da sieh her. Kartoffeln und Brot und Fett. Auch ein bissel Fleisch ist noch da. Jetzt koch, Hausfrau."

„Du, wie muß das sein, wenn wir ganz beieinander sind?"

„Wie wird's sein? Schön. Und ein Sofa steht in der Stube..."

„Ja, und auf dem Tisch steht das Körbchen, das du mir gemacht hast und..."

„Ein Bube kollert auf der Diele herum."

„Aber Flori, da muß ich gehen."

„Geh doch, geh!"

„Ich komme nicht wieder."

„Freilich nicht. Bald komme ich hinab. — Ja und dann ist da ein Mädelchen, das heißt Susanne."

„Um Gotteswillen! Der Name gefällt mir gar nicht."

„Wirst nicht gefragt."
„Dann kriegst du gar kein Mädel."
„Sind's halt lauter Buben, auch egal."
„Und jeder heißt Florian."
„Daß dich! Nicht einer."
„Alle. Florian eins und zwei und ..."
„So viele?" Florian machte ganz kleine, spitzbübische Augen. Da schlug ihn Susanne leicht auf den Mund. „Jetzt geh hinaus, du Übermütiger, sieh nach den Meilern. Ich mache derweile das Essen fertig."
„Aber einen Kuß muß ich erst noch haben."
„Nach dem Essen."
„Ja, nachher wieder einen, aber jetzt auch einen."
„Nimmersatt."
Sie saßen sich am Tische gegenüber, aßen, und das Essen schmeckte prächtig, plauderten und scherzten und waren freie, kerngesunde Menschen, reif zu allem, zum Guten und zum Bösen, aber das Gute wählend.
Noch eine schwüle Sekunde, als Florian Susanne schlafen gehen hieß, ein einziger schwerer Atemzug, dann war die Last abgefallen. Sie küßten sich, sahen sich in die reinen, glänzenden Augen. Susanne zog die Tür hinter sich zu, und ein sinnender, junger Mensch, der sich zum Manne hämmerte, saß allein am Tische, ging hinaus in die heulende Nacht, löschte einen Meiler in rascher, harter Arbeit, kehrte in die Stube zurück, hielt das Ohr an die Tür, vernahm tiefe, ruhige Atemzüge, schürzte die Lippen: „Du mein liebes Mädel mit den leuchtenden, weißen Armen und dem schimmernden Haar! Gott lasse dich Gutes träumen!"
War die Nacht lang, war sie kurz? Wer es sagen könnte. Das liegt am Inwendigen. Eine Minute kann zu Stunden werden, Stunden werden zu Minuten. In stiller Nacht aber ist das Schicksal unterwegs. Ganz heimlich schreitet es durch die Welt und löst klammernde Ringe, die um das Herz lagen. So, nun bist du der Ringe ledig, frei bist du, es steht

kein Auge über dir, nun tu was du willst. Alle Wege stehen dir offen. Geh, wohin du willst, tu, was du magst. Siehe, dort geht es zur Höhe. — Was ist das für ein Licht da oben? — Das ist der Sieg der Reinheit und der Liebe. — Aber der Weg ist steil. — Freilich ist er steil. Dort geht es hinab. Der Weg ist leichter. — Da blühen bunte Blumen, und es steigt ein Duft empor, daß man schier schwindelig wird. — Du hast recht. Siehe, wie die Blumen locken. — Herrgott, die blühen ja aus dem Sumpfe! — Das siehst du? So ist es gut. Komm, wir wollen aufwärts gehen. Ich helfe dir, und es ist nicht so schwer wie du meinst. — Warum führst du mich in Versuchung? — Du bist doch ein Mensch und bist frei. So muß dir alles offenstehen, und du mußt wählen, so oder so. — Das ist es? Ich gehe aufwärts! —
Florian saß am Tische, zum ersten Male allein mit dem Mädchen, das sein Weib werden sollte, unter einem Dache. Da wurde sie ihm wahrhaft zum Heiligtum. Er war immer ein Grübler gewesen und war immer gerecht. So dachte er rückwärts. — Hab Dank, Zorge, daß du mich zu den Köhlern geschickt hast. Wenn ich daran denke, wie es vor etlichen Wochen war! Wie ich da über die Diele lief! Du hast das gehört, Zorge, und du hattest recht, als du mich zu den Köhlern schicktest. Siehe, jetzt will ich, wozu ich einmal um ein Haar zu schwach gewesen wäre. Jetzt will ich's. Hab Dank, Zorge. Florian Günther reckte sich. — — Und dann: Ach, der arme Lindolf! Gibt es denn keinen Weg, auf dem man ihm Hilfe bringen könnte?
Der Morgen graute, da klatschte an der Felswand herunter ein langes Seil gegen den Stein. Arno Lindolf stand droben. Er war am Abend an den Eichbach gekommen, Florian zu besuchen und hatte gesehn, daß das Brücklein fortgerissen wär. Jetzt wollte er einen Scherz machen, einen ganz lustigen. Er lauerte droben unter den Stämmen. Nun war Florian an den Meilern, nun ging er ins Haus und kam eine ganze Weile nicht zurück. Da schlang Lindolf das Seil um

einen Stamm, verknotete es, glitt hinab, huschte an das Fenster, klopfte und duckte sich.
Florian fuhr in die Höhe. Hat es nicht geklopft? War denn jemand über den Bach gekommen? Ah nein, es ist der Wind gewesen. Er setzte sich wieder und stützte das Haupt in die Hand. Da klopfte es wieder.
Nun ging er hinaus. In der Tür sprang ihm der lachende Freund entgegen.
„Gelt, ich habe dich erschreckt?"
„Das auch, aber — wie bist du hergekommen?"
Arno Lindolf lachte laut auf und wies auf das Seil.
„Mensch, du hast den Teufel im Leibe."
„Kann sein."
„Sei nicht so laut. Susanne ist bei mir. Sie schläft noch."
Da fuhr Arno Lindolf zurück, als habe ihn einer geschlagen; sein Gesicht ward grau, seine Augen suchten die Erde.
„Ach, dann — — bin ich euch — — im Wege."
Nun lachte Florian. „Nein, Arno. Du hättest die ganze Nacht bei uns sein können, und es wäre auch nicht anders gewesen, als es ohne dich war."
Lindolf sah ihm in die Augen. War das Wahrheit? Aber Florians Augen waren lauter und blank. Da umarmte er den Freund.
„Was bist du für ein Kerl!"
„Rede kein dummes Zeug!"
Da trat Susanne aus der Tür, frisch wie der Morgen selber, der mit lachenden Sonnenaugen von den Bergen hereinschaute, und Arno Lindolf ließ seine Augen von einem zum andern gehen, hatte eine ganz unbändige Freude in sich und eine tiefe, müde Trauer.
Dann flogen die lustigen Worte wie gestern der Regen geflogen war, das sonnige Leben zog goldene Kreise um drei gute Menschen. Arno Lindolf kletterte am Seile hinauf, flink wie ein Eichhörnchen. Susanne schrie auf, als er in der Höhe schwebte, Lindolf lachte noch einmal von droben,

lief in den Wald, war eine Stunde später am Wiesenplane auf der andern Seite, seilte Fichtenstämmchen an, baute mit Florian einen neuen Steg, kam herüber und sagte: „So, ihr zwei, nun ist der Weg wieder offen."
Susanne nahm Abschied von dem Liebsten, Arno Lindolf zog sich derweile hinter den Meiler zurück, aber er lugte dahinter vor, und Herz und Augen schrien förmlich vor Hunger.
Susanne schritt über den Steg, kam an die Dreisabrücke und traf Eva Landfried.
Die hatte ein halb mürrisches Gesicht. „Du", sagte sie, „gestern abend habe ich mich mit meinem Manne gezankt, und der Vater hat überhaupt nicht mit mir geredet. So sind die Männer. Ich bin doch dagewesen. Was können wir dafür, du oder ich, wenn das Wasser den Steg wegreißt? Es ist ja auch egal. Mag es den Gescheiten auch einmal durch das Dach regnen. Ihr heiratet."
Susanne lachte, Eva Landfried war mürrisch. Des Zorgekindes Herz aber war so frei und so voller Licht, daß Eva Landfried seine Reinheit überrascht wahrnahm. Sie blieb stehen, legte Susanne die Hände auf die Schultern, sah ihr in die Augen, wirbelte mit dem Mädchen davon und sang: „Heidi, heida, heidatrallala, ihr siebenmal Gescheiten! Mädel, sing, sing. Ich muß singen! Siehe, wie der Herrgott lacht!"
Singend kamen sie zu des Landfrieds Hause, und verwundert und ernst trat ihnen Zorge entgegen. Der sagte nichts, reichte seinem Kinde die Hand, war milde, aber ernst, ernst. —
Er hatte sich daheim nicht um Susanne gesorgt. Sie wird bei den Landfrieds bleiben, dachte er, und es ist recht. Was soll sie bei dem Wetter heimlaufen? So saß er allein unter der Lampe, hatte einen Kasten alter Briefe vor sich stehn und las. Die Briefe waren alle von Doktor Ranke. Gute, starke Briefe, in denen einer, der sich zurechtgefunden,

einem anderen, den er lieb hatte und für den er sich verantwortlich fühlte, der aber in Einsamkeitsgefahren stand, den Weg wies.

„Siehe", stand in dem einen, „wir müssen alle durch Irrtümer gehn, das ist unser Los. Und es ist gut so. Sich zurechtfinden, das macht Kämpfen nötig. Kampf ist Atem. Du kannst nicht ohne ihn sein. Es gibt ihrer viele, die unbesehn nehmen, was ihnen Schule und Kirche übermitteln, darauf leben und sterben, und es ist recht. Sie sind wackere Menschen, die sich auch in der Not bewähren. Andere sind anders. Du und ich, wir sind anders. Wir zweifeln und ringen, fühlen es unter uns brechen, reißen aber das Starke aus dem Zusammenbruche auf, bauen neu, und siehe, es wird eine Brücke, über die man getrost gehen kann, selbst vom Leben zum Sterben."

Und dann: „Christus? Fragst Du wieder einmal? Wie oft schon! Ja, Du Lieber, das ist die uralte Frage, die doch in jedes Leben ein Neues ist, das einzig er gebiert. Wie dünkt euch um Christo? Er war ein Mensch. Das war er, aber ich weise es nicht von mir, wenn ihn einer Gottes Sohn nennt. Warum nicht? Wir können die wunderbare Gewalt der in ihm lebenden sittlichen Kräfte in unserer armen Sprache nicht anders ausdrücken. Streiche aus dem Bilde einiges, das es entstellt, und Du behältst etwas übrig, vor dem Du in die Knie sinkst. Warum soll einer nicht in schlichtem Gemüt bekennen dürfen: Er ist Gottes Sohn? — Das Sühneopfer? Wir haben oft darüber geredet. Da ändere ich meinen Standpunkt nicht. Es hat es einer gebracht aus Überzeugung und hat damit hinter seine Lehre und hinter sein Sein den Schlußpunkt gesetzt. — Mit dem Wesen des Gottes, den ich kenne, verträgt es sich nicht."

Und weiter: „Die Religion ist weit, das Dogma ist eng. Gestern habe ich einen gehört, der dem Herrgott zu Leibe gehn wollte. Der Narr! Zorge, jeder muß seinen Gott erleben. Er ist in jedem Herzen anders und bleibt doch der gleiche.

Ergründen werden wir ihn nie. Erfühlen wird ihn jeder Ehrliche. Du meinst, es sei dann gleich, welchem Bekenntnis man angehöre. Es hat etwas für sich und vieles gegen sich. Ich lebe und sterbe auf meiner Väter Glauben, aber ich weiß, daß der Andersgläubige mein Bruder ist, und daß ich ihn wohl drüben wiederfinden kann. Die Kirche wird sich wandeln, der Glaube wird bleiben. Glauben ist ein Sein."
Wieder ein anderer Brief: „Wer die Liebe nicht hat, der hat keine Religion, und wer behauptet, er glaube und hat die Liebe nicht, der lügt. Im Liebhaben steht die Menschheit noch in den Kinderschuhen, aber einst muß der Tag kommen, da sie mannhaft wird. Sie schwatzen von Liebe und haben keine Vorstellung von ihr. Die Liebe allein schlägt das Elend tot, welche Gestalt es auch habe. Die Liebe ist das gesunde Frühlingsleben der Kultur. In ihr wächst die Menschheit aufwärts. Du mußt es recht verstehn. Die paulinische Lehre lautet: Die Liebe trägt alles, sie duldet alles. Das ist das Martyrium des einzelnen, das ihn erhebt, indem er es trägt. Im Gemeinschaftsleben der Menschen untereinander gilt das Wort nicht. Ich bin gegen die Abschaffung der Todesstrafe. Es widerstrebt mir, daß so viele Verbrecher für geisteskrank erklärt werden. Reinigt die Menschheit, zieht sie aufwärts. Die Liebe ist nicht hart, aber sie ist gerecht und kennt die Strafe."
Ein anderer: „Heute schreibe ich Dir aus dem Gebirge. Warum gehst Du nicht einmal aus Deinem Dreisatale heraus? Du hast es doch dazu, und Du kannst abkommen. Warum gehst Du nicht? Zorge, ich fürchte, Du bist einseitiger geworden als Du selber weißt. — Als wir heute früh aufstanden, da lag ein schwerer Nebel auf dem Gebirge. Nicht zehn Schritte weit konntest Du sehn. Der Wirt aber sagte uns, daß es ein schöner Tag werden würde, und so machten wir uns auf den Weg. Das Wetter wurde leidlich, schön nicht, aber den Weg, den gebe ich nicht her um einen

Ministersessel. Schon die Blumen am Wege! Da hingen sie die Köpfe und froren. Man sah ordentlich, wie sie mit den Zähnen klapperten und gerne die Arme umeinander geschlagen hätten, wie wir es tun, um warm zu werden. Du meinst, es seien doch Blumen gewesen? Keine Ahnung. Seelchen waren es, lauter frierende, weinende Kinderseelchen, und wir haben darum nicht ein einziges brechen mögen. Dann zerriß der Nebel, und alle die Seelchen hoben die Köpfchen, noch Tränen in den Augenwinkeln, aber ganz wie Kinder, bei denen auch Lachen und Weinen in einem Säckchen stecken. So mitten zwischen den tausend Seelchen wandern dürfen! Irgendwoher kam ein Lärmen und Grollen. Wir wußten, daß ein Wasserfall in der Nähe war, aber wir sahen ihn nicht eher, als bis wir davor standen. Dabei war er ein gewaltiger Kerl. Was so ein einziger Wasserfall am Tage für Kraft vergeudet, und so tut er Tag um Tag, wenn er nicht zugefroren ist, tut es in lachendem Übermut, gar nicht haushälterisch, weil er weiß, daß es ja kein Ende nimmt. Jetzt keucht er, dann donnert er, kichert, prahlt, raunt, ach, es ist nicht zu sagen. Und wenn die Sonne darauf fällt, dann schwelgt er in Farben. Mensch, das ist ein Stücklein, ein einziges, aus des Herrgotts Wunderkasten. Und wie groß ist der! Du hättest die Wände sehen müssen, die zerrissenen, kahlen Felswände, trutzig, tausendgestaltig und doch nur eins in Kraft. Die Nebel krochen daran hinauf und herab, jetzt sie verhüllend, jetzt sie entschleiernd. In einer Runse sah ich weiße Blumen blühn. Einen ganzen dicken Busch beieinander. Wie schön das zu dem Grau stand, und wie es einen zuversichtlichen Ton in die gewaltige Wucht warf, die einen schier erdrückte. Ich mußte denken, daß auch wohl ein Mensch, der hoch über andern wandelt, Bismarck oder so einer, sich eine Blume an den Hut steckt, und dann ist er uns auf einmal ganz nahe und vertraut. Wir wanderten, gingen in Sonne, und das Schweigen war so groß und erhaben, daß wir nur leise sprechen konn-

ten. Da sahen wir von drüben eine dunkle, drohende Wand herankommen. Wie schnell sie kam! Wir konnten ihr nicht entgehn. Wohin sollten wir? Sie fand uns überall. Dann war sie da, und als sie da war, da zerfloß sie in lauter feines, wogendes Geriesel. Wir hielten uns an den Händen, mein Weib und ich, und ehe wir noch dazu kamen, Angst zu fühlen, da war die Wand vorüber, und als wir hinter ihr drein sahen, da sahen wir wieder, wie schwarz und drohend sie war. — Ich könnte noch viele Stunden schreiben, aber neben uns spielt einer Zither. Wir sind in einer netten Herberge, die Paare fangen an zu tanzen, und meine Frau sagt, wir müßten es auch wieder einmal versuchen. — Zorge, geh ins Gebirge!"

Weiter: „Zorge, was Du mir vor acht Tagen schriebst, das ist gut. Du holst viel aus Deinem Dreisatale. Habe Dank dafür, daß Du mich teilnehmen läßt. Was ist es schön, wenn Menschen so ineinander wachsen. Ich bin darin reicher als viele, habe Dich, mein Kind, und hatte mein Weib. Es hat mir wohlgetan, daß Du Dir kein Trostwort abquältest. Wozu denn? Wenn ich's recht bedenke, dann hat es Gott gut gemacht, daß er sie vor mir nahm. Wie weh hätte es ihr getan, wenn sie hätte hinter mir drein sehn müssen. Sie ist nie eine von den Ganz-Starken gewesen. Ihre Stärke war das Liebhaben. Nicht, daß ich nun den Tod herbeisehnte, aber wenn ich ihm ins Gesicht sehe, dann ist darin ein neuer Zug. Den kannte ich vorher nicht. Es ist ein gutes Lächeln. — Überhaupt: Wenn man so ein bißchen über die Sterne hinaus zu sehn versucht! Herrgott, der du deine Sonne scheinen lässest über die Guten und über die Bösen, der du der Wahrheit den Weg brichst durch Felsentore und doch die Lüge nicht aus der Welt tilgest, laß mich dein Angesicht sehn. Der du die Seelen der Treuen an der Hand nimmst und die Seelen der Ungetreuen auf den Flügeln der Liebe trägst, laß mich dein Angesicht sehn. Du, dessen Herrlichkeit das Gute verkündet, und dessen Güte die Bosheit pre-

digt laß mich dir ins Auge sehn. Alles ist eines, das Hohe und das Niedere, die Schuld und die Reinheit, die Weite und die Enge, alles ist eines. Du durchdringest es mit deinem Hauche und alles mündet dir zu Füßen. Wer bin ich, daß du mich durch Fährnisse leitetest und mich zu dir brachtest? Wer bin ich, daß du mir ein Licht auftatest, so groß und so weit, daß in seinem Scheine die Welt liegt? Siehe, ich stehe vor dir und neige mich. Und siehe, ich recke mein Haupt und sehe dir ins Auge. Ich lege meine Hand in deine. Ich weiß, daß ich du werde in dir. Nichts Höheres weiß ich, als daß ich diene. Herrgott, dir will ich dienen, bis daß es aus ist. Meinen Menschenbrüdern will ich dienen und dir in ihnen. Durch dich, mit dir, in dir, für dich in dem, wozu du mir noch Zeit lässest. Ich dien'!"

Und zuletzt: „Zorge, lieber, alter Freund, ich bin müde. Das ist der letzte Brief, den Du von mir empfängst. Ich gehe heim. Heim! Da steht es. Lies es ganz laut, daß Du erkennst, daß es nicht lahm ist. Ich habe gekämpft, man hat mich angefeindet, ich bin verbittert gewesen und habe gelernt, gerecht zu denken. Man muß der andere werden, wenn man ihm gerecht werden und ihn verstehen will. Nicht Du mußt Du bleiben. Soll ich Dir meines Lebens Bestes sagen? Hab' Dank, Herrgott, daß Du mich hast einen Menschen sein lassen. Ich bereue keinen Schritt, den ich tat, freue mich noch einmal aller frohen Stunden, füge, was ich erlebte, eines an das andere, bringe einen leidlichen Bau zurecht, aber es fehlt da ein Fenster und dort eine Treppe. Das setze ich drüben ein. Es regiert ein guter, guter Gott, der uns Freiheit gegeben hat, aber das Leitseil in der Hand hält. Es ist keine vollkommene Freiheit, aber sie genügt. Um eines habe ich Sorge gehabt, und wenn Du ehrlich mit Dir selber redest, dann wirst Du sehn, daß Du in der gleichen Gefahr stehst, in der ich stand. Ich habe gebangt um das Einsamwerden, oder anders: Ich habe gebangt darum, daß ich innerlich alt würde. Es hat eine Zeit gegeben, da

mir meines Weibes Stimme und meines Kindes Lachen zuviel waren, und ich mich nur allein wohl fühlte. Das ist falsch. Hüte Dich vor dem Einsamwerden, wie ich mich davor gehütet habe. Das Lachen der Jungen ist nicht töricht, und das fröhliche Plaudern Deiner Kinder sei Dir ein Gottesdienst. Man muß Gott nicht immer mit Posaunen und Trompeten anbeten wollen; auch der Schmetterling lobt ihn und verkündet ihn. Alles hat seine Zeit. Wer in jungen Jahren ein Mann sein will, der ist ein Narr, aber ein Weiser ist, wer ins Alter ein kindhaft Gemüt rettet. Jungsein ist an kein Lebensalter gebunden. Alles kennen, alles können und das Gute wählen. — Leb wohl, Du ehrlicher Mensch und habe Dank für das, was Du mir gabst, und wenn Du hörst, daß ich heimgegangen bin, dann weine nicht." — — —

Als Zorge am Morgen darauf erwachte, stand ein heller Tag vor den Fenstern. Er fütterte das Vieh und wartete, daß Susanne käme, und weil der Tag so frühlingsfroh war, machte er sich auf den Weg zu den Landfrieds, sein Kind abzuholen.

Hermann Landfried wich ihm aus, der Alte aber erzählte ihm, wie es gegangen war. Zorge lehnte die Stirn gegen die kalte Fensterscheibe und sah auf den Köhlerplan, ohne zu erkennen, was da draußen war.

Der alte Landfried eiferte hinter seinem Rücken. So gehe es den Hochmütigen. Hochmütig sei der Bauer gewesen, habe sich an Florians schlichtem Menschentum und seiner kindhaften Frömmigkeit nicht genügen lassen. Er wisse wohl, was Zorge gewollt habe.

So eiferte der Alte. Zorge regte sich nicht, war traurig, aber er zürnte nicht.

Da hörte er das Singen, trat in die Haustür, sah seines Kindes blanke Augen, ahnte, wie stark die zwei gewesen waren und quälte sich doch mit Zweifeln, weil er wußte, daß sich die zwei zueinander sehnten, reichte den Landfrieds die Hand, verstand Eva Landfried nicht, als die ihm bedeutungs-

voll sagte: „Ihr siebenmal Gescheiten! Wie dumm ihr seid!" nahm sein Kind an der Hand und ging mit ihm an der Dreisa hinab.
Und unterwegs wurde es ganz licht und frei in ihm. Er lachte vor sich hin: Wie dumm man doch manchmal ist — und drückte seinem Mädel warm die Hand.
Susanne erzählte ganz leicht und frisch, und der Alte erkannte, wie fest der Junge das Leben anzupacken begann. Auch Susanne kam, wie Florian, immer wieder auf Arno Lindolf zu sprechen. Der Vater aber schien nicht der Meinung zu sein, daß man ihm helfen müsse und könne. „Er muß seinen Weg selber finden und ist alt genug dazu", sagte er. „Mit dem Helfenwollen ist es in dem Alter und in solcher Sache öfter gefehlt als man denkt. Wenn er mit sich selber fertig wird, dann findet er auch heraus. Wird er es aber nicht, dann ist ihm auch nicht zu helfen. Sein eigener Wille muß dem Helfer entgegenkommen." — —
Der Helfenwollende war da, aber der Wille fehlte Arno Lindolf. Es kamen Stunden, in denen der die Schürstange von sich warf, seine Kunststücke verfluchte, vor dem Bilde des schwarzhaarigen Mädchens die Fäuste ballte, mit dem Fuße aufstampfte und sagte: „Daß es mich so unterkriegt! Der Teufel soll den ganzen Dreck holen! Ich werde wieder ein Schlosser." Dann wieder brach alles in ihm zusammen. „Wo bist du, mein Mädel? Du bist in Not! Weine nicht, ich komme! Der verfluchte Kerl bedrängt dich? Ich schlage ihm die Knochen im Leibe zusammen."
Er übte zwei Tage keines seiner Kunststücke, dann wieder in heißem Eifer alle hintereinander, vertraute heute darauf, daß er ein Meister sein werde, den die Spieler mit offenen Armen unter sich aufnähmen, spuckte morgen aus: „Den Dreck kann ja jeder", und war übermorgen geradezu wehleidig und neigte weder rechts noch links.
Dann: „Es ist aus, ich finde sie nicht, und wenn ich sie wiederfinde, dann — mag ich sie nicht mehr."

Der Helfenwollende war da. Florian Günther gab sich redliche Mühe, sparte nicht gute Worte, nicht zornige, und konnte doch nicht dagegen stehen, als ihm der Freund sagte: „Wie kannst du darüber reden? Wenn's einem so leicht gemacht wird! Du sitzest an der vollen Schüssel, ich an der leeren. Du weißt, wie es dir einmal wird. Da ist alles klar und rein und gerade. Vor mir ist es wie ein Nebel, der Weg ist krumm, und es quälen mich erbärmliche Gedanken. Es ist die alte Geschichte: Der Satte predigt dem Hungrigen, daß es bessere Dinge gäbe als Essen und Trinken, der Reiche dem Armen, daß Geld nichts sei, und beide sind sie Hanswürste. — Gib dir keine Mühe, Flori. Du bist ein guter Kerl. Helfen kannst du mir nicht. Das muß ich allein ausmachen." Und — an Susannes sonniger Liebe, der Reinheit zwischen den zweien, an Florians gesundem Jungmannentum zerbrach der arme Mensch. —
Es waren eine Reihe Tage über die Berge gegangen, der Frühling warf ganze Hände voll blauer Leberblümchen ins gelbe Laub auf den Waldboden, die Anemonen saßen auf ihren schwanken Schemelchen und neigten sich plaudernd eine zur andern, die ersten Käfer bummelten wie Handwerksburschen einher, und Weiden und Birken steckten die Wirtshausschilder aus. Da rief der Bote auf, Scheite zu schwemmen. Die waren im Wolfsgraben aufgebaut, und die Köhler kamen zusammen, unter ihnen auch Arno Lindolf und Florian Günther. Die Wasser hatten sich verlaufen, die Schleusen mußten geschlossen werden. Durch die erste Schleuse waren die Scheite gestern geleitet worden. Heute lagen sie zwischen der ersten und zweiten und sollten durch die zweite und dritte geführt werden. Dann, nahm man an, würde der Bach Wasser genug haben, sie ohne neues Aufdämmen vorwärts bringen zu können.
Arno Lindolf kam am Morgen zu Florian, ihn abzuholen. Der war noch nicht fertig, hatte noch etliches auf dem Plane zu tun und dann in der Kammer. Derweile war Lin-

dolf allein in der Stube, zog ein Vöglein aus der Tasche, küßte es auf das Köpfchen, öffnete Florians Käfig, nahm dessen Zeisig heraus und setzte seinen alten dafür hinein. Da kam Florian zurück, und sie gingen über den Plan, Florian voraus. Als sie über den Eichbachsteg waren, zog Arno Lindolf die Hand aus der Tasche, öffnete sie und ließ einen Zeisig in den Frühling fliegen. Der stieß einen so hellen Jubelruf aus, daß sich Florian wandte.

„Das war doch ein Zeisig?"

„Ja, sie sind wieder da. Ich habe meine gestern fliegen lassen. Auch den alten."

„Den alten? Warum den?"

„Ach, er war lange genug im Käfig. — Du, Flori, du bist doch ein frommer Mensch und kennst den Herrgott."

„Wer kann sagen, daß er ihn kennt."

„Du kennst ihn nicht?"

„Das mag ich auch nicht sagen. O ja, ich meine, ich kenne ihn."

„Wie ist er?"

„Aber Arno, du tust, als wüßtest du nichts von ihm. Du bist doch in die Schule gegangen."

„Das wohl, aber mir scheint, er ist anders, als man ihn da begriff."

„Hm, du magst recht haben. Man muß da doch allerlei lernen, das einem die Schule nicht mitgeben kann."

„Wie ist er, nach dem, wie du ihn heute verstehst?"

„Gut ist er. Kein Zürnender. Er ist ein Vater, und wenn man etwas verkehrt macht, aus guter Meinung heißt das, weil man es nicht besser verstand, dann lächelt er und richtet es wieder gerade, und wenn man etwas falsch macht, weil man nicht dagegen ankonnte, das vergibt er."

„Wenn man nicht dagegen ankann, das vergibt er?"

„Ja, da kannst du gewiß sein."

Sie begegneten andern Köhlern, die Rede kam auf die Arbeit, und sie schritten wacker aus. Als sie an der dritten

Schleuse vorbei kamen, schlossen sie die. Zwischen der ersten und zweiten lag der Bach voller Scheite. Einer zog das Brett an der ersten Schleuse, das aufgedämmte Wasser quoll in ungestümem Schwalle heraus, schoß brüllend über den Sturz, schäumte, nahm die Scheite auf den Rücken und trug sie hinab. Köhler gingen hüben und drüben und lenkten die Scheite, die sich an das Ufer legen wollten, in den Strom. Vor der zweiten Schleuse lagen sie auf Haufen. Arno Lindolf sprang auf den Balken, zog das Schleusenbrett heraus, hatte eine lange Schürstange in der Hand und lenkte die Scheite durch die Durchfahrt. Dabei stand er ohne zu schwanken. Florian hatte keine Sorge um ihn, aber es schien ihm, als ruhe in Arno Lindolfs Augen eine sonderbare Starrheit.
So vor der dritten Schleuse. Lindolf sprang wie ein Seiltänzer über den weißleuchtenden Balken, den er mit Florian aufgesetzt, stand und leitete die Scheite. Die Scheite lagen dicht eines am andern, so daß nur vor dem Schleusenbrette ein freier Tümpel war. Auf einmal ein Schwanken, ein Taumeln, das Wasser platschte auf, die Köhler schrien durcheinander, einer ritt auf dem weißen Balken hin, bohrte eine lange Floßstange hierhin und dorthin ins Wasser und suchte, andere rannten unterhalb der Schleuse. „Er muß doch durchgespült werden", standen und warteten. Arno Lindolf kam nicht wieder hoch. An einer Stelle schien es, als stoße eine Faust gegen die Scheite, aber dann war die Bewegung wieder weg.
„Herrgott, der Lindolf ertrinkt!" Das riß Florian aus der Erstarrung. Er schrie auf wie ein Tier unter dem Todesstoße „Arno!", rannte, auf den Scheiten springend, in das Wasser, sank zwischen den Scheiten durch, das Wasser schlug über ihm zusammen, fühlte einen Haken, den einer in seinen Rock schlug, ward emporgezogen und sah in Eckerts verzerrtes Gesicht: „Mensch, Florian, ja doch, ja doch, nicht um dich schlagen. Es hilft nichts. Du ersäufst

auch. Ich lasse dich nicht los. — Denk doch an dein Mädel. — Weiß ich ja, daß der Arno ein Prachtmensch war. — Ja doch, ja doch! — Freilich, es kann ihn dir keiner ersetzen. — Nichts, du gehst nicht wieder ins Wasser", und Eckert rannen die dicken Tränen über die Wangen.
Da schlug Florian die Hände vor das Gesicht, es brach aus seinem Innern ein tiefes, trostloses Murren, der Schmerz fand kein Wort, die Erschütterung formte keine Klage. Eckert stand vor ihm, ihm den Weg nach dem Bache zu versperren. Den nahm Florian am Arme. „Sag, Eckert, das ist doch ein verrückter Traum."
„Verrückt ist es", antwortete der, „aber ein Traum nicht. Wenn es noch mich getroffen hätte, dann könnten die Frommen sagen: Seht, jetzt hat's ihn doch erwischt. Aber den Lindolf mußte es treffen, zu dem doch wahrhaftig was war. Der war keiner von meiner Sorte. Ganz verrückt ist es."
Sindermann, der auf dem Balken saß, rutschte vor und hinter, langte weit aus mit der Stange und suchte dann wieder am Gebälk, aber obwohl die Stange da und dort einen Widerstand fand, erwies es sich doch immer, daß es sich um einen Stein oder um einen versunkenen Baumstumpf handelte.
Der alte Landfried hatte indes geboten, die zweite Schleuse zu schließen, damit das Wasser vor der dritten ablaufe. So hörte der Zufluß von oben her auf, und nach zwei Stunden, in denen das Wasser mehr und mehr von den überschwemmten Wiesen zurücktrat, haftete der Haken Sindermanns an Lindolfs Rock. Er brachte ihn nicht herauf, und zwei, drei andere mußten ihre Haken gleichfalls in das Gewand schlagen. Als der Tote langsam auftauchte, da hielt er noch einen Wurzelknorren in der Hand.
Florian, den keiner zu bewegen vermocht hatte, heimzugehn, lief wieder etliche Schritte in das Wasser, nahm die kalte, hagere Hand, leitete den Körper ans Ufer und löste die Haken, die den Leib nicht verletzt hatten. Er weinte

nicht, schmal und eisenhart lagen die Lippen aufeinander. Zart, wie mit Mutterhänden, aber strich er über das lange, braune Haar und ordnete es notdürftig auf dem Scheitel, legte die Hände übereinander, stand und sah fragend auf das bleiche Antlitz, das nicht verzerrt war, und in dem deutlich ein Zug stand, als wäre der Stille erlöst, bettete den Freund auf die Tragbahre, die andere aus Ästen gezimmert hatten, und trug ihn mit Eckert hinauf in das verwaiste Haus am Eichbache.
Ach, du liebes Heim, wohin ist all deine Traulichkeit? Es war kalt in der Stube und roch, wie wenn der Ofen geraucht hätte, die Türen der Vogelkäfige standen offen, alles Singende war hinaus. Nun war es still, ganz still. Sie trugen den Toten auf sein Lager, entkleideten ihn und taten ihm die Sonntagskleider an, Florian schob ihm das Kopfkissen tiefer ins Genick, daß das Haupt höher liege, ein Sonnenstrahl kam durch das Fenster geflogen, suchte das junge Gesicht, so daß es vom Leben durchflutet schien. Florian stand, sah auf das freundliche Antlitz, seine Lippen zuckten. Da rührte ihn Eckert an der Schulter und sagte rauh: „Komm, du mußt nun wahrhaftig auch an dich denken. Du bist doch naß. Zieh dich um. Des Lindolfs Sachen werden dir passen.“ Er kramte aus einem Schranke, in dem alles wohlgeordnet lag, Kleider und Schuhe und Strümpfe heraus, und Florian wehrte nicht ab. Indes er sich umzog, entfachte Eckert in der Stube ein prasselndes Feuer im Ofen. Sie warfen noch einen Blick auf den Toten, gingen aus der Kammer in die Stube und saßen am Tische nieder.
Es war lange still zwischen ihnen, aber dann und wann sagte Eckert irgendein Lob des Toten und fügte daran einen Tadel für sich. Um den Lindolf sei es schade, um ihn wäre es das nicht gewesen. Er hätte allerlei auf dem Kerbholze, der Lindolf nicht, so daß Florian zuletzt abwehren mußte, weil sich der Mann geradezu zerfleischte.
„Eckert“, sagte er, „wenn der Arno sterben mußte und du

lebst, dann wird einer wissen, warum es so gekommen ist."
Und der Köhler, der gesagt, er glaube nicht an den Guten über ihm und nicht an den Bösen, hielt schweigend still, als Florian weiter davon redete, daß irgendwann und irgendwoher doch am Ende jemand komme, der ihn brauche, und geschehe das nicht, dürfe er nicht für ein anderes einstehn, so stünde er doch für sich. So vielerlei.
Eckert war es, der an das dachte, was Florian in seinem Schmerze entging. Er brachte Brot und zündete, als es dunkelte, die Lampe an.
An dem Nachmittag war Zorge unterwegs, Florian aufzusuchen. Er wollte ihm sagen, daß er kommen möge, wann er wolle. Nun sei er, wie er ihn gern sehen möchte. Das wollte er ihm sagen, und wollte nicht sparsam sein mit guten Worten. Dann wollte er zurücktreten und den Jungen die Bahn freigeben. Als er über die Dreisabrücke ging, begegnete er dem Köhler Langbein. Den schickte der alte Landfried, Arno Lindolfs Bruder, von dem er wußte, wo er wohnte, dessen Tod anzuzeigen. Von ihm erfuhr Zorge, was geschehen war, kehrte um, teilte seinem Kinde das Unglück mit und sagte Susanne, als die jammerte, das werde den Florian hart treffen, da er den Lindolf wie einen Bruder lieb gehabt, er gehe jetzt zu ihm und bleibe die Nacht über bei ihm.
Er ging gesenkten Hauptes, langsam und in schweren, wühlenden Gedanken. Wie wird das Florian tragen? Ist es nicht wieder einmal zuviel, das über ihn kommt? Man kann mit allzu ungestümen Schlägen auch das Eisen, aus dem man ein tüchtig Stück formen wollte, zerschlagen.
Die Landfrieds erzählten ihm genauer, wie es hergegangen war. Es war ein Unglück gewesen. Daß der Lindolf ausgleiten mußte, der sonst auf den Balken förmlich getanzt hatte! War der neue Balken zu glatt gewesen? Von ihnen vernahm Zorge, daß Florian mit Eckert bei dem Toten sei.
Die Nacht schickte ihre Sterne aus, da trat Zorge in Lin-

dolfs Hütte, grüßte die Männer und hielt Florians Hand lange in der seinen.

„Es ist dir ein Freund gestorben", sagte er. „Ich weiß von Susanne, wie ihr zueinander standet. Du wirst ihn nicht vergessen. So wird er dir immer leben, nur seine Stimme wirst du nicht mehr hören."

„Und seine Augen werde ich nicht mehr sehen", klagte Florian Günther. „Ich hätte ihm so gern geholfen. Komm, du sollst ihn sehn." Er hakte die Lampe aus und führte Zorge an des Toten Lager. Im Lichte schimmerten die braunen Haare, die trocken geworden waren, Florian zog seinen Kamm aus der Westentasche und kämmte sie, bis sie lagen, wie der Tote sie immer getragen.

Zorge aber legte seine Rechte auf Arno Lindolfs Hände, senkte das Haupt, und Florian sah, daß sich seine Lippen bewegten. Dann nahm er Florian an der Hand und kehrte mit ihm zu Eckert zurück, der in der Stube geblieben war. Da erzählte Florian den zweien aus des Toten Leben, holte das Bild des Mädchens von der Wand und legte es zwischen sie. Er zeichnete ein leuchtendes Bild des Freundes mit lauter hellen Farben. Eckert aber warf ein grobes Tuch darüber. „Er hätte dreinschlagen sollen", sagte er. „Wenn er mir auch leid tut, das muß ich sagen, dreinschlagen hätte er müssen. So ein gottvergessenes Weibsstück!"

Florian aber verteidigte den Freund.

Um Mitternacht ging Zorge allein hinaus auf den Köhlerplan und richtete die Augen fragend auf die Sterne. Es arbeitete stark in ihm. Was war aus Florian geworden! Selbst daß er den Toten in seiner Schwäche verteidigte, gefiel ihm. Er soll Liebe in sich haben, gar nicht genug kann er davon haben. Wie er sich schon äußerlich verändert hat! Der Vollbart steht ihm gut, sein Gesicht ist fest geworden, und auf seiner Stirne liegt Mannestum. Hab' Dank, du Unerforschlicher, daß du es hast gelingen lassen. Nun will ich freudig beiseite treten. Die zwei sollen sich ein Nest einrichten, wie

sie es gern haben. Jetzt kann kommen, was da will, von außen oder von innen, Florian wird seinen Mann stehn, sich das Leben bauen, das er braucht. Das wird reich sein und ein bewußtes Glück, es wird weit sein und doch im Hause Genüge finden.
Als er so stand, kam eines aus der Nacht über das Brücklein. Zorge meinte, es sei ein Köhler, aber es war ein Weib, das mit unsicheren Schritten, jetzt rasch und dann zögernd, daher kam. „Arno", rief sie und blieb stehen. Da ging ihr Zorge entgegen, und sie ließ ihn herankommen.
„Du suchst den Arno Lindolf?" fragte er.
„Ja, er wohnt hier?"
„Das tut er. Du bist schon am rechten Flecke, aber wer bist du?"
„Wohnst du mit ihm zusammen?"
„Warum mußt du das wissen?"
Da drängte das Weib eine feuchte Hand in seine. „Sage mir, hat er je von einem Mädchen gesprochen, das er einmal lieb gehabt?"
„Das tat er alle Tage."
„So hat er mich nicht vergessen?"
„Wenn du die bist, um die er zu den Köhlern gegangen ist, dann kann ich dir sagen, daß er dich nicht vergessen hat. Dein Bild hängt drinnen an der Wand."
„Die bin ich. Meinst du, daß — ich hineingehn darf? Ich sitze schon ein paar Stunden droben im Walde. Dahin haben mich die Leute aus Dreiacker gewiesen. Bis dahin ist's leicht gegangen, aber zuletzt war es mir doch beinahe zu schwer. Dreimal bin ich auf das Haus zugegangen und bin wieder umgekehrt. Ob ich hineingehe?"
„Ja." Zorge hielt das Weib ganz fest an der Hand. „Du darfst es. Aber — ich muß dir vorher etwas sagen — erschrick nicht. — Du kommst zu einem Toten."
Das Weib schrie nicht auf. Das Leben hatte sie hart gehämmert. „Tot?" sagte sie mit bebenden Lippen. Sie weinte.

Kein auffahrendes, wildes, stoßweißes Weinen, ein müdes, halb dem Toten, halb ihr selber geltend.

„Er ist tot?"

„Ja, heute ist er drunten an der Schleuse ertrunken. — Komm, du sollst ihn sehen, den treuen, guten Menschen."

Sie ließ sich führen, Zorge stieß die Tür auf, leitete das Weib unter die Lampe, wies auf das Bild, das auf dem Tische lag und sagte: „Das ist sie. Heute grade muß sie herkommen."

Florian und Eckert sprangen auf, daß die Stühle polterten. Zorge hielt die Fremde um die Schultern gefaßt. Sie hatte die Hände gefaltet und sah mit erbarmenflehenden Augen auf Florian. Auf Eckert hatte sie nur einen kurzen Blick geworfen, aber auf Florian blieb er haften, weil sie fühlte, wie dem das Herz brannte.

Florian tat einen ungestümen Schritt ihr entgegen, und wilde Worte wollten ihm über die Lippen stürzen. Zorge aber streckte die Hand gegen ihn aus: „Stille sein, stille sein."

Da trat Florian zurück. Der Bauer ließ das Weib auf einen Stuhl gleiten.

„Das ist sonderbar", sagte er, „daß du grade heute kommen mußtest."

Das Mädchen erhob sich. „Laßt mich zu ihm."

Da stand Florian auf, öffnete die Kammertür, und eine breite Lichtgarbe fiel auf Arno Lindolfs Haupt. Die Fremde ging hinter Florian drein, stand vor dem Lager, verkrampfte ihre hageren Finger ineinander, sank nieder, drückte ihre Stirn gegen des Toten Wange, und aus ihrer schwer arbeitenden Brust kamen einzelne dünne, klirrende Laute. So lag sie lange. Florian, der anfangs neben ihr gestanden, und in dem, als er die Augen von dem Toten auf die Lebende fallen ließ, der Zorn gegen sie wieder hoch gebrannt war, trat leise zurück, fühlte, wie sich das Weib unter den Anklagen, die von dem Totenbette gegen sie aufstiegen, wand, wehrte

dem Erbarmen nicht, das in ihm lebendig werden wollte und kehrte an den Tisch.
Wieder war es eine schwere Stille zwischen ihnen, aber wühlende Gedanken machten, daß die Männer da saßen mit tiefen Furchen in den Stirnen. Da nahm Zorge Florians Hand, neigte sich zu ihm und sagte leise, daß er die draußen nicht störe: „Was sagst du nun? Ist es ein Zufall, ist es mehr? Ich mag es nicht entscheiden. Es kann ein Zufall sein. Ich möchte eine andere Deutung versuchen. Was meinst du, mit welcher Gewalt und Inbrunst der Tote in den letzten Tagen an sie gedacht hat, wie er seinen sehnenden Ruf in die Welt hinausgeschickt hat. Florian, es geht mehr von Herz zu Herzen als wir wissen. Ich bin gewiß, daß das Weib den Ruf vernommen hat. Sie mag ihn oft gehört haben, er hat sie unruhig gemacht, gerade so, wie es dem Lindolf oft gewesen ist, als riefe sie ihn. Nie mag der Ruf so stark gewesen sein wie in den letzten Tagen. Da hat sie kommen müssen, hat endlich den Mut aufgebracht, zu dem sie sich bisher nicht hochreißen konnte. Sie hat es nicht gewußt, daß sie dem Rufe folgte, wollte sich wohl selber erlösen. Sie ist unglücklich. Das sieht man."
Nach langer Zeit vernahmen sie, wie sich das Weib erhob, wie sie ein Schluchzen zerbiß und sich wandte. In der Tür taumelte sie gegen den Pfosten, zog dann die Klinke leise zu, so daß sie nicht schnappte, und trat unter die Lampe.
Sie wandte sich wieder an Florian. „Ich spüre es, daß du sein Freund gewesen bist. Hab' Erbarmen, erzähle mir von ihm."
Florian aber war unsicher und wußte nicht, wie er es anpacken sollte. Er wollte dem Mädchen nicht weh tun, vor allem aber doch den Freund in ein reines, helles Licht stellen. So redete er anfangs durcheinander, stockte oft und verwirrte sich. Da halfen ihm Zorge und Eckert. Es war, wie wenn sie jetzt ein Licht ansteckten und dann eines. Das gaben sie Florian in die Hand, daß er es hoch halte und auf einen Leuchter stelle. So kam Florian Günther frei von der

Unsicherheit. Nun redete er davon, wie er den Freund kennengelernt und sich zu ihm gezogen gefühlt habe, wie er sich seiner Kunststücke gefreut, aber geahnt habe, daß hinter dem heißen Mühen mehr läge als die Freude an der wachsenden Fertigkeit. Allmählich redete er geradezu in Freude, zählte alles auf, was Arno Lindolf gelernt, und daß der gemeint habe, weit genug zu sein, als ihm das Kunststück mit dem Glase gelungen.

Indes er sprach, hingen ein Paar große, starre Augen an ihm. Ab und an zuckten die Lider über die brennenden Sterne, und dann zerfaserte eine Träne in den breiten Wimpern. Als Florian von den Fertigkeiten Lindolfs erzählte, die einzig der Unterbau hatten sein sollen, von dem aus er weiter wollte, und die ihm das Suchen ermöglichen sollten, da ging ein ganz kleines, bitteres Lächeln über des Weibes Gesicht. Sie schwieg aber, und es tat ihr wohl wie einem verdursteten Strauche der Mairegen, als Florian immer und immer darauf zurückkam, wie groß Arno Lindolfs Liebe gewesen sei. Hernach aber, als Florian davon redete, wie er sich bemüht habe, den Freund wieder auf die Beine zu stellen, da war es ihm schier eine Lust, dem Weibe weh zu tun. Er verheimlichte nicht, daß er der vor ihm Sitzenden gezürnt und der Meinung gewesen sei, daß sie soviel treuen Glauben nicht verdient.

Während er sprach, wollte sein Blick nach der Seite hin ausbrechen, aber des Mädchens Augen zwangen die seinen geradezu in ihre hinein. Sich dagegen wehrend, setzte er doch alles härter und fester vor sie hin, als er eigentlich wollte, und seine Worte waren wie Hammerschläge. Seinen Eifer erkennend, wurde er, jäh umspringend, milder. Der Freund müsse den Tod geahnt haben. Wie er heute früh mit ihm gesprochen, und gestern habe er alle seine lieben, singenden Vögel fliegen lassen, sogar den alten.

Endend wandte er sich an Zorge: „Vater, was sagst du dazu, daß es der Arno geahnt haben muß?"

Der Stuhl, auf dem Zorge gesessen, aber war leer. Florian hatte es nicht vernommen, wie der Bauer ins Dunkel getreten war. Nun kam seine Stimme aus dem Dunkeln: „Ich sage, es ist einer erlöst."
Da schnellte das Weib in die Höhe. „Erlöst", schrie sie, „erlöst!" Sie war wie von Sinnen, fuhr mit der Rechten nach dem Haupte, spürte es nicht, daß sich eine starke Haarsträhne löste und ihr über die Brust fiel, spielte aufgeregt mit den Fingern und tat wie eine Irre. Dann brach ein ungestümes Weinen aus ihr. Ganz anders als draußen auf dem Plane, anders als an des Toten Lager, heiß und flutend. So eine Weile. Dann kam es wie ein Müdesein nach aufgepeitschtem Wellenschlage über sie, sie sank vornüber auf den Tisch, die Haarsträhne lag auf der Buchenplatte wie zerspellt und zerfasert, und wie eine Flut brachen lange verbissenes Leid, trotzig getragene Not, aus ihr heraus.
Halbleibs über dem Tische liegend, Florian Günther mit den Augen klammernd festhaltend, breitete sie die Jahre des Irrens vor ihm aus. Einzig vor ihm, weil sie fühlte, daß ein Junger vor ihr saß, der ein heißes Herz hatte. Da lag es vor ihm, ein Leben, wie es sich auf den Gassen breit macht, die Augen blendend mit glitzerndem Flitter, den erbärmlichen Flickenkram, sich selber belügen müssend, über die grausame Nacktheit würgender Not breitend und sich zuletzt irgendwo in einer dumpfen Kellerhöhle verkriechend. „Nichts, nichts hätte er gefunden", sagte das Weib mit dürren, trockenen Lippen. „Alles hätte ihm gelogen, sein Können, das nicht mehr gilt als ein Hausnarrentum wert ist, das Leben auf der Landstraße, über dem die Leidenschaften eine Zeitlang die wilde Geißel schwingen, und — ich hätte ihm gelogen. Er hätte nichts gefunden, gar nichts, am allerwenigsten, die er suchte. Was wäre es für ein jämmerliches Leid für ihn gewesen! Er hat meine Mädchenseele lieb gehabt und meinen Mädchenleib. Du, sieh mich an, dann segne es, daß er starb. Von meiner Seele ist nichts übrig

geblieben, das mehr wert wäre als ein Haderlumpen. Und mein Leib, der ... ach, es ist nicht nötig, daß ich es sage, du siehst es ja."
Zorge hatte hinter ihr gestanden, ruhig und unbewegt, hatte den Blick auf die graudurchschossene Haarsträhne, die auf dem Tische lag, gerichtet und fragte nun mit einer tiefen Stimme: „Wie alt bist du?"
„Achtundzwanzig Jahre", antwortete das Mädchen.
Da griff der Bauer nach der Strähne, legte sie breit auf den schwarzgrauen Tisch, daß jedes einzelne weiße Haar sich deutlich abhob: „Achtundzwanzig Jahre und so?"
Nun sah Florian das Alte in dem jungen Haar, es stieg wie ein Schrei um Erbarmen davon auf, trotzte förmlich vor ihm hin und hämmerte es ihm ins Herz: Die da vor dir sitzt, die hat dir nur die Hälfte erzählt, ich, das weiße Haar, füge die andere hinzu und sage dir, daß sie bitter, bitter gerungen hat, daß sie tausendmal dabei war umzukehren, daß ihre Not zum Himmel schrie, und daß ihr Weg, den sie heute getan hat, so schwer und ach, so gläubig gewesen ist wie nur je der eines Verirrten, über dessen Sumpfleben doch eine reine Flamme zuckte. Nun richte! Florian Günther saß krummrückig am Tische und zürnte sich. Zorge stand, das weißdurchschossene Haar zuckte leicht auf seiner Hand, das Mädchen zitterte in Schwäche, und der rauhe Eckert murrte ganz tief und in stoßweisem Atem.
„Das sagt anderes", begann Zorge, „als deine Zunge, und — beides ist wahr. So sind wir. — Dein Liebster ist erlöst, du mußt dich selber erlösen. Wenn du willst, dann komme zu uns. Ich denke, daß du so nach einiger Zeit wieder geradeaus sehen lernst. Jetzt siehst du nur um die Ecken und tust dir geradezu Zwang an, nur das Elend zu sehn und die Schuld."
Die Fremde antwortete nicht. Wieder war es lange still in der Stube, aber es war, als stünde der Tote zwischen ihnen, nun sich Anklage und Rechtfertigung die Waage hielten,

stünde zwischen ihnen und hätte gütige, verzeihende Augen. Nun blieb hüben wie drüben nichts übrig als ein irrendes Menschentum, dem es an Kraft gefehlt hatte, und auf das man sein Erbarmen gleichmäßig hinüber und herüber verteilen mußte.

Wohl wurde dann und wann noch etliches in der langen Nacht gesprochen, aber es fehlte der Rede das Zusammenhängende, ja selbst die Gründlichkeit fehlte ihr. Sie redeten jetzt davon, daß der neue Balken glatt gewesen sein müsse und hernach davon, daß der Köhler Langbein, der die ganze Nacht gelaufen sei, am Morgen mit der Unglücksbotschaft zu den Lindolfs kommen müsse, und ob der Bruder den Toten wohl holen werde.

So trat eines um das andere vor sie hin und versank. Eckert blieb stumm. Er redete die ganze Zeit nicht ein einzig armselig Wörtlein mehr. Die Fremde hatte die Haarsträhne wieder in das Netz gesteckt, Eckert rückte hierhin und dahin und suchte immer wieder nach dem Schnee, den Not und Schuld über das junge Haupt geworfen, sah die hageren Hände, die jetzt still im Schoße lagen und sich hernach in unruhigem Spiel bewegten, beobachtete nachdenklich, wie ab und zu ein Schauer die schmalen Schultern erschütterte, wie die Augen einmal weit aufgetan wie in Entsetzen starrten und darauf weich, weinend und träumerisch waren.

Gegen den Morgen hin kamen die Köhler Sindermann und Deinhard und sagten, daß sie Florian und Eckert ablösen wollten. Sie verwunderten sich, als sie das fremde Weib bei den Männern trafen, aber als die in die Kammer zu dem Toten ging, und die Tür hinter sich schloß, erzählte ihnen Zorge, wer sie sei.

Als die Fremde nach einer Weile wieder heraustrat und nun im Tageslichte stand, da erst war es deutlich sichtbar, wie das Leben auf sie losgeschlagen hatte, und daß ihr Gewand, halb städtisch fein, halb bäuerlich grob, abgetragen und an den Säumen zerschlissen war.

„Nun will ich gehn", sagte sie.
Sie machte keine Miene, einem der Männer die Hand zu reichen, drückte sich leise und scheu aus der Tür und wurde nicht gewahr, daß Eckert an ihrer Seite stand, wollte flüchtigen Fußes über den Wiesenplan eilen und erschrak, als der Köhler ihre Hand nahm.
Florian war noch einmal zu dem Toten getreten und nahm Abschied von ihm. „Lebe wohl", sagte er, „und habe Dank für alles, was du mir gegeben hast. Ich weiß, daß du erlöst bist. Nun ist es ganz licht um dich, und du weißt nun auch, wie sie sich nach dir gesehnt hat. Ich kann ihr so wenig böse sein, wie du es gekonnt hättest, aber es ist gut, daß das Verzeihen nicht von dir verlangt wird. Schlafe gut, du Lieber."
Auf dem Wiesenplane aber redete Eckert mit dem Mädchen
„Wohin willst du nun?" fragte er.
„Irgendwohin. Es ist doch egal, was aus mir wird."
„Das ist es eben nicht."
„Um mich ist's wirklich nicht schade."
„Da laß andere reden. — Ich will dir was sagen: Zorge riet dir, zu ihm zu kommen. Du bist gut bei ihm aufgehoben, das ist keine Frage, aber — wie wäre es, wenn du mit mir gingst? Ich stehe ganz allein."
„Mit dir? — Schließlich kommt's auf einen mehr nicht an. — Fahr nicht zurück. So — war ich."
Eckert aber polterte los: „Hältst du mich denn für ein Stück Vieh? Ich habe doch Erbarmen mit dir. Das ist's. Gar nichts anderes. Du kannst dich heilig drauf verlassen, daß ich dich nicht anrühren werde. Glaube nicht, daß du zu einem Guten und zu einem Frommen kommst. Ich habe dreimal im Gefängnisse gesessen, und ich glaube nicht an Gott und nicht an den Teufel, aber — —."
„Du bist ein Mensch." Das Weib überlegte einen Augenblick. „Ich komme mit dir."
Indessen waren Zorge und Florian aus dem Hause getreten. Sie waren den nur langsam Vorausgehenden dicht auf den

Fersen. Eckert hatte die Fremde noch immer an der Hand. „Zorge", sagte er, rückwärts gewandt, „sie geht mit mir." „Ist recht", antwortete der darauf. Florian und der Bauer gingen nun langsam und redeten kein Wort wieder, bis sie in Florians Hütte traten.

Auf dem Wiesenplane davor standen zwei fertige Meiler, die nur darauf warteten, mit Glut beschickt zu werden.

„Wenn du die abgebrannt hast", begann Zorge, „dann komm heim."

„Ja", antwortete Florian. Sie gingen in die Stube, und er trat an den Käfig, in dem der Zeisig saß, nachzusehen, ob es dem Tierlein nicht an Futter oder Wasser fehle. Der Vogel äugte ihn mit schiefem Köpfchen zutraulich an, und Florian redete in Gedanken mit ihm. Da schrak er zusammen, neigte sich vor, ja, der Vogel hatte — am linken Füßchen nur zwei Zehen.

„Er hat nur zwei Zehen", schrie er auf. Und: „Es ist der Alte!" Und: „Arno Lindolf ist nicht verunglückt!"

Aschfahl im Gesicht kehrte er an den Tisch zurück, legte die hagere rechte Hand zur Faust geballt auf die Platte und starrte vor sich hin mit leeren Augen. Zorge saß still neben ihm.

„Arno Lindolf ist nicht verunglückt", wiederholte er. „Herrgott, auch das noch!"

Da fragte ihn Zorge, woher er das wisse. Florian erzählte ihm von dem Alten, von dem Zeisigrufe gestern früh, und alles stand in klarem Zusammenhange.

„Ich habe es geahnt", sagte Zorge darauf. „Deine Gedanken über den Toten aber dürfen keine anderen sein, als sie vordem waren. Sei gerecht, Flori", er sagte jetzt auch Flori, „und sei milde. Du kannst es glauben, daß er erlöst ist. Was hat er für ein Leben gehabt! Du sagst, er sei stärker gewesen als die meisten unter euch, aber er ist doch inwendig schwächer gewesen, als es sein darf. Ein anderer hätte dagegen angekonnt, er konnte es nicht. Man darf nicht über ihn richten, obschon ich seine Art wahrhaftig nicht guthei-

ßen kann. Richten mag ich nicht. Und nun denke, was ihm erspart geblieben ist. Das Mädchen hat es doch ganz klar gesagt. Er wäre in allem enttäuscht gewesen, hätte ein jämmerlich Leben noch eine Reihe von Jahren geschleppt, wäre entweder darin versunken und am Wegrain gestorben, hätte eines Tages vielleicht den Sprung vom Turmseile getan, ein Unglück vortäuschend wie heute, oder wäre, wenn es hoch kam, irgendwo untergekrochen, ein verbitterter, jämmerlich armer Mensch. Nun ist er gleichsam in Sonne gestorben. Habe ihn lieb, wie du ihn immer hattest und denke an ihn ohne Bitterkeit."

Florian sah aus ernsten Augen auf den Bauern.

„Vater, ich habe nicht gewußt, daß ich einmal würde soviel vom Leben zu kosten kriegen. Du kannst glauben, daß es nachgerade reichlich viel wird."

„Ja, es ist viel, das auf dich loskam, aber nun wird es auch ausreichen für ein langes Leben. Ich konnte nicht wissen, daß so viel kommen würde und habe schon, da ich weniger erwartete, um dich Sorge gehabt. Gott sei Dank, daß ich nicht wußte, was die Tage bringen würden. Siehe, Flori, ich habe dich lieb und habe es dir gut vermeint. Ich will mich vor dir rechtfertigen, soweit ich kann. Du darfst mir glauben, daß ich einiges vom Leben weiß. Die Menschen sind nie weiter voneinander, als wenn sie dicht zusammen wohnen. In der Stadt kennt einer seinen Flurnachbar nicht. Auf dem Dorfe sind sie sich näher, aber die Eigensucht richtet doch auch da Mauern zwischen den Gehöften auf. Hier lebt eines am andern, schier eines im andern, bis auf wenige, die, wie Eckert, verbitterte Menschen sind. Ich weiß, wie du gewachsen und geworden bist. Landfried hat mich hochmütig gescholten, als seien mir deine schlichte Frömmigkeit und deine Gradheit nicht gut genug. Es ist wahr, sie waren mir nicht genug. Gut waren sie, aber nicht genug. Wenn du dich ehrlich prüfst, dann mußt du mir zugeben, daß du außer Vater und Mutter bisher nicht einen einzigen

Menschen hattest, in dem du ganz aufgehn konntest. Arno Lindolf ist dein erster Freund gewesen."

Florian hatte eine tiefe, nachdenkliche Falte in der Stirn. War das wahr? Ja, es war die Wahrheit.

„Not hast du nicht kennengelernt bis auf den Tag, da sie übermächtig kam. Da hat sie dich verstört, daß du richtig unsinnig wurdest. Wie du, so wachsen die meisten heran, und die meisten werden soweit brauchbare Leute, aber meines Kindes Mann sollte ein anderer werden. In der Einsamkeit des Dreisatales können dazu nur starke Herzen auf die Dauer glücklich werden; denn das Liebesglück, das, Flori, ist ein Rausch, wie es der Frühling ist. In der Natur ist es richtig, daß der Herbst dem Sommer folgt, im Menschenleben darf es nicht sein, und selbst das Alter muß sich seinen Frühling bewahren können, nur daß er der Jugend da, dem Alter dort blüht. Dann die Gewitter von außen und von innen! Ein gütig Geschick hatte dich bisher vor Leidenschaften bewahrt, aber kennenlernen mußtest du sie. Wie solltest du sonst stehen, wenn sie doch einmal hervorbrächen. Du hast sie kennengelernt in Fremder Leben und im eigenen. Nun es so ausgegangen ist, nun segne ich es, daß der Eichbach das Brücklein zerriß. — Du hast auch die Schuld kennengelernt in ihrer Nacktheit. Vor dem armen Weibe hast du dich erst gereckt im Bewußtsein der eigenen Gradheit und im Zorn darüber, daß den gläubigen Lindolf soviel Enttäuschung erwartet hätte. Dann bist du in dich zusammengesunken. Da wußte ich, wie es in dir aussah. Flori, Flori, Schuld ist furchtbar nur im eigenen Leben. Stehst du vor anderer Schuld, dann neige demütig das Haupt. Ich habe dich auch oft von dem droben reden hören. Es war eine kernige, gute Rede, aber es war der Gott, den dir andere gebracht hatten, den du für deinen eigenen hieltest. Ich weiß nicht, ob du einer von denen gewesen wärest, die auf die Dauer so mit ihm zurechtkommen. Vielleicht wäre es nicht so gewesen. Dann erwarteten dich harte Stunden.

Siehe, jetzt hast du Leben um dich blühen und um dich zerbrechen sehen, alles ist anders gewesen, als du es je kanntest und geht doch alles unter dem Angesicht desselben Gottes. Ich denke mir, du siehst ihn anders als vordem, aber du bist ihm ins Herz hineingewachsen und hast ihn selber in dir, und der Name und sein Bild tun nichts. Aus meinem Munde hast du nie ein Wort vernommen, das dich hätte irremachen können, aber ich habe dein Suchen gefühlt, und Susanne hat mir davon erzählt. Nun weiß ich, daß du deinen Gott finden wirst. Rufst du mich aber einmal dazu, dann will ich dir suchen helfen. Wir finden ihn, des sei gewiß; denn wir haben ihn beide lieb. Nun kennst du viel, weißt, daß du die Freiheit hast, nach allem zu greifen, weißt aber, daß nur eines frommt, das Gute und das Reine, und wählst es als ein starker, freier Mensch. — Ich habe ein wenig Vorsehung spielen müssen. Es hat mir hart widerstrebt; denn wenn ich auch einmal ein Schulmeister habe werden wollen, mag ich doch die Schulmeisterei am Leben nicht leiden, weil sie öfter verkehrt als recht greift. Gott sei Dank, es ist gut ausgegangen. Nun komm. Wir werden auf dem Hofe ein rüstiges, frohes Leben miteinander führen."

Florian hatte aufmerksam zugehört. Des Bauern Worte gingen gleichmäßig, stark und lind, alle in sein Herz hinein, und es stieg ein ehrliches Danken daraus empor. Das gab ihm zwar keine Worte auf die Zunge, aber er legte dem Bauern die Hand auf die seine, sah vor sich hin und sagte, scheinbar ohne Beziehung: „Ich habe Susanne lieb, und wir werden glücklich sein." So, als sei das Glück des Kindes der beste Dank an den Vater.

Der Bauer aber stellte den jungen Menschen wieder in die Alltagsschuhe. „Flori, wir wollen die Meiler anstecken. Nachher essen wir. Ich bleibe noch ein paar Stunden bei dir. Susanne wird zwar schon lange auf mich warten, aber es schadet nichts, wenn sie das Warten ein wenig lernt", scherzte er zuletzt.

Florian legte Arno Lindolfs Kleider ab und zog eigene an, ein wenig noch im Gleichgewicht schwankend, aber als er dann an die Arbeit ging, da fand er sich ganz wieder. Die Männer saßen sich am Tische gegenüber, und Florian redete von Eckert, der das Mädchen zu sich genommen, daß er sei wie eine Eiche, in die der Blitz gefahren. Nun sei sie ja wohl noch fest, aber sie habe doch einen gehörigen Riß. Ob es etwas Rechtes werden würde zwischen den zweien? Zorge beruhigte ihn. Man könne nicht für alle sorgen. Dazu sei auch keiner da.

Zwischen Arbeit und Ruhe hinein erzählte Zorge Florian sein Leben. Er verheimlichte nichts, sprach von seiner einstigen unglückseligen Leidenschaft, die ihm den Verstand genommen hatte, und stellte sich hin als einer, dem nichts Menschliches fremd war.

Als er sich verabschiedete, waren die zwei in Wahrheit Vater und Sohn geworden.

Florian blieb allein. Sie hatten verabredet, daß sie sich in acht Tagen um dieselbe Stunde bei den Landfrieds treffen wollten. Bis dahin wollte ihm Zorge mit Susanne entgegen kommen.

Als der Bauer am Landfriedhause stand, kam Eckert schweißtriefend dahergelaufen und bat Eva Landfried, mit ihm zu kommen. Die Fremde habe den ganzen Vormittag am Tische gehockt und sei hernach auf einmal zusammengesackt, richtig in sich hinein, sei vom Stuhle gefallen und käme nun nicht wieder zu sich. Da nahm Eva Landfried etliche Fläschchen aus dem Wandschranke und ging mit dem Köhler. Eine richtige heiße Angst, als ging es um ein Liebes, hatte in Eckerts Gesicht gestanden.

Zorge sagte dem alten Landfried, daß Florian über acht Tage abrechnen wolle. Er käme wieder auf den Hof. Das erzürnte den Köhler. „Das geht nicht, Zorge. Wie stehe ich vor den andern? Wie lange ist er hier? Laß mich rechnen. Er kam drei Tage vor dem Heiligen Abend. Heute haben

wir den letzten April. Ganze vier Monate. — Die andern werden auf mich losfahren. Die Gemeinde ist doch schließlich zum Wirtshause zu gut. Sie haben ihn schon nicht gerne aufgenommen."
„Gern oder nicht. Er war euer. Ich rechnete, daß er ein Jahr bei euch bleiben sollte, aber mir scheint, es ist in vier Monaten soviel über ihn gegangen, daß es ausreicht."
„Du — — du — — Hochmütiger!" eiferte Landfried. „Alles soll nach deinem Kopfe gehn. Am Ende sagst du, daß ausgerechnet auch der Lindolf verunglücken mußte, einzig damit Florian auch das sehe."
„Landfried, ein bißchen etwas Wahres ist an deinen Worten."
Da zitterte der alte Köhler ordentlich vor Erregung und trippelte vor Zorge auf und ab. „Mensch, Bauer, wie willst du dich drüben verantworten? Es ist mir Angst um dich."
„Genau so habe ich auch einmal gesagt. — Sei ruhig. Ich weiß, daß ich der nicht bin, für den du mich hältst. Daß Florian einen Freund gewann und — verlor, das segne ich, aber meinst du, der Unerforschliche habe um des Bauern Zorge willen das alles kommen lassen? Nein, Alter, dazu bin ich zu klein. Dazu wäre jeder zu gering. Aber die beiden haben dennoch etwas füreinander bedeutet. Der Flori ist an Lindolf gewachsen, und der hat am Flori den Mut gefunden, zu dem er sich fünf Jahre oder länger nicht aufreißen konnte. So ist ihm, Gott sei Dank, das erspart geblieben, was er, soweit ich ihn kenne, doch nicht hätte tragen können."
„Ich verstehe dich nicht, Zorge. Du weißt, daß ich kein studierter Mann bin, und du mußt einfacher mit mir reden."
„Das will ich. — Ich möchte dir und der Gemeinde eine Freude machen als Dank für das, was ihr dem Jungen tatet. Weißt du, womit es geschehen könnte? — Nicht? Wie weit bist du denn mit eurer Schule?"
„Ich warte auf die Antwort."

„Schreibe noch einmal. Der Bauplatz wäre da, schreib. Dann geh hinauf nach Dreiacker zum Hänisch und kaufe ihm das Feld vor dem Walde ab. Der Platz ist gut. Ich will ihn bezahlen und euch schenken, und wenn es sonst an etwas fehlt, dann sage es mir."

„Zorge", sprach Landfried nach etlichen tiefen Atemzügen, „wenn ich mich nur mehr über deine Freigebigkeit freuen könnte! Du machst uns das, was wir vorhaben, ein gut Stück leichter. Wenn du es nur mit einem andern Herzen tätest. Da stehst du wie ein Klotz und läßt dich nicht wankend machen..."

„Nein, das tue ich nicht."

„....bleibst, wie du warst und ich halte dich doch — für hochmütig."

„Damit mußt du eben fertig werden. Lebe wohl, Landfried, über acht Tage komme ich mit meinem Mädel wieder. Wir holen den Florian ab." —

Eva Landfried trat eine Weile nach Eckert in dessen Hütte. Der war ihr vorausgeeilt, weil ihn die Sorge jagte. Sie traf ihn am Lager der Fremden, wie er auf dem Bettrande saß und den Arm unter den Rücken des Weibes gelegt hatte. Die war nun wohl bei Sinnen, aber ihr Gesicht war ganz klein geworden und verfallen. Unnatürlich weit standen die Augen offen, und die breiten, schönen, dunklen Wimpern ließen die Blässe des Gesichts nur deutlicher werden. Nun sie ihre Hände auf der Zudecke liegen hatte, waren sie wie die eines Menschen, der lange krank gewesen ist. Die Haare waren gelöst und noch immer schön in ihrer Fülle und krausen Feinheit, aber zwischen schwarzen Flechten lagen dicke weiße Strähnen, als wären sie gewalttätig hineingeworfen.

Eckert redete dem Weibe gut zu. „Du kannst ohne Sorge bei mir sein. Ich will dir zugute tun, was ich kann, und du kannst, wenn du willst, gehn, wie du gekommen bist. Den Lindolf kann ich dir nicht ersetzen. Ich bin ein Mensch, wie

mit dem Beile zugehackt. Sie haben mir übel mitgespielt, und ich habe es ihnen heimgezahlt, aber ich habe nie einen Bettler an mir vorübergehn lassen. Wenn man selber im Elend ist, dann übersieht man keinen."

Indem trat Eva Landfried ein, Eckert erhob sich, und Eva ging in ihrer entschlossenen, freundlichen, selbstverständlichen Art zu der Fremden, hatte ein Lächeln auf den Lippen und ein Starksein in den Augen. Der Köhler ging hinaus, und die Frauen waren allein. Eva Landfried ließ die Kranke nicht zu Worte kommen, als sie versuchte, sich anzuklagen.

„Du Hascher du", sagte sie, „wie deine Hände aussehn, und auf deinen Backen ist nicht ein Bröcklein Fleisch. Durch die kann ja der Wind blasen." Sie legte ihr, wie Eckert getan, den Arm um die Schulter und erschrak. „Herrgott, man greift ja völlig durch und durch. Weine nicht. Dagegen kommen wir auf. Du mußt essen."

Sie hantierte in des Köhlers Stube, als sei sie daheim. Eckert, der das vernahm, steckte den Kopf durch die Tür.

„Fehlt es wo?"

„Freilich, du hättest sie verhungern lassen."

Eckert hatte nicht an das Essen gedacht. Frau Eva jagte den Köhler über den Berg. „Geh zu den Sindermanns und laß dir an Ziegenmilch geben, was sie haben und bestelle, daß dir der Junge alle Tage davon bringt, was sie irgend geben können, selbst wenn sie den Kaffee eine Zeitlang schwarz trinken müssen."

Das Feuer prasselte im Ofen, die Suppe dampfte, Eva Landfried fütterte die Fremde wie ein Kind. „Nicht zuviel auf einmal. — Jetzt warten wir, nachher kriegst du mehr. — Schau, jetzt werden deine Lippen wieder rot. Du armer Hascher du."

„Arm bin ich, ja, aber..."

„Mehr nicht. Nur a r m bist du. — Bei dem Eckert bist du gut aufgehoben. Er ist ein Grobian, aber irgendwo hat er

doch eine weiche Stelle. Die wirst du schon finden. Da ist mir nicht bange. — Nun weinst du wieder. — Weine dich aus. Das tut gut. So, so, ah, nicht zu sehr, Mädchen, du hast es hart gehabt. Schüttele nicht den Kopf. — Was? Verdient? — I woher. — Gut sein, gut sein. Kommt alles wieder zurecht. — Der Arno Lindolf? Freilich, er war ein lieber, guter Mensch, aber er war einer, der seine Not förmlich lieb gewonnen hatte und ihr schöntat, anstatt sie beim Kragen zu nehmen und sie hinauszuwerfen. Es gibt auch solche Leute. Ich könnte das nicht. Um mich muß es licht sein. Ich teile mit den Armen auseinander, was um mich herum nebelt, bis es wieder klar ist."

Eckert war rascher mit der Milch zurück, als eines annehmen konnte. Nun stand er am Fußende des Bettes, sah, wie die Ermattete trank, wie ihr Blut lebhafter durch die Adern ging, ein feines Rot auf die Wangen trat, und das Gesicht allmählich einen ganz andern Ausdruck annahm. Wie schön mußte sie einmal gewesen sein! Sie konnte es wohl wieder werden, da sie doch erst achtundzwanzig Jahre war. Als das dem Köhler bewußt wurde, ging er hinaus und warf draußen die Holzklötze gegeneinander.

Eva Landfried trat zu ihm. „Eckert, du mußt recht gut zu ihr sein. Sie ist wie ein verschüchtertes Reh."

„Ich gut sein? Ich bin ein Grobian."

Eva Landfried fuhr über den Mann drein: „Freilich bist du ein Grobian und ein halb verwilderter Kopf bist du auch. Es wäre kein Wunder, wenn sie sich vor dir fürchtete. Wie du aussiehst. Hast du eine Schere? Ja? Dann hole sie. — So, daher setz dich, du Wilder. Ich will dir die Haare schneiden und den Bart stutzen, daß du wieder ein Mensch wirst. — Hältst du gleich still! Ei, was kommt da für ein Kerl heraus! Kein weißes Haar."

„Du", sagte Eckert unter der Schere. „Sie tut mir in der Seele leid. So abgemagert."

„Ach, fett ist eines schnell, wenn man's gut füttert. — Halt

stille, Mensch, der Schnurrbart hängt ja wie Birkenruten. Schnipp, schnipp. So, nun darfst du dich auch waschen. Dann sollst du sehn ..."

„Ach, sie ist ja viel zu schön für mich und zu fein."

Da lachte Eva Landfried. „Verliebt ist er, der Bär." Darauf wurde sie ernst. „Du, Eckert, ich bitte dich, laß ihr Zeit. Denk, was hinter ihr liegt und was sie noch mit sich auszumachen hat."

„Daß ihr mich doch alle für ein Stück Vieh haltet! Sie wird kein unrecht Wort von mir hören und keinen falschen Blick sehen. Dazu erbarmt sie mich viel zu sehr, aber wenn ... Ist ja dummes Zeug, aber ich glaube, dann würde ich wieder ein Mensch."

„Bist du ja immer gewesen, Eckert. Oh, ihr Männer, ihr Männer!"

„Ach, das sind ja nur dumme Gedanken."

„Freilich. Jetzt geh an deine Meiler."

Sie ging noch einmal ins Haus, hatte die Schere in der Hand, schnippte spielend damit, daß es klappte, lachte und trat zu der Kranken: „Du, jetzt habe ich den Bären geschoren. Du wirst ihn gar nicht wiedererkennen." Dann ernst: „Sei gut zu ihm. Er ist ein ehrlicher Kerl, wenn er auch im Gefängnis gesessen hat."

„Du lieber Himmel, das Gefängnis! Da sind die schlechtesten Menschen noch lange nicht. Die schlechtesten kommen nicht hinein."

„Morgen komme ich wieder."

Da nahm die Fremde ihre Hand. „Was seid ihr für Menschen! Draußen hätten sie mich liegen lassen. Vielleicht hätte eines mit dem Fuße nach mir gestoßen. Wie soll ich dir das danken?"

„Gar nicht. Wir wissen es nicht anders, als daß wir helfen, wo wir Not sehn und nicht fragen, wem wir helfen. Die draußen halten uns für halb wilde und gottlose Menschen. Zu solchen bist du gekommen. Bei einem der schlimmsten

wohnst du, und über acht Tage sollst du mir sagen, ob er nicht dennoch ist wie ein Kind. — Nun schlaf und grüble nicht."

So war des Lindolfs verirrter Schatz geborgen und blühte langsam auf unter einem ganz schlichten, rauhen Menschentum. Eckert war geradezu ritterlich gegen das Weib, forderte kein Vertrauen, erwartete es nicht einmal und gewann es doch.

6.

Als Zorge, aus dem Landfriedhause kehrend, die Dreisabrücke unterhalb seines Hofes überschritt, kam ihm sein Kind entgegen.

„Wie geht es Florian?"

„Gut, Mädel."

Sie sah ihn forschend und bittend zugleich an. „Wann kommt er?"

„Wollen sehn."

So verheimlichte er ihr die Abmachung. Susanne aber war nun Geselle im Freuen. Sie versuchte nicht, den Vater zu bewegen, den Liebsten zu rufen. Zeit und Entfernung bedeuteten ihr keine Trennung mehr. Ihre natürliche Anmut blühte schöner als je. Sie war zum Weibe geworden, wissend und rein. So baute sie auch inwendig an der Zukunft. In der sah sie keine himmelstürmenden Gluten, aber alles war in Licht getaucht. So fühlte sie sich in kommende Tage hinein, freute sich dem Liebsten entgegen und übersah derweile hellen Auges doch nicht, was der Tag brachte. Nie hatten ihr die Wasser heller gesungen, nie die Vögel froher gejubelt, nie die Blumen bunter geblüht. Alles hallte in ihrer Seele wider. Wann hätte sie je wieder einmal grübelnd hinter dem Tische gesessen? Das war vergangen wie Winterschnee. Sie lebte in gesundem Jungsein, arbeitete, sah dann und wann einmal träumerisch vor sich hin und lächelte dabei ein versonnenes, kleines Lächeln.

Dem armen Arno Lindolf weihte sie eine stille Träne, dem

Liebsten streckte sie im Geiste die Hand entgegen und bat ihn: „Hadre nicht und baue weiter an unserem Leben. Du sollst sehen, wie schön es wird." Für das irrende Weib, das Eckert aufgenommen, hatte sie ein schwesterliches Herz, das einzig Mitleid fühlte und nicht daran dachte, einen Stein aufzuheben.
Zorge ging seinem Kinde mit beobachtenden Augen nach und suchte nach einem Zuge, der ihm innere Unfreiheit verraten hätte, aber er fand ihn nicht. Susanne war inwendig ganz von Freude überblüht, ihr Gang war leicht, auf ihren Wangen stand ein lichtes Rot, in den Augen lebten Güte und ein kindliches Vertrauen.
Sie feierten an den Abenden den Frühling miteinander auf der Bank vor dem Hause, und in all den Tagen fiel kein tief schürfendes, grüblerisches Wort. Zorge redete davon, wie es dem Florian ein leichtes sein werde, mehr Felder unter den Pflug zu nehmen. Er habe darin gesündigt, das wisse er. Auf der Ebene droben hinter dem Hause habe er an die zehn Morgen Feld zu Wiesen gemacht. Jetzt hätten sie soviel Futter, daß sie in keinem Jahre den zweiten Schnitt brauchten. Das könne leicht wieder geändert werden. Die Schonung am Tännicht drüben gedeihe nicht. Da sei Wiese gewesen. Warum es nicht wieder zu Wiese machen? Er habe seine Wirtschaft verkleinert, weil er geradezu nicht mehr bauen wollte, als sie selber bedurften. Von seinem Vater aus und dann auch von Susannes Mutter her sei ein gutes Vermögen da. Beides sei nicht angerührt, im Gegenteil, es sei gewachsen. Wozu aber nur um Vermehrung des Besitzes arbeiten? Geld sei etwas, das an sich nur dem Geizhalse Freude mache. Den andern mache es nur dann Freude, wenn es sich in irgend etwas verwandle, wenn man damit sein Leben schöner gestalten könne, es damit vorwärts bringe. Beides wäre für ihn nicht in Frage gekommen. Er habe seine Freude in den Büchern gefunden. Für die brauche er nicht viel anzulegen. Es sei nun einmal so, daß man für

das Beste am wenigsten zu zahlen brauche. Die Freude an Hang und Wald und Wiese, an Vogelstimmen und Wolkenzug, die koste vollends gar nichts.

Wenn aber nun der junge Florian komme, dann solle es ein rechtes Bauernleben auf dem Hofe werden. Im Stalle brauche nur die Wand weggenommen zu werden, die Zorge habe einziehen lassen, dann könnten sie gut und gerne ihre fünfzehn Stück Vieh halten. Gesinde käme ins Haus, wie das zu des Großvaters Zeiten immer gewesen sei, und zum Markte fahre dann Frau Susanne Günther mit ein Paar flinken Pferden.

Was waren das wieder für Abende! Sage keiner, daß man nicht Luftschlösser bauen solle. Man soll Luftschlösser bauen. Was ist es für ein herrliches Bauen in lauter sonniger Freude! Das Zusammensinken aber geschieht so ohne alle Polterei, daß keines dabei erschrickt. Es kracht kein Balken, poltert keine Treppe, klirrt kein Fenster, alles verschwindet in Luft und läßt doch ein flutendes Sonnengewirbel zurück.

Indes Zorge und sein Kind auf der Hausbank saßen, bummelte der Frühling in gemächlicher Ruhe durch das Land und ging mit seinen Kindern, die mit verwunderten Augen um sich sahen, spazieren. Vor acht Tagen hatte er die ersten Schlehenblüten an der Hand gehabt, hatte die Verschüchterten auf feine Stühlchen gesetzt und gesagt: „So, Kinder, hier wartet ein Weilchen. Morgen kommen die andern, dann könnt ihr mit ihnen spielen." Dann wieder nahm er ein paar Vergißmeinnicht an der Hand. Ei, ei, wie ihr friert. Kommt, drunten im Grunde ist's wärmer. Da bläst der Wind nicht so arg." Indessen gingen die Hundsveilchen und die Butterblumen und die Wiesenschaumkräuter selber keck und unternehmungslustig auf die Wanderschaft, spielten mit den ersten Immen Verstecken, der Mond lachte verschmitzt mit einem Auge und hielt sich eine kleine Wolke als Taschentüchlein vor den kichernden Mund, daß die drun-

ten nicht sähen, daß selbst so ein alter Herr noch lachen könne. Er meinte, das schädige sein Ansehen, und er machte sich beizeiten wieder davon, weil er sonst zuletzt doch laut gelacht hätte über das Erdenvolk, das tat, als sei niemals zuvor ein Jahr gewesen wie dieses. Als der Frühling aber heute morgen wieder über die Berge gekommen war, ganz versteckt einen Kuckuck in der Hand hinter dem Rücken haltend, da war ihm der zwischen den Fingern durchgeschlüpft, war ins Walddickicht geflogen und hatte den Frühling ausgelacht, der sich für unendlich weise hielt und nicht sah, wieviel ihm derweile aus den Taschen gehüpft und davongeflogen war. Da machte es der Frühling wie alle weisen Leute. Er stand auf dem Berge, lachte und sagte: „Ei, ihr lustiges Gesindel, wenn ihr es durchaus besser verstehn wollt, dann zu", und als ihn der tückische Reif am Rocke zupfte: „Soll ich noch einmal unter sie fahren?" da machte er ihm ganz böse Augen: „Untersteh dich!"
Er lachte wieder und lachte gerade in die Augen des feingliedrigen Mädchens hinein, das auf dem Zorgehofe im offenen Kammerfenster lehnte, den Kuckuck hörte und ihn fragte: „Kuckuck, wie lange muß ich noch warten?" — Da gebot der Frühling lachend: „Halt den Schnabel, das verstehst du ja doch nicht", und der Kuckuck schwieg. Wieder fragte das Mädchen: „Wie lange werden wir zusammen leben, der Flori und ich?" — „Schrei", gebot der Frühling, und der Kuckuck schrie, bis sich Susanne verzählte und sagte: „Sollen wir denn steinalt werden?" Das Mädchen fragte ganz leise: „Wieviel Kinder werden wir haben?" Dabei war ihr Gesicht in Morgenröte getaucht. Da klatschte der Frühling vor Lachen in die Hände. „So eine Neugierige! Wart', das sollst du büßen." Und zum Kuckuck: „Sperr den Schnabel auf, schrei! Feste, immer feste! — Es sei genug? Ach, was verstehst du davon? Los, immer los", bis Susanne das Fenster zuschlug: „Dummer Kuckuck, das gibt's ja gar nicht."

So war der Frühling. — — —
Auf dem Trögehofe saß Bruno Tröge neben der Mutter. Die Fenster standen weit offen, Erwin ackerte, Erdmute ging schweren Schrittes im Hause hin und wider. Es war nicht mehr weit dahin, daß ein junges Leben die Augen zum Frühling aufschlug. So langsam hatte der alte Tröge den Eismantel von seinem Gemüte abgetan. Er blieb nüchtern, wie er zeitlebens gewesen war, aber er begann, die Augen vor dem Neuen, das gut war, nicht mehr eigensinnig zu verschließen, redete mit dem Jüngsten über den Brief, den der Schwager geschrieben und in dem ein herzliches: „Er ist mir willkommen!" über allem anderen stand. Das andere war auch nicht von der Hand zu weisen. „Eine halblahme Hand hat er?" stand da, „ach, ich hatte einen Knecht, der eine ganz lahme, verkrüppelte Rechte hatte, und nie war einer tüchtiger. Meine Frieda hat den Nachbarssohn geheiratet, und sie haben ein gutes Auskommen. Die Kleine ist noch ein Springinsfeld mit ihren sechzehn Jahren, aber sie wird schon recht werden. Da sorge ich mich nicht drum." — Nun schmiedete der alte Tröge wieder Pläne. Er konnte es nicht lassen, und Hannelore neckte ihn damit, daß sie sagte, das Kuppeln sei bisher ein Vorrecht der Weiber gewesen. Nun scheine es anders zu sein, aber das sei nicht verwunderlich, da man sich ja in der heutigen Welt überhaupt nicht mehr auskenne. Eines Tages nagelte es der alte Tröge sogar vor ihr auf den Tisch: „Am Ende ist es gut, wie es gekommen ist."
„Nein", sagte Hannelore, „die lahme Hand brauchte nicht zu sein, aber man muß sie in Kauf nehmen und froh sein, daß es nicht noch ganz anders kam."
Da schwieg der Bauer, aber er setzte sich neben sein Weib und begann nach einer Weile wieder: „Frau, es will mir nicht aus dem Kopfe, daß es mit der alten Verkündigung am Ende doch etwas auf sich hat."
Hannelore aber, das schlichte, tiefe Gemüt, sagte: „Vater,

auch ich habe nun oft darüber nachgedacht. An dem Worte liegt es nicht. War Elsabe mehr als ein Mensch? Nein. Wenn es an etwas liegt, dann am Menschen selber. Es hat zu allen Zeiten gute und ungute gegeben und ist zu allen Zeiten geschehen, daß die Treue gebrochen wurde wie ein Haselstecken, und zu allen Zeiten ist es vorgekommen, daß eins das andere betrog."
Da legte der Bauer seine Hände vor sich hin. „Darin haben sich doch unsere Jungen rein gehalten, der Erwin und der Bruno, das muß ich sagen, und ist auch der Kleine manchmal ein bißchen wild gewesen, das hätte er doch nicht fertiggebracht."
„Vater", sagte die wissende Hannelore leise und legte die Hände ineinander, „Vater, es ist hart am ganz großen Elend vorbeigegangen."
Der Bauer verstand sie nicht. „Mutter", fuhr er fort, „wie wäre es, wenn ich den alten Brautkranz verbrennen würde?"
„Tue es. Wir wollen aufräumen mit alter Not, wenngleich es an dem Kranze auch nicht liegt."
Tröge ging die Treppe hinauf, kehrte zurück und trug ein vergilbtes Papier in der Hand, in dem es unter seinem Griff raschelte und knisterte. Er schlug es auseinander. Da lag ein braun geworden Myrtenkränzlein mit gelben Blüten, die zerstäubten, wenn man sie berührte. Was ist es doch um ein welkes Myrtenkränzlein! Die Greisin nimmt es zur Hand, gleitet mit linden Fingern darüber und flüstert: „Du mein lieber, lieber Kranz!" Und der Hochzeitstag wird lebendig, die Sonne strahlt, die Augen leuchten, die Orgel rauscht, Glockenklang hallt von den Hängen wider, und neben einem jungen Mädchen geht der Herzallerliebste, preßt ihren Arm, neigt sich herab zu ihr und fragt so leise, daß es kein anderer hört: „Bist du nun glücklich?" Und sie: „Ja, und wir wollen uns immer lieb haben." — „Immer." — Und der Witwer nimmt den Kranz zur Hand: „Den trug mein liebes, liebes Weib. Nun schläft sie im Grabe, ließ mich allein und

weiß gar nicht, wie bitter weh sie mir getan hat, sie, die mir sonst nur Liebes erwies."
Furchtbar aber ist es, wenn die Myrte welkte, weil die Schuld mit ihrem Gluthauche darüber blies und das grüne Leben verdorren ließ.
Hannelore sah mit gütigen Augen auf das Kränzlein: „Elsabe!" Und: „Gott sei Dank!" Dann zu ihrem Manne: „Lege ihn ins Feuer." Sie standen an dem Ofen. Ein Husch, eine einzige reine, rote Flamme zuckte über den Kranz. Da war er weg. „Nun ist alles ausgelöscht", sagte Hannelore.
Da trat Bruno herein, sah die andächtigen Gesichter von Vater und Mutter und fragte: „Was habt ihr?"
„Wir haben Elsabes Brautkranz verbrannt", antwortete Hannelore.
„Den, von dem die alte Mär ging?"
„Den."
Bruno ließ sich am Tische nieder, das Gesicht überglüht. Die Uhr tickte, und der Frühling schlug gegen die Fensterscheiben: „Laßt mich ein. Jetzt ist nicht Zeit zu Ernst und Rückwärtssinnen. Vorwärts, das Leben steigt zu Berge!"
Der junge Bauernsohn riß sich auf. War das noch das Gesicht des jungen Menschen, der täppisch nach Susanne Zorge gelangt? Ja, es war das runde Gesicht Bruno Tröges, aber es stand über einem andern Herzen. Das war fest geworden, klar und männlich, hatte die Schuld gestreift, daß ein Stäubchen von ihr an ihm hängengeblieben war, und hatte ehrlichen Fleiß aufgewendet, den Flecken abzuwischen, hatte an sich und in sich gearbeitet. Nun war er zu Rande damit. Der Frühling klopfte, das Leben stieg zu Berge. Wie Bruno die Hände kurz und entschlossen bewegte, wie er mit fester, tönender Stimme sprach. „Vater", sagte er, „das muß ich noch ins reine bringen. Rede mir nicht mehr dagegen. Ich möchte es nicht hinter deinem Rücken tun müssen, aber wenn du es mir verwehren willst, dann kann ich nicht anders."

Tröge murrte. „Junge, was sollen sie von dir denken?"
„Sie sollen denken, was sie mögen. Ich weiß, warum ich's tue. — Du weißt, um was es ging. Es ging um Leben und Sterben. Zweimal ging es darum. Erst mit der Brechstange, dann mit dem Beile. Den Mut habe ich gehabt und sollte den andern nicht haben?"
„Und deine Hand?"
„Die Hand? Vater, — — ich hätt's nicht anders gemacht. — Ich gehe. Jetzt zu dem Florian, heute abend auf den Hof, morgen hinab zum Oheim. Lebt wohl. Es ist schwer, aber in etlichen Stunden habe ich's hinter mir." —

7.

Die acht Tage, die Zorge dem alten Landfried bezeichnet, waren abgelaufen, stille, ernste Tage für den Einsamen am Eichbache.
Es war die letzte Nacht auf dem Köhlerplane. Der Mond stand am Frühlingshimmel, und die Wälder waren voll stiller, starker Verheißungen. Florian lehnte in der Haustür und redete mit dem, der die Erde durch das Firmament leitet. Redete mit ihm nicht in Worten, stand noch nicht ganz breitbeinig und fest vor ihm, aber die Seele, die ihn suchte und fand, war frei. Alles Grübeln mündete in ein tiefes Danken. „Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast. Nimm mich, wie ich bin, und hilf, daß ich werde, wie du mich haben willst. Ich will das meine dazu tun. Du hast mich durch schwache Stunden geführt und hast mich Herr sein lassen über mich. Habe Dank! Wenn du mir Schuld vor die Füße stellst, dann will ich stille davor sein und mit keinem richtenden Worte mich überheben. Die Freude will ich dankbar aus deiner Hand nehmen, und dem Leide will ich mich beugen, aber laß mir mein Mannesbewußtsein. Ich glaube an dich, aber ich will

auch an mich glauben. Laß dir meine Arbeit Dienst sein. Wenn ich mit dir rede, so übersiehe es, daß ich's nicht besser kann, als ich's tue. Hilf mir dazu, daß ich wenigstens denen, die alle Tage um mich sind, etwas sein darf. In die Weite begehre ich nicht, aber wo ich stehe, da möchte ich ganz stehn. Verzeihe mir, wenn ich über Worte strauchele und nicht damit fertig werden kann. Laß dir mein ehrlich Wollen genügen und hilf mir, daß ich ehrlich bleibe. Das will ich und das werde ich. Soviel darfst du mir zutrauen. Ehrlich werde ich sein. Was ist es schön, zu wissen, daß du immer da bist. Hab Dank, daß ich's wissen darf. Es ist so schön. Hab Dank!"

Tief, tief hinein wuchs der Grübelnde in seinen Gott, tief hinein in seine Menschenbrüder.

Des Windes Atem ging über die Wälder, und Florian spürte es nicht. Die Sonne kam und umgoldete sein Haupt. Da reckte er sich. „Es beginnt ein neues Leben!"

Florian ließ im Köhlerhause alles wie es stand und lag, langte den Käfig mit dem Alten vom Nagel, setzte den Hut aufs Haupt, trat vor die Tür, ließ den Blick auf dem schwarzen Rund der Meilerfüße ruhen, blickte an der Felswand hinauf, über die herab Arno Lindolfs Turmseil gebaumelt, dachte an den Freund und dankte ihm noch einmal. „Du Vielgetreuer! Ein Blatt mit etlichen Zeilen hat es deinem Bruder zur Pflicht gemacht, das, was du in mehr als fünf sparsamen Jahren erwarbst, dem Mädchen zu geben, das du lieb gehabt hast. Und der Bruder, der grade, wackere Mensch, hat deinen Willen erfüllt, hat kein Wort des Tadels gehabt, weder gegen dich noch gegen das Mädchen, ist gekommen, hat dich geholt und dich daheim neben Vater und Mutter gebettet. Da schläfst du. Daß du sehen könntest, wie sich das Mädchen langsam wieder zurechtfindet, wie demütig sie ist, wie dankbar sie nimmt. Daß du das sehen könntest. Und Eckert! Was ist schon jetzt aus dem geworden! Wie er vorausdenkt und plant und wieder auskommt mit Menschen

und Gesetzen. Hat er mir nicht heimlich gesagt, daß er hofft, das Mädchen werde ihn vielleicht doch über kurz oder lang heiraten? Und dann will er nach Dreiacker hinaufziehn und ein Bauer werden. Arno Lindolf, wenn du das sehen könntest!"
Und über das Eichbachbrücklein schritt Florian Günther.
„Ei, ei, du Steg aus Fichtenstämmchen, nicht einmal so stark wie mein Arm. Was bringst du doch fertig! Berge und Ströme und Meere sollen Menschen von Menschen scheiden? Ein Brücklein tut es, ein winzig Brücklein. Und Reinheit und Schuld sollen sein wie Gebirge? Ach, ein Atemzug sind sie, ein Sandkorn, und an einem Brücklein können sie hängen. — — Susanne!"
Da war des Landfrieds Haus, da stand Frau Eva und steckte ihrem Kerl ein Veilchen ins Knopfloch, und die kleine Sophie lief einher mit einem Blumenkränzlein auf dem Haupte, wippte vorsichtig, daß die Zier nicht herunterfalle, und der Bube sah aus wie der Frühling selber, hatte in jedem Knopfloch eine goldene Primel, und die Mutter hatte die Ärmel hochgestreift, badete ihre Arme in Sonne und Frühlingsluft und lachte aus ganz glücklichen Augen.
Hermann Landfried war ein wenig verlegen und sagte zu Florian: „Ach, weißt du, das macht das Mädel. Die ist immer so närrisch."
„Freilich", sagte das ‚Mädel' darauf übermütig, „so bin ich, und so bleibe ich, und ich bin froh, daß ich so närrisch bin."
Darauf lachte ihr Florian Günther ins Gesicht: „Morgen bin ich auch so."
Eva Landfried trat ihm zwei Schritte entgegen: „Das war das Gescheiteste, das du seit langer Zeit gesagt hast."
Die Abrechnung mit dem alten Landfried vollzog sich rasch. Es stimmte alles aufs Tüpfelchen. Vater Landfried redete noch einige gute Worte und unterstützte sie durch Bibelsprüche, aber es war wunderlich: die Sprüche hatten für Florian ein ander Gesicht als früher.

Er hätte wohl dem Vater und Susanne entgegengehen können, aber da es ausgemacht war, daß er sie hier erwarten sollte, blieb er und plauderte mit Hermann Landfried und seinem munteren Weibe. —

Zorge und sein Kind waren unter des Frühlings Angesicht dem Walde zugegangen. Susanne eilte vorwärts, so ruhig sie auch äußerlich schien.

Da lächelte der Vater: „Ich denke, du bist nun Geselle, Mädel?"

Susanne drängte sich, den Schritt verlangsamend, an ihn: „Vater, wann macht man denn nun eigentlich das Meisterstück?"

„Gott erspare es dir", antwortete der Bauer ernst, „es genügt, daß einer Geselle ist. Mancher bringt es nicht einmal zum Lehrbuben. Geselle sein ist schon sehr viel. Meister, Kind, das wird von hundert Gesellen kaum einer, weil er oft am Meisterstück selbst die Gesellenarbeit verlernt und wieder unter den Lehrbuben herabsinkt. Den Meister macht nur das Leid. Gott erspare es dir. — — Sieh da, wie das Rotkehlchen heräugt. Was das doch für hübsche Tierchen sind. — Ich glaube, der Flori wartet schon auf uns."

Der Flori wartet.

„Was hast du eigentlich da in dem Packen, Vater?"

„Etwas für uns und den alten Landfried."

„So."

Sie trafen sich vor dem Hause der Landfrieds und — wunderbar, Florian und Susanne fanden sich allein vor dem Hause, als die andern längst in der Stube waren.

Dann stand es auf dem Tische, was der Vater im Packen gehabt, hatte lange Hälse und grünsilberne Köpfe, lugte mit glitzernden Augen und brüstete sich mit einem vornehmen Namen auf weinlaubumranktem Papier.

Der alte Landfried eiferte wieder: „Mein Haus ist ein christlich Haus, im Wein aber wohnt der Böse."

„Am Ende doch nicht", erwiderte Zorge mit feinem Lä-

cheln. „Es ist auch eine Weisheit, die ich von dem lieben Doktor Ranke habe. Der schrieb: Wenn man einen guten Wein trinkt, dann muß man das mit Andacht tun. Gut ist der Wein. Er liegt allein bei mir länger als zehn Jahre und war schon von Geburt an ein rechter Kerl. Früher habe ich dann und wann, wenn ich in der Nacht meine Bücher zuklappte, ganz für mich noch ein Glas getrunken. Das wird aber auf die Dauer zu einsam. — Komm, Landfried, stoß an. Ich bringe dir's in Dank. Du bist ein ehrlicher Mensch."
Landfried stieß mit Zorge ernst und langsam an, die Gläser der andern klangen lustig, die heitere Eva Landfried fand ein Scherzwort.
Dann baute Zorge auf wie ein freigebiger Reicher. „Morgen oder übermorgen geht ihr zum Pfarrer, Susanne und Flori. — In vier Wochen ist Hochzeit. — Hermann, du könntest Trauzeuge sein, du und der Erwin. Ich denke, wir wollen eine frohe Feier halten."
„Gut", sagte Eva Landfried darauf. „Wir kommen. Natürlich kommen wir, aber das sage ich dir, Zorge, die Gescheitheit, die läßt du an dem Tage draußen."
Da lachte der Bauer, daß es gegen die Decke schmetterte: „Eva, du weißt gar nicht, wieviel Gescheites du eben gesagt hast. — Ich verspreche es dir, die Gescheitheit bleibt draußen. Kein gescheites Wort fällt. Überhaupt nichts wieder, das in der Luft fliegt."
„Ach", setzte Eva Landfried dagegen, „fliegen kann es. Immer laß es fliegen. Nur nicht immerzu bohren und graben."
„Mädel, du bist dumm", sagte Hermann Landfried, „oder macht das der Wein?"
Zorge aber legte ihm die Hand auf den Arm: „Du, es ist gut, daß sie nicht weiß, wie gescheit sie ist."
Guten Wein muß man mit Andacht trinken, und auch die Fröhlichkeit ist Andacht. Drei Flaschen alter Wein, der schon von Hause aus ein gerader Kerl war und dazu sechs

Leute, die jahrelang kein Tröpflein auf die Zunge brachten, es sei denn, wie bei den Landfrieds, ein wenig saurer Most, hei, du lachende Freude!
Die letzte Flasche war zur Hälfte geleert. Florian und Susanne hatten am wenigsten getrunken, am wackersten hatten sich Zorge und Hermann Landfried dahintergelegt. An Zorge rüttelte der Wein vergeblich. Der Köhler aber war lustig, wie ein rechter Mann es dann und wann sein muß, damit ihm die Erde an den Stiefeln nicht gar zu schwer wird. Kein knabenhaftes Lustigsein, nur die Seele hat Flügel, und Hirn und Herz sehen keine Hindernisse im Wege. Die letzte Flasche war zur Hälfte geleert, da langte Eva Landfried danach.
„Mein Kerl, heute ist Feiertag. Die tragen wir zu dem armen Hascher in Eckerts Hütte."
Da flog ein huschendes Wölkchen wie ein Schatten über die Stube. Weg war es.
Sie traten aus dem Hause, Florian und Susanne Hand in Hand, das Mädchen den Käfig mit dem Alten in der Linken, nüchtern vom Weine, aber einen süßen Rausch über dem Herzen. Zorge ging kaum ein wenig breitbeiniger als sonst, Hermann Landfried aber gab dem Türpfosten einen leichten Stoß, weil der ihm nicht aus dem Wege ging. Der alte Landfried, der derweile lange zu den Meilern gegangen war, trat heran, reichte Florian die Hand und sagte: „Der Herr sei mit euch!"
Darauf verabschiedeten sich die jungen Landfrieds von den zweien, und Hermann versprach, daß er den Ziehbalg zur Hochzeit mitbringen werde. Eva nahm ihres Mannes Arm, rief dem Vater zu, daß sie zu Eckert gingen, schwenkte in den Weg ein und jagte die Kinder, die sich den Eltern anschließen wollten, zurück. „Ihr braucht nicht dabei zu sein, wenn die Alten einmal mit dem Frühling um die Wette rennen wollen."
„Rennen willst du?" fragte Hermann Landfried verwun-

dert, „nein, Mädel, das, das — kann ich wirklich nicht mehr. Ich weiß nicht, ich weiß nicht ..."
Da gab ihm die Frau einen Kuß. „So, jetzt weißt du's. — Komm! Herrgott, was ich mich freue, was bist du doch für ein Kerl!"
„Du rennst ja nicht."
„Doch, mein Herze rennt."
„Ach so. — Mädel, wir wollen eins singen."
„Nur nichts Gescheites. Ganz was Dummes: Der Mai ist gekommen." —
Zorge stand noch einen Augenblick neben dem alten Landfried. Der kam noch immer nicht aus seiner Unfreiheit heraus. Er redete dies und redete das, ärgerte sich über Zorges lachendes Gesicht und spürte, daß er an den Mann nicht herankam.
„Denke doch", sagte er, „wie es hätte werden können! Wenn der Lindolf ein anderer war, ein Leichtsinniger, und den Florian ansteckte oder ..."
„Jungen müssen gewagt werden, wenn sie Männer werden sollen. Du kommst doch zur Hochzeit, Landfried?"
„Nein, ich muß bleiben, wie ich bin. Leb wohl, Zorge."
„Leb wohl, Landfried, und hab Dank." —
Der Bauer holte die Vorausgehenden ein. Sie plauderten. Die Heimkehrenden traten aus der Waldpforte. Da sahen sie etliche hundert Schritte vor sich Bruno Tröge, der ihnen entgegenkam.
Er stutzte und stockte einen Augenblick, dann kam er entschlossen auf sie zu. Florians Augen waren scharf und erwartungsvoll. Er reckte sich.
„Tag", grüßte Bruno. „Jetzt kann ich mir den Weg in den Wald sparen und den auf den Hof auch. Nun geht's in einem. — Florian, ich habe zu dir gewollt."
Er sagte es langsam und volltönend, aber ein feines Schwingen seiner Stimme verriet, daß er seiner inwendigen Bewegung doch nicht völlig Meister war.

Da verstand ihn Zorge. Er legte Bruno Tröge die Hand auf die Schulter. „Junge, das hast du gut gemacht."
Florian wußte noch nicht recht, wo es hinaus wollte. „Zu mir hast du gewollt?" fragte er.
„Ja."
„Und?"
„Es ist doch noch etliches zwischen uns in Ordnung zu bringen."
„Von mir aus nicht. — Ich wünsche dir alles Gute, aber...
„Ich dir auch, und deswegen komme ich. Wenn du kannst, dann vergiß..."
Da nahm Florian rasch seine Linke. „Bruno, so ist's gemeint? Herrgott, habe ich denn heute Geburtstag?"
„Denke von mir, was du willst", begann Bruno Tröge wieder, „ich weiß, warum ich's tue, und nun ist's fertig."
Er wollte Florian seine Hand entziehen, der aber hielt sie fest. „Nun ist's fertig. Nun ist auch das Letzte da, das, was noch gefehlt hat. Ich denke, wir zwei wissen nun, was wir aneinander haben, Bruno."
„Kommt", sagte Zorge, „wir können doch nicht mitten im Wege stehenbleiben."
Er fragte nach Hannelores Bruder und danach, wie Bruno sich nun das Leben einzurichten gedenke, wie es Erdmute gehe und was der Vater mache.
„Ach", sagte Bruno lächelnd, „der hat wieder so allerlei im Kopfe."
Susanne ging für einen Augenblick an Brunos Seite und sagte leise, daß nur er es hören konnte: „Bruno, habe Dank."
Da sah er sie mit einem langen, ernsten Blicke an.
An der Dreisabrücke trennten sie sich und schüttelten sich noch einmal herzhaft die Hände. Dann stiegen die drei vom Zorgehofe jenseits, Bruno Tröge stieg diesseits zur Höhe.

